H. misc. 187-4 Baur

<366287738400017

<366287738400017

Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 187-4 B.

Denkwürdigkeiten

aus der

Menschen- Völker-

und

Sittengeschichte

alter und neuer Zeit.

Zur

angenehmen und belehrenden Unterhaltung

für alle Stände.

Von

Samuel Baur,

Königl. Würtemberg. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

Vierter Band.

Ulm, 1822.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Innhalt.

Erste Abtheilung.

Biographie.

Seite.

Ignaz de Lojola, Stifter des Jesuiter-Ordens. 8.

1. Bedeutung des Jesuiter-Ordens und Jugendgeschichte des Stifters desselben. —
2. Eine seltsame Bekehrung und geistliche Ritterschaft. 7.
3. Reise nach Jerusalem. 12.
4. Aufenthalt in Jerusalem und Rückreise nach Spanien. 17.
5. Beschäftigungen zu Barcellona, Alcala und Salamanka. 21.
6. Studien zu Paris. Geistliche Ordensverbindung. 26.
7. Rückkehr ins Vaterland, Reise nach Italien und Verrichtungen daselbst. 31.
8. Päbstliche Bestätigung des Jesuiter-Ordens. Geist und Bestimmung desselben. 37.
9. Ausbreitung des Ordens bis zum Tode seines Stifters. 44.
10. Ignazens Charakter und Canonisation. Endliche Schicksale des Ordens. 51.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Heinrich Loritus Glareanus. 56.
II. Franz von Macedo. 59.
III. Boileau. 61.

Seite.

IV. Molain, 63.
V. Zur Charakteristik Peters des Großen, Kaisers von Rußland. 67.
1. Würdigung der Schifffahrt. —
2. Erfahrung macht den Meister. 71.
3. Peters Methode, dem Luxus zu steuern. 72.
4. Schmeichelei und Aufrichtigkeit. 74.
5. Das Skelett. 76.
6. Schicksale des Tabackrauchens in Rußland. 77.
7. Belohnung des Verdienstes. 78.
8. Der bestrafte Günstling. 82.
9. Pünktlichkeit im Dienste. 83.
10. Buchstäblicher Gehorsam. 85.
11. Maschinenmäßige Pünktlichkeit. 86.
12. Gerechtigkeitsliebe. 87.
13. Freimüthige Aeußerungen über das Geschenknehmen der Fürsten. 88.
14. Die Tugend auf der Probe. 90.
15. Der Toast. 91.
16. Seltener Edelmuth. 92.
17. Das Meditiren. 93.
18. Die Perücke. 94.
19. Die possierliche Schildwache. 95.
20. Abschreckendes Beispiel. 96.
21. Ehrfurcht vor dem heiligen Nikolaus. 97.
22. Die Etikette. 99.
23. Wer soll dem andern weichen? 102.
24. Grausamkeit des Czar Peter. 104.
VI. Pabst Clemens XIV. 106.
VII. Der Biblioman Naigeon. 109.
VIII. Der Postdirektor Lavalette. 111.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

Das Edict von Nantes.
Gemählde französischer Religionsverfolgungen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. 114.
1. Ausbreitung der Reformation in Frankreich. Verfolgung der Protestan en. Die Bartholomäusnacht. —
2. Religionskriege. Treulosigkeit der Regierung. Ermordung König Heinrichs des Dritten. 121.

Seite.

3. Thronbesteigung König Heinrichs des Vierten. Fortdaurende Empörungen. 130.
4. Heinrich begründet die Religionsfreiheit der Hugonotten durch das Ediet von Nantes. 137.
5. Schickfale der Hugonotten nach dem Tode Heinrichs des Vierten. 142.
6. Charakteristik des Cardinals Richelieu. 148.
7. Die Belagerung von Rochelle. 153.
8. Einnahme von Rochelle. Entwaffnung der Hugonotten. Ende des Religionskriegs. 163.
9. Gesinnungen Ludwigs des Vierzehnten gegen die Hugonotten. 169.
10. Allerlei drückende Methoden zu bekehren. 175.
11. Dragoner-Bekehrungen. Die Wölfe unter den Schaafen. 182.
12. Widerrufung des Edicts von Nantes. Grausamkeiten. Flucht der Hugonotten und Aufnahme derselben in andern Ländern. 187.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Krieg, um eine Reliquie zu erobern. 194.
II. Der Krieg mit seinen Folgen. Eine Scene aus dem Jahr 1499. 201.
III. Der Fladenkrieg. 203.
IV. Eine schauderhafte Kriegsscene aus dem Königreiche Fez. 205.
V. Oeffentlicher Zweikampf zwischen einem Deutschen und einem Italiener. 207.
VI. Meutereien englischer Seeleute. 210.

Fünfte Abtheilung.

Reise-Abentheuer.

I. Schiffbruch eines portugiesischen Ostindienfahrers. Im Jahr 1585. 214.
II. Der Corsar Ali Pegli. 217.
III. Gefahrvolle Fahrt eines hannövrischen Truppenkorps nach Gibraltar. Im Jahr 1775. 218.

Seite.

IV. Reiseabentheuer in einer Herberge. 225.
V. Englische Expedition nach Botany-Bay. Eine Unglücksgeschichte aus dem Jahre 1789. 229.

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Naturereignisse.

I. Erdbeben in Antiochien. 240.
II. Merkwürdiger Ausbruch eines Vulkans auf der Insel Sumbava. Im Jahr 1715. 243.
III. Der große Christenbrand zu Frankfurt am Main. Im Jahr 1719. 248.
IV. Das Erdbeben in Sizilien und Calabrien. Im Jahr 1783.
1. Wie Messina zerstört wurde. 255.
2. Verwüstungen in Calabrien. 259.
3. Bericht eines Augenzeugen über das Erdbeben. 264.
V. Eispalast auf der Newa. 267.
VI. Der Wasserfall zu Terni in Umbrien. 275.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

I. Großer Aufwand bei öffentlichen Festen und Belustigungen. 283.
II. Vermählungsfeier russischer Fürsten. 289.
III Akademische Streue. —
IV. Spitzbuben. 290.
V. Tanzwuth. —
VI. Das Ketzergericht zu Montalto. 291.
VII. Die kräftige Ohrfeige. 293.
VIII. Ehre dem Ehre gebühret. 294.
IX. Sonderbare Lehnspflichten. —
X. Ein gelehrter Streit. 295.
XI. Rosenliebhaberei. 296.
XII. Wie lange Adam und Eva im Paradiese gewesen. 297.
XIII. Filzigkeit. 299.
XIV. Seltsame Einbildung. —

	Seite.
XV. Seltsame königliche Liebhaberei.	300.
XVI. Eine Reliquiengeschichte.	301.
XVII Die Burg Zwingenberg am Neckar.	305.
XVIII. Eine Inquisitions-Geschichte.	310.
XIX. Eine sonderbare Grabschrift.	316.
XX. Königliche Blutsöhnung.	317.
XXI. Kuriositäten vom Taback.	—
XXII. Inquisitions-Opfer.	321.
XXIII. Schmeichelei.	—
XXIV. Merkwürdiges Testament.	322.
XXV. Treue Anhänglichkeit eines russischen Bedienten an seinen Herrn.	—
XXVI. Das Gespenster-Recht.	326.
XXVII. Die Gefängnisse zu Venedig. Aus dem Reisejournal eines Engländers.	331.
XXVIII. Ursache des Donners.	334.
XXIX. Die Antiquität.	335.
XXX. Erklärung einer Inschrift.	336.
XXXI. Außerordentliche Lebensrettung.	338.
XXXII. Das Blümchen Vergiß mein nicht.	340.
XXXIII. Eine Kosackensitte.	341.
XXXIV. Der Küchenzettel.	—
XXXV. Der Geograph Büsching, ein Prophet.	—
XXXVI. Die Buchhändler in London.	342.
XXXVII. Eine schreckliche Erndte.	—

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Karl der Große bestraft die Modesucht.	344.
2. Strenge väterliche Bestrafung.	345.
3. Unedle Rache.	346.
4. Eine kaiserliche Mahlzeit.	—
5. Trauriges Ende großer Herren.	347.
6. Gedemüthigter Stolz.	348.
7. Beispiel seltsamen Aberglaubens.	349.
8. Der Herzog Albert der Beherzte von Sachsen.	350.
9. Des Menschen wahrer Werth.	—
10. Aus der Hölle ist keine Erlösung.	351.

		Seiter
11.	Subordination.	351.
12.	Türkische Grausamkeit.	—
13.	Kaiser Karl der Fünfte als Feind der Protestanten.	353.
14.	Hutten, Sickingen und die Mönche.	355.
15.	Der Edelmann und der Mahler.	356.
16.	Verjagung der Mönche aus Straßburg.	—
17.	Bedenklichkeit, die Auflagen zu erhöhen.	357.
18.	Verdiente Beschämung.	—
19.	Päbstliche Eigenheiten.	—
20.	Frommer fürstlicher Sinn.	358.
21.	Der Ritterschlag.	359.
22.	Die Geburt König Heinrichs des Vierten.	—
23.	Aufrichtiges Geständniß.	360.
24.	Freude zur Unzeit.	361.
25.	Wahrheit zur Unzeit.	—
26.	Grausame Wiedervergeltung.	362.
27.	Königliche Badereise.	363.
28.	Des blinden Dichters Heirath.	364.
29.	Dichterstolz.	—
30.	Beschämung.	365.
31.	Der christliche Bandit.	—
32.	Das Aeussere entspricht nicht dem Innern.	—
33.	Treffende Antwort.	366.
34.	Würdigung der Kleiderpracht.	367.
35.	Das Feuerwerk.	—
36.	Namensunterschrift.	368.
37.	Barbarische Bestrafung.	—
38.	Der königliche Virtuos.	369.
39.	Nationalstolz.	370.
40.	Viel in wenig Worten.	371.
41.	Besonnenheit in der Gefahr.	—
42.	Der Pfarrer und der Dieb.	372.
43.	Der Sackpfeifer und der Wolf.	373.
44.	König Friedrich und Voltaire.	—
45.	Eine angenehme Entdeckung.	375.
46.	Die Minister — im Bette.	376.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Denkwürdigkeiten
aus der
Menschen-Völker-
und
Sittengeschichte.

Vierter Band.

KARLSRUHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erste Abtheilung.

Biographie.

Ignaz de Lojola.

Stifter des Jesuiter-Ordens.

1.

Bedeutung des Jesuiter-Ordens, und Jugendgeschichte des Stifters desselben.

Keine geistliche Gesellschaft, die jemals in der Welt zusammen trat, hat eine größere Bedeutung, einen ausgebreiteteren Einfluß, und somit auch mehr Celebrität erlangt, als die Gesellschaft der Jesuiten. Sie erhob sich nicht allein über alle geistlichen Orden der römischen Kirche, sondern sogar über diese Kirche selbst, und übertraf in der Kunst zu herrschen viele weltlichen Regierungen. Als eine Hauptstütze des päpstlichen Throns, war sie zugleich die gefährlichste Gegnerin der Reformation, und der Protestanten überhaupt. Jesuiten waren es, die an den Höfen der Fürsten nicht allein Eingang fanden, sondern dieselben auch öfters regierten, und

 auf

auf die größten Staatsbegebenheiten sich Einfluß zu verschaffen wußten. Unermüdet thätig und überall wirksam, trugen sie das meiste dazu bei, den katholischen Glauben in allen Gegenden der bekannten Welt auszubreiten. Auch im Reiche der Wissenschaften haben Jesuiten eine merkwürdige Rolle gespielt. Beinahe der ganze Unterricht der Jugend, ja die Leitung aller Stände, war in ihren Händen, und durch ihre Verfassung, die einzige in ihrer Art, erlangten sie eine innere Kraft und Stärke, die fast unwiderstehlich war. Wie von einem geheimen Schnürchen angezogen, konnten alle Glieder dieser Gesellschaft zu den verschiedensten, den gemeinsamen Zwecken des ganzen Körpers angemessensten, Diensten ganz unwillkührlich gebraucht werden. Als Beichtväter an den Höfen, als Lehrer auf Universitäten und Erzieher der Jugend, im Besitz großer Reichthümer, prächtiger Kollegien und Kirchen, und der drückendsten Herrschaft über die Gewissen, leiteten Jesuiten durch ihre Politik die mächtigsten Regierungen nach ihrem Gefallen, und ganze Länder empfiengen ihr Schicksal aus den Händen der frommen Väter. Sie unterjochten Völker, bereicherten sich durch Missionen, trieben einen sehr ausgebreiteten Handel und unermeßliche Geldgeschäfte, und verbreiteten, mit dem Scheine der größten Gelehrsamkeit, Unwissenheit und Fanatismus.

Der zweiten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts war es vorbehalten, eine Gesellschaft zu unterdrücken, deren geheime Gewalt, mit dem Fortgange der Zeit, immer gefährlicher wurde, und immer lautere Klagen veranlaßte. Die Jesuiten, einen Staat im Staate bildend, und ihre Herrschaft und Herrschsucht überall ausbreitend, weckten die Eifersucht ind den Unwillen nicht nur der Fürsten, sondern

auch

auch der Päbste. Die gröbsten Verbrechen wurden ihnen zur Last gelegt, und nach langwierigen Kämpfen und Streitigkeiten wurde der mächtige Orden, mit dem Beifalle eines Theils der römischen Kirche, und unter mitleidigen Klagen eines andern Theils, aufgehoben. Zwar hat der Orden auch nach seiner Aufhebung, insgeheim noch fortgewirkt, und Pius der Siebente, aus der französischen Gefangenschaft zurück gekehrt, suchte ihn, als eine vermeintliche Stütze seines Stuhles, wieder herzustellen. Allein die Jesuiten scheinen sich überlebt zu haben. Die Welt kennt ihre Zwecke, und wird von einem Geiste beherrscht, dem diese an Zahl, Einfluß und Talenten jetzt sehr unbedeutenden Ordensleute nicht gewachsen sind.

Der Stifter und erste General dieses Ordens, der in den Annalen der Geschichte so merkwürdig geworden ist, war der Sohn eines spanischen Edelmanns, mit Namen Don Inigo (Ignaz) de Lojola. Sein Vater besaß in der spanischen Provinz Guipuzkoa im Biscayischen mehrere Güter, unter welchen das Dorf Lojola das Stammgut der Familie war. Hier wurde Ignaz im Jahr 1491 geboren.

Don Betram, der Vater, hatte acht Söhne und fünf Töchter, und unter allen diesen Kindern war Ignaz das jüngste. Er verrieth zwar gute Anlagen und Fähigkeiten, aber sie erhielten wenig Ausbildung, und der Knabe wuchs ziemlich roh und unwissend heran. Als er sein fünfzehentes Jahr zurückgelegt hatte, kam er als Edelknabe an den Hof des Königes Ferdinand des Katholischen von Aragonien, allein auch hier hatte er wenig Gelegenheit, etwas Nützliches zu lernen. An Gedichten fand er viel Wohlgefallen, und er selber soll einige passende Verse in spanischer Sprache gemacht haben.

Mehr aber, als dadurch, zeichnete er sich durch seine Lebhaftigkeit aus, die ihn zu einigen Jugendstreichen verleitete, welche er in der Folge bitter zu bereuen Ursache fand.

Des Hoflebens bald überdrüssig, und begierig, sich durch Thaten hervorzuthun, gieng Lojola unter das Militair. Diensteifer und ein lebendiges Ehrgefühl zeichneten ihn von dem ersten Eintritt in die neue Laufbahn aus, und machten ihn zum Muster für viele seiner Kameraden. Eine vortheilhafte Bildung und sorgfältige Eleganz empfahlen ihn den Damen; und eine Freigebigkeit, welche in Verschwendung übergieng, konnte nicht verfehlen, ihn in Zeiten, wo die Oekonomie in den höhern Ständen weniger als Tugend bekannt war, und das Streben nach Macht den Wunsch nach Reichthum unterdrückte, in den Augen Aller zu heben.

Ignaz de Lojola gehörte während dieser Periode seines Lebens zu den angesehensten Kavalleros, und war allgemein beliebt. Ihm genügte aber dieser Beifall so wenig, daß er vielmehr nach einer Gelegenheit durstete, seinen Heldenmuth zu zeigen, ohne zu ahnen, welchen schlimmen Ausgang seine erste Kriegsthat nehmen, und noch weniger, welche sonderbare Folgen dieser schlimme Ausgang für sein ganzes Leben haben würde. Ein Krieg, den sein Vaterland gegen Frankreich zu führen hatte, bot ihm Gelegenheit dar, sich als tapfern Soldaten bekannt zu machen. Die Franzosen sandten ein bedeutendes Heer über die Pyrenäen, und fanden so wenig Widerstand, daß sie 1521 bis Pampelona vordrangen. Unter dem kleinen Häuflein, welches diese Stadt vertheidigen sollte, befand sich auch unser Ignaz. Gewonnen, oder in Schrecken gesetzt, weigerten sich die Einwohner derselben, gegen die Franzosen

zosen zu fechten. Ignaz bot seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zu edlern Gesinnungen zu bewegen; und als er dadurch nichts gewann, überschüttete er sie mit den bittersten Vorwürfen wegen ihrer Treulosigkeit oder Feigheit, und zog sich vor Aller Augen mit einigen wenigen Gleichgesinnten in die Burg zurück, um zu retten, was noch zu retten war.

Ohne Schwerdtschlag rückten die Franzosen in Pampelona ein, und machten sogleich Anstalten zur Belagerung der Burg. Da die Besatzung derselben nur sehr gering war, so blieb eine Aufforderung zur Uebergabe nicht ohne allen Erfolg. Mit drei Offizieren, unter welchen sich Ignaz befand, begab sich der Kommandeur zu den Feinden, um die Bedingungen zu hören. Diese waren aber so hart, daß Lojola's Unwillen entbrannte, und er den Kommandeur bestimmte, sich lieber einer Eroberung durch Sturm zu unterwerfen, als der Ehre zu entsagen. Die Belagerung nahm sogleich ihren Anfang, und das Geschütz stürzte einen Theil der Mauer nieder. Ignaz stellte sich mit einigen entschlossenen Kriegern an die Bresche, um die Stürmenden abzuhalten. Abgerissen von einer Kanonenkugel zerschmetterte ein Stein seinen linken Fuß, indem die Kugel selbst seinen Arm streifte. Die Burg wurde bald darauf übergeben.

2.

Eine seltsame Bekehrung und geistliche Ritterschaft.

Lojola hatte bei der Vertheidigung seines Postens eine Tapferkeit bewiesen, der selbst die Feinde ihre Achtung nicht versagen konnten. Sie selber trugen ihn in die Stadt, um ihn wo möglich wieder

der herzustellen. Er belohnte ihre Großmuth dadurch, daß er seine ganze Rüstung unter sie vertheilte. Seine Genesung zog sich indessen in die Länge, und da er an der Geschicklichkeit seiner Aerzte zweifelte, so bat er um die Gefälligkeit, ihn nach Lojola zu seinem ältesten Bruder bringen zu lassen, welcher nach dem Tode des Vaters im Besitz der Familiengüter war. Sein Wunsch wurde erfüllt, aber die Genesung erfolgte weder so gut, noch so schnell, als er gehofft hatte. Durch den Transport war der Verband verrückt worden; allein seine jetzigen Aerzte behaupteten, wie gewöhnlich, die vorigen hätten die Sache nicht recht verstanden, und man müsse alles wieder zerknittern, um die Knochen von neuem einzurichten. Ignaz überstand diese Marter, ohne das Gesicht zu verzucken, und mit eben dem Muthe, womit er in der Folge alle selbstgewählte Peinigungen ertrug. Indessen wuchs das Fieber täglich, und brachte ihn dem Tode nahe. Die Aerzte gaben ihn auf, und er wandte sich an den Himmel. In derselben Nacht ward ihm besser, und er unterließ nicht, dieß Wunder dem heiligen Petrus anzurechnen, der ihm erschienen war. Als er schon beinahe genesen war, bemerkte er, daß nicht nur das eine Bein kürzer war, sondern auch, daß unter dem Knie ein Knochen herausstund. Er zwang die Aerzte, den Knochen abzusägen, und achtete des Schmerzes nicht, um, wie er selbst sagte, sein hübsches Stiefelbein nicht zu verlieren. Doch trotz aller dieser Martern war eine Verkürzung des Fußes die Folge der ungeschickten Kur; allein er ruhte nicht eher, als bis er durch künstlich angebrachte Gewichte und Kompressen die Länge desselben wenigstens in so weit wieder hergestellt hatte, daß er ohne große Beschwerden gehen konnte.

Da Ignaz während der langwierigen Heilzeit öfters von der langen Weile geplagt wurde, so suchte er sich durch Bücher und Lectüre einige Zerstreuung zu verschaffen. Als feuriger Kavallero wünschte er Ritterbücher und Romane zu bekommen; da aber seine Verwandten keinen andern Vorrath von Schriften besaßen, als eine Geschichte Jesu und ein Legendenbuch, so nahm er diese zur Hand, und fieng an in ihnen zu lesen. Die sonderbaren Schicksale der Heiligen, und die wunderbaren Leitungen der Vorsehung, verbunden mit dem durch seine Krankheit ohnehin höher gereitzten Gefühle seiner Ohnmacht, und die Ueberzeugung, verunstaltet zu bleiben, bewirkten in dem jungen, feurig fühlenden Spanier eine gänzliche Umwandlung des Gemüths. Sonst der galanteste Anbeter der spanischen Schönen, der muthigste Ritter des Adels, verfiel er jetzt auf den Gedanken, sein Leben ganz den nichtigen Eitelkeiten der Welt zu entziehen, und sich einzig Gott zu weihen.

Indem sich Ignaz seinem neuen Berufe widmete, vergaß er den frühern nicht so sehr, daß alle Spuren desselben ganz vertilgt worden wären. Eitle und mitunter geile Gedanken störten ihn in seinen Entwürfen, und er fieng damals zuerst an zu merken, daß es zween Geister gebe, den Geist Gottes und den Geist der Welt, die unaufhörlich mit einander kämpften. Er legte sich sorgfältig darauf, beide Geister zu unterscheiden, und den letzten, wo möglich, zu überwinden — ein Grundsatz, nach welchem er sein ganzes künftiges Leben einrichtete.

Der Sieg über den Weltgeist würde dem neuen Heiligen sehr sauer geworden seyn, wenn sich nicht die heilige Jungfrau seiner angenommen hätte. Als er einst in einer Nacht vor ihrem Bilde lag und

betete,

betete, ward plötzlich das Gemach, worinn er war, von Grund aus erschüttert, und ein heftiger Donnerschlag erscholl. Ignaz war zweifelhaft, ob dieß Erdbeben eine himmlische Ankündigung seiner Erhörung, oder das zürnende Poltern des besiegten und von ihm weichenden Teufels sey; aber er fühlte sich dadurch in seinen heiligen Vorsätzen bestärkt, und beschloß, sogleich nach seiner Wiedergenesung eine Wallfahrt nach Jerusalem zu thun. Nachdem er sich durch Geißeln, Fasten und andere Kasteiungen, als Vorbereitungen zu der heiligen Reise, in eine fromme Begeisterung versetzt hatte, sah er in einer Nacht die selige Jungfrau im Himmelsglanze, mit ihrem Kinde auf dem Arme, vor ihm stehen und eine zeitlang bei ihm verweilen. Diese Erscheinung brachte eine wundersame Wirkung hervor, sie entmannte den neuen Heiligen geistlicher Weise, denn seitdem, bis an seinen Tod, konnte der Unzuchtsteufel keinen Fleck an seiner Seele finden, auf den er einzuwirken vermochte.

Als die Verwandten gewahr wurden, welche Veränderung mit Ignaz vorgieng, thaten sie alles mögliche, ihn von seiner Schwärmerei zurück zu bringen. Sein ältester Bruder Garcias insbesondere beschwor ihn bei seiner eigenen Wohlfahrt, bei der Ehre der Familie, und bei den Hoffnungen, die sie von ihm gefaßt hatte, seinen abentheuerlichen Reiseplan aufzugeben, und eine, seinem Stande gemäße, Bestimmung zu wählen. Da aber Vorstellungen ganz unwirksam blieben, so mißbrauchten die Verwandten ihre Ueberlegenheit zu einer Einkerkerung. Ignaz ertrug diese Behandlung mit Geduld, und nahm die Miene des Bekehrten an, um seine Freiheit wieder zu erlangen. Die List gelang, aber ehe man sich's versah, war er unsichtbar geworden.

Sein

Sein Weg gieng zunächst nach Monte-Serrate zum Hause der heiligen Jungfrau. Er nahm sich vor, auf dieser Reise alles zu thun, was nach seiner Meinung zur größern Ehre Gottes gereichte, und fieng damit an, daß er einen Theil seiner Baarschaft unter die Armen vertheilte, und sich jede Nacht geisselte.

An Abentheuern konnte es einem Reisenden, wie Ignaz war, nicht fehlen. Der Zufall wollte, daß er unter Wegs einem Mauren begegnete. Voll von seinem Vorhaben, und vielleicht schon jetzt von Bekehrungseifer erhitzt, fieng er ohne viele Vorbereitung an, von der unbefleckten Jungfrauschaft der Mutter Gottes zu reden. Der Maure, welcher seine Verfassung zu ahnen nicht im Stande war, erlaubte sich einige bescheidene Einwendungen. Eine Niederkunft, meinte er, endige die Jungfrauschaft eben so, wie der Tod das Leben; und wenn es entschieden wäre, daß Maria der Welt einen Sohn geschenkt habe, so könne nur der Unverstand sie für eine Jungfrau erklären. Dieser einfache Grund setzte den neuen, mit den Distinctionen der Kirche durchaus unbekannten, Heiligen, in eine solche Verlegenheit, daß er sich augenblicklich von dem Muhamedaner trennte. Bald darauf aber machte er sich Vorwürfe über die an seiner Dame begangene Felonie, und überzeugt, daß man das Schwerdt gebrauchen dürfe, wo Gründe nichts verfangen, kehrte er um, den Mauren zu durchbohren. Glücklicherweise war dieser bereits verschwunden.

In einem Dorfe, nicht weit von Monte-Serrate, kaufte sich unser Wanderer das Geräthe zur Reise nach Jerusalem. Es bestand aus einem Rocke vom gröbsten Sacklinnen, einem Stricke zum Gürtel, Binsenschuhen, einem Stabe und einer Kürbisflasche.

flasche. So ausgerüstet erreichte er Monte-Serrate. Seine erste Verrichtung war, alle Vergehungen seines begangenen Lebens zu beichten; ein Geschäfte, das drei Tage erforderte. Darauf eröfnete er seinem Beichtiger den neuen Plan seines Lebens, und da ihn dieser darinn bestärkte, so hieng er Schwerdt und Dolch, womit er bisher der Welt gedient hatte, am Altar der Jungfrau auf. Er hatte die Gebräuche gelesen, wodurch neuangehende Ritter sich zu ihrer Aufnahme in den Orden weihen. Zur geistlichen Nachahmung derselben hielt er eine ganze Nacht hindurch, theils stehend, theils kniend, die Wache der Waffen vor dem Bilde seiner Dame, und weihte sich unter Gebet und Thränen feierlich zu ihrem fahrenden Ritter. Früh vor Tage stahl er sich weg, entschlossen, die Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten.

3.

Reise nach Jerusalem.

Mit Bettlerlappen umhangen, mit einem Stecken bewaffnet und einem Stricke umgürtet, baarfuß und mit unbedecktem Haupte hatte der neue Heilige Monte-Serrate verlassen, und sich zuerst nach Manresa gewendet. Sein linker Fuß schwoll von der starken Anstrengung an; aber standhaft versagte er sich, ausser einem aus Pfriemenkraut geflochtenen Pantoffel, jede andere Erleichterung.

In Barcellona gedachte sich Lojola nach Italien einzuschiffen, aber weil in dieser Stadt die Pest wüthete, so mußte er sich in Manresa länger verweilen, als er Willens gewesen war. In einem Spitale fand er ein nothdürftiges Unterkommen,

und

und das Wenige, was er ausserdem bedurfte, verschaffte er sich durch Betteln. Brod war seine einzige Nahrung, seinen Durst löschte das Wasser, und auf bloßer Erde befriedigte er das Bedürfniß des Schlafs. Er ließ Nägel und Bart wachsen, und seine langen dichten Locken hiengen ungekämmt um den entblößten Kopf. Ueberdas geisselte er sich täglich dreimal, lag jeden Tag sieben Stunden auf den Knieen, hörte alle Messen, durchwachte drei Viertel der Nacht, beichtete sonntäglich, und floh alles, was seinem Leibe nur irgend wohl thun konnte. Das Leben eines Eremiten versuchend, brachte er einst sieben Tage und Nächte in einer Höhle zu ohne zu essen oder zu trinken. Diese Uebertreibung hatte ihn so sehr geschwächt, daß die Mönche, welche ihn zufällig entdeckten, sehr viel Mühe hatten, ihn in's Leben zurückzubringen. Er hätte sich vielleicht wirklich zu Tode gehungert, wenn ihm nicht sein Beichtiger bei Strafe der verweigerten Absolution befohlen hätte, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Als er sich einigermaßen erholt hatte, konnte er kaum Worte finden, um die Erscheinungen zu beschreiben, die ihn während dieses kurzen Zeitraumes beglückt hatten. Selbst die unbegreifliche Dreifaltigkeit hatte sich ihm enthüllt.

Obgleich in die Netze frommer Schwärmerei verstrickt, wie Wenige, hatte der heilige Ignaz doch noch zuweilen Augenblicke, in welchen er in Versuchung gerieth, zu den Freuden des weltlichen Lebens zurück zu kehren. In einem solchen Kampfe gerieth er während einer schlaflosen Nacht auf den Gedanken, seine Leiden durch einen Sturz aus dem zweiten Stockwerke zu endigen. Die Liebe zum Leben trug aber doch den Sieg davon, und einige wohlthätige Erscheinungen, so wie der sich verbreitende Ruf seiner

Frömmigkeit bestärkten ihn bald darauf in dem Vorsatze, das angefangene Werk zu vollenden. Er predigte gewaltig, und alles aus dem Herzen, und schrieb ein Buch von geistlichen Uebungen, welches die Resultate seiner eigenen Erfahrungen enthielt.

Vier Monate hatte der heilige Mann unter den grausamsten Mißhandlungen seines Körpers hingebracht, als eine gefährliche Krankheit ihn an den Rand des Grabes brachte. Der Antheil, welchen man an seiner Genesung nahm, war allgemein. Die Damen von Monrosa wetteiferten, das Leben eines jungen Heiligen zu erhalten, den sie vielleicht des bloßen Kontrastes wegen liebten, in dem er gegen sie stand. Sie verließen sein Lager nicht eher, als bis er vollkommen wieder hergestellt war. Ihren Liebkosungen nachgebend, oder durch ein anhaltendes Fieber von einer Narrheit geheilt, die ihren Sitz sehr wohl in einer unglücklichen Mischung der Säfte haben konnte, ließ er sich gefallen, seine Bettlerlappen gegen ein Gewand von Tuch zu vertauschen, und seinen Kopf mit einem Hut, und seine Füße mit Schuhen zu bedecken. Wie schon früher, beunruhigte ihn auch jetzt der Teufel durch allerlei seltsame Erscheinungen; er kämpfte aber mit dem ganzen Muthe eines geistlichen Ritters, und wehrte diese Erscheinungen zuletzt bloß mit dem Stocke ab. Einst lag er, acht Tage lang, einem Todten gleich, in der Entzückung, die ihn auch in eine nähere Vertraulichkeit mit Gott versetzte.

Im Anfange des Jahrs 1523 verließ Ignaz Monrosa, und wanderte nach Barcellona. Sobald er daselbst angekommen war, schiffte er sich ein, trat zu Kajeta wieder ans Land, und wanderte nach Rom. Auf dieser Reise erduldete er wieder zahlloses Ungemach, denn da beinahe durch ganz Italien

die

die Pest herrschte, so verweigerte man ihm oft den Eingang in die Oerter, die er passiren mußte. Er schlief dann auf den Heerstraßen, und starb beinahe vor Hunger und Entkräftung. Nachdem er in Rom von Pabst Adrian dem Sechsten gesegnet worden war, eilte er nach Venedig, lebte unter Wegs, wie gewöhnlich, vom Betteln, und schlief an den Wegen. Seine Todtenfarbe, seine in ihre Höhlungen zurückgetretenen brennenden Augen, seine eingesunkenen Schläfe, sein magerer Hals, und sein mit Schmutz und Staub bedeckter Anzug waren allzu furchtbar, als daß man ihn nicht allenthalben auf den ersten Anblick für einen Verbreiter der Pest hätte halten sollen. Alle Thüren wurden ihm verschlossen, und so wie er an den Landstraßen lag, war er nicht selten das Schrecken der Reisenden, die, wie vor einem nächtlichen Gespenste, vor ihm zurückbebten. Der Landessprache unkundig, und dabei ohne alle Kenntniß der Geographie, irrte er umher, nicht wie ein Reisender, der ein vernünftiges Ziel verfolgt, sondern wie ein dem Tollhause Entlaufener. Endlich erfuhr er von einem wandernden Spanier, daß Venedig für alle diejenigen verschlossen sey, welche aus verdächtigen Gegenden kämen. Dieß bestimmte ihn, nach Padua zu gehen, um sich von hieraus übersetzen zu lassen. Sein Elend hatte den höchsten Gipfel erreicht, als er vor Padua's Thoren ankam. Glücklicherweise ließ eine nachsichtige Polizei ihn in die Stadt einziehen; er verweilte aber nicht länger, als nöthig war, um seine sterbenden Kräfte von neuem zu beleben. Die Ueberfahrt war keinen grössern Schwierigkeiten ausgesetzt. Er kam glücklich in Venedig an, und schlief so lange auf den Gassen, bis in einer Nacht ein Rathsherr, aufgeschreckt von dem himmlischen Vorwurf: daß er auf Pflaum-

federn

federn ruhe, indeß Ignatius, der Knecht des Herrn, auf der Erde liege! ihn aufsuchte und in sein Haus aufnahm.

Alle vernünftigen Personen, denen Ignaz von seiner vorhabenden Reise nach Jerusalem sagte, widerriethen ihm das abentheuerliche Vorhaben. Sie sprachen von seiner unbefestigten Gesundheit, von den Gefahren einer so weiten Reise, und von der Grausamkeit, das im Vaterlande angefangene Werk der Bekehrung so plötzlich aufzugeben; aber ohne sich durch diese oder andere Gründe abwendig machen zu lassen, beharrte er bei seinem Vorsatze, und suchte eine Gelegenheit, die Fahrt so schnell als möglich zu unternehmen. Das Grab des Gottversöhners zu sehen, war nur ein untergeordneter Zweck bei seiner Reise. Bei weitem wichtiger war ihm die Bekehrung der Heiden, und wenn diese fehlschlagen sollte, die Krone eines Märtyrers. Einige seiner Bekannten, die es für bedenklich hielten, eine so weite Reise ohne Geld zu unternehmen, schenkten ihm einige Goldstücke, allein sobald er allein war, theilte er das Geld unter die ersten Armen, die ihm aufstießen.

Ein edler Venezianer, der zum Gouverneur von Cypern ernannt war, stand im Begriff, dahin abzureisen. Da von hier die Ueberfahrt nach Palästina leicht war, so schiffte sich Lojola, auf erhaltene Erlaubniß, nach Cypern ein, ob ihn gleich am Tage der Abfahrt ein heftiges Fieber befiel. Die Bewegung des Schiffs befreite ihn sehr bald von seiner Krankheit, und die Seereise wäre ohne Abentheuer verstrichen, wenn nicht der Feuereifer des heiligen Mannes allzustark entbrannt wäre. Ergrimmt über die Rohheit der Matrosen und ihre frechen Reden, hielt er ihnen die nachdrücklichsten Strafpredigten.

Dieser

Dieser unzeitige Eifer drohte ihm gefährlich zu werden, indem die Matrosen, des lästigen Predigers von Herzen überdrüssig, den Vorsatz faßten, ihn auf einer wüsten Insel auszusetzen. Der feurige Strafprediger erfuhr zwar, was gegen ihn im Werk war; aber weit entfernt, sich abschrecken zu lassen, fuhr er in seinem Eifer mit verdoppelter Stärke fort. Ein Zufall rettete ihn, indem ein starker Wind das Schiff weit schneller nach Cypern brachte, als es die Matrosen erwartet hatten. Fröhlich trat Ignaz ans Land, und da gerade ein Schiff nach Palästina segelfertig lag, so gieng er an Bord, und nach wenig Tagen befand er sich, wohin sein glühendes Herz sich schon so lange gesehnt hatte.

4.

Aufenthalt in Jerusalem und Rückreise nach Spanien.

Im September des Jahrs 1523 kam Ignaz de Lojola in Jerusalem an, und der erste Anblick der heiligen Stadt versetzte ihn in die lebhafteste Begeisterung. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, und er war ganz aufgelöst in entzückenden Gefühlen. Von einem Armenier begleitet suchte er alle die Oerter auf, welche den gefühlvollen Bekennern des Christenthums zu allen Zeiten so theuer gewesen sind. Thränen strömten von seinen Augen, als er die Stätte betrat, wo Christus gekreutzigt worden war; er küßte die Erde und ergoß seine Gefühle in heisse Gebete. Mehrere Tage verstrichen in dieser süßen Beschäftigung, bis er sich endlich seines Zweckes erinnerte.

Dem Vorsatze getreu, die Heiden dieser Gegend zu bekehren, oder die Krone des Märtyrers zu

erringen, wollte er eben einen Ort aussuchen, wo er sich niederlassen könnte, als ihm einfiel, daß er, um ein so heiliges Geschäft würdig zu beginnen, noch der Vergebung eigener Vergehungen bedürfe. Ein Franziskanerkloster, das sich in der Nähe befand, sollte ihm diese Vergebung gewähren. Er meldete sich bei dem Guardian, welchem er die Empfehlungsschreiben übergab, die er aus Italien mitgebracht hatte. Ohne sich über den wahren Zweck seiner Ankunft zu erklären, kündigte er blos seinen Entschluß an, in der Gegend zu bleiben, und bat um eine freundschaftliche Aufnahme in das Kloster, welchem er, was seine Beköstigung und Bekleidung beträfe, nicht lästig zu werden versprach. Von seiner Bescheidenheit eingenommen, versprach ihm der Guardian die Erfüllung seiner Wünsche, so weit es von ihm abhieng; nur müße er die Zurückkunft des Provinzials abwarten, welcher in den Angelegenheiten des Klosters nach Bethlehem gereist wäre, aber nach wenig Tagen zurück kommen würde.

Voll von den glänzendsten Erwartungen, war Ignaz eben damit beschäftigt, seinen abendländischen Freunden seine glückliche Ankunft in Jerusalem zu melden, als er ganz unvermuthet vor den Provinzial gefordert wurde. Dieser hatte sich nicht so bald über die wahre Absicht seiner Ankunft belehrt, als er anfieng, ihn auf alle die Schwierigkeiten und Gefahren aufmerksam zu machen, welche mit der Ausführung eines so abentheuerlichen Plans nothwendig verbunden wären. Da aber diese Vorstellungen auf den frommen Schwärmer keinen Eindruck machten, und er eigensinnig bei seinem Vorsatz beharren wollte, so eröffnete ihm der Provinzial, daß er vom apostolischen Stuhle die Vollmacht empfangen habe, ankommende Christen nach Befinden ent-

entweder bei sich zu behalten oder zurückzuschicken; ja, wenn sie nicht gehorchen wollten, mit dem Banne zu belegen: eine Vollmacht, die zur Sicherheit der ohnedem bedrückten Christen in Palästina sehr nöthig war, um nicht durch hitzige und unbesonnene Köpfe die Muhamedaner noch mehr gegen sich zu reitzen.

Lojola erhielt Befehl, schleunig wieder die Rückreise in sein Vaterland anzutreten. Er sträubte sich zwar lange dagegen, aber da der Provinzial ihn endlich mit Ausschließung von den Sakramenten bedrohte, so erkannte er in dem harten Befehle die Stimme Gottes, und ergab sich. Aber Abschied nehmen mußte er noch einmal vom Oelberge und von dem Steine, auf dem die sichtbaren Spuren der Himmelfahrt des Erlösers abgedrückt waren. Er stahl sich weg, und eilte ohne Begleiter, ohne türkische Wache (ein höchst gefährliches Unternehmen) auf den Oelberg. Dem Hüter dieses Heiligthums gab er, um zugelassen zu werden, ein Federmesser, weil er sonst nichts hatte. Von da eilte er nach Betphage, und geschwinder als er gekommen war, zurück auf den Oelberg. Er hatte in der ersten Entzückung vergessen zu bemerken, welche Spur auf dem Steine den rechten, welche den linken Fuß bezeichne. Diese wichtige Beobachtung kostete ihm noch eine kleine Scheere, als ein abermaliges Geschenk für den Hüter. Indem er voll Begeisterung den Berg herablief, kam ihm ein Franziskaner, den man ihm nachgeschickt hatte, entgegen, schalt ihn für seine Verwegenheit, und riß ihn ziemlich unsanft am Arme ins Kloster zurück. Während der Mönch ihn zerrte und stieß, sah er den Himmel offen, und hatte beneidenswürdige Seelenfreude.

Es war ein sehr kalter Winter und strenge Schneeluft, als Ignaz von Jerusalem weggieng. Er trotzte dem Winter mit einem zerrissenen Wams, einer abgetragenen Jacke und Beinkleidern von gleichem Gehalte. Auf Cypern fand er drei Schiffe nach Venedig segelfertig, zwei große und ein kleines baufälliges. Ignaz wünschte an Bord des großen zu gehen, und ließ sich dem Kapitän desselben als ein Heiliger, zur unentgeldlichen Ueberfahrt, empfehlen. „Ist er das, sprach der Seemann, so bedarf er keines Schiffes; Leute seiner Art gehen auf dem Wasser.“ Ignaz mußte daher froh seyn, daß er auf dem kleinen lecken Schiffe ein Unterkommen fand. Alle drei Fahrzeuge verließen zu gleicher Zeit den Hafen mit günstigem Winde; aber bald erhob sich ein schröcklicher Sturm. Ignaz hatte das Vergnügen, das große venetianische Schiff, auf dem man ihn nicht hatte aufnehmen wollen, an einem Felsen scheitern zu sehen; doch wurde die Mannschaft gerettet. Das zweite Schiff, ein türkisches, versank, und weil die Ladung aus Heiden bestund, so mußte sie, wie billig, ersaufen. Das kleine Schifflein hingegen, das den heiligen Lojola fuhr, ward glücklich nach Venedig gerettet.

In Italien mochte sich Ignaz nicht lange verweilen, sondern er beschloß, in sein Vaterland zurück zu kehren. Sein Weg gieng über Ferrara nach Genua. Man hatte ihm zu Venedig etwas Silbergeld geschenkt, um sein zu pflegen. Zu Ferrara warf er aber die ganze Summe vor der Kirchthüre unter einen Haufen Bettler, und bettelte auf der Stelle selbst um das Brod, was er den Tag essen wollte. Man rieth ihm, auf Abwegen nach Genua zu gehen, weil die gewöhnliche Straße damals durch spanische und französische Kriegsvölker unsicher gemacht

macht war. Er verwarf den Rath, fiel bald darauf den Spaniern in die Hände, und ward als ein Spion angehalten, und vor den Befehlshaber geführt. Nachdem er versichert hatte, daß er ein ehrlicher Mann sey, ließ er sich lieber mißhandeln, als daß er irgend eine der ihm vorgelegten Fragen beantwortete. Ehe er Genua erreichte, ward er auch von den Franzosen angehalten; aber schonender von ihnen behandelt, setzte er seinen Weg ungehindert fort; und da er nach seiner Ankunft in Genua einen seiner Jugendfreunde als Schiffskapitain wieder fand, so war dießmal seine Ueberfahrt nach Barcellona keiner Schwierigkeit unterworfen.

5.

Beschäftigung zu Barcellona, Alcala und Salamanca.

Da der Plan gescheitert war, zu dessen Ausführung Ignaz die abentheuerliche Reise nach Jerusalem unternommen hatte, so überlegte er nach seiner Ankunft in Barcellona, welche Lebensart er nun ergreifen sollte, um Gott recht gefällig zu werden? Mit inbrünstigem Gebet, mit Fasten und Kasteien wandte er sich an den Himmel, und flehte um Erleuchtung.

Eine Zeit lang trug sich der fromme Schwärmer mit dem Gedanken, in ein Kloster zu gehen, um die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen, und dafür, wie er hoffte, recht viel Haß und Verfolgung zu dulden. Dann aber schien es ihm, daß er nothwendig sich gelehrte Kenntnisse erwerben müßte, wenn er recht gemeinnützig werden wollte — ein sehr vernünftiger Gedanke, denn wer über den Willen Anderer herrschen will, muß ihm an Einsicht überlegen

seyn.

seyn. Um daher, in einem Alter von drei und dreissig Jahren nachzuholen, was er in den Jahren der Kindheit und Jugend bereits hätte einsammeln sollen, begab er sich nach Manresa, wo ein Cisterziensermönch, den er zu seinen Freunden zählte, das Geschäft seiner Ausbildung übernehmen sollte. Da aber dieser Mönch vor einiger Zeit gestorben war, so kehrte er nach Barcellona zurück. Hier machte sich eine Dame von Stande anheischig, für seine Nahrung und Bekleidung zu sorgen, und ein gewisser Arrebal übernahm das Geschäft seiner Belehrung. Es zeigte sich aber bald, wie sehr in einem leidenschaftlichen Gemüthe jede Anstrengung eines einzelnen Seelenvermögens zur Marter wird. Bei aller Wißbegierde und allem Fleiße, konnte Ignaz fast gar nichts begreifen, oder er vergaß wenigstens bald wieder, was er begriffen hatte. Seine Phantasie erhob ihn während des Lernens oft plötzlich zu himmlischen Dingen, weit öfter, als wenn er betete, beichtete, sich geißelte und andere solche Uebungen vornahm.

Trostlos über die vergebliche Anstrengung, die er der boshaften Einwirkung des Teufels zuschrieb, begab sich Ignaz in den Tempel der Mutter Gottes, und flehte inständig um ihren Beistand. Dann warf er sich zu den Füßen seines Lehrers nieder, und bat ihn unter heissen Thränen, des Unterrichts nicht überdrüssig zu werden, und ihn, wie die übrigen Knaben, jedesmal mit Schlägen zu züchtigen, wenn er von seiner Aufmerksamkeit nachlassen sollte.

Es gieng nun doch etwas besser, und durch die Strenge gegen sich selbst vereitelte Ignaz die Anschläge des bösen Geistes, denn dieser war es nach seiner Meinung doch eigentlich, der ihm die Erlernung des Lateins verleiden wollte. Einige fromme und gelehrte Männer, denen auch sein Beichtvater

beitrat, empfahlen ihm die Schriften des Erasmus von Rotterdam, besonders dessen Handbuch eines christlichen Soldaten. Da aber Ignaz, indem er ihrem Rathe folgte, gar bald empfand, daß der Geist Gottes durch dieses Lesen in ihm erkalte, und alles Feuer der Andacht ausgelöscht wurde, so warf er das Buch weg, und faßte einen solchen Widerwillen dagegen, daß er nicht allein selbst ferner kein Blatt von dem hellsehenden, frei nachforschenden niederländischen Gelehrten lesen mochte, sondern auch nachmals den Gebrauch der Schriften desselben in der von ihm gestifteten Gesellschaft förmlich verbot. Dagegen gewann er das Buch des Thomas a Kempis von der Nachahmung Christi so lieb, daß er es jeder andern Lectüre vorzog, und seine Schüler versicherte, er habe das Ideal dieses Schriftstellers vollkommen durch sich selbst realisirt. Uebrigens lebte er zu Barcellona, wie er gewohnt war, außer daß er eine neue geistliche Uebung mit seinen Schuhen vornahm. Er fieng an, die Sohlen zu durchbohren, und nach und nach immer mehr zu zerfetzen, so, daß er gegen den Winter auf den bloßen Fußsohlen gieng, und nur das Oberleder beibehielt, um die Ostentation zu vermeiden.

Als der fromme Schüler zwei Jahre lang in Barcellona sich mit Erlernung der Sprachen gequält hatte, wanderte er im Jahre 1526 auf die Universität Alcala de Henares, und legte sich sehr eifrig auf die Philosophie, ohne im geringsten seine frommen Uebungen zu vernachlässigen, oder seine Lebensweise zu ändern. Er bettelte seinen nothdürftigen Unterhalt zusammen, ernährte von solchen Almosen noch andere Arme, führte mehrere zu geistlichen Uebungen an, und erklärte dem gemeinen Volke die Anfangsgründe des Christenthums. Der erstaunliche

Zulauf,

Zulauf, den er vom Pöbel aus allen Ständen hatte; die schwärmerische Gährung, welche seine Predigten in den Köpfen hervorbrachten, und besonders der Umstand, daß ihn beständig drei oder vier Jünger begleiteten, welche völlig wie er lebten, und in einerlei Farbe sich kleideten, schien Manchen bedenklich. Das Gerücht davon kam nach Toledo, und erregte die Aufmerksamkeit der Inquisition. Ungewiß, ob der neue Apostel nicht etwa gar einer von Luthers Schülern wäre, eilte eine Kommission des heiligen Gerichts nach Alcala und wohnte insgeheim seinen Vorträgen bei. Von der kirchlichen Unschädlichkeit derselben überzeugt, begnügte sie sich, dem Stellvertreter des Erzbischofs den Auftrag zu geben, noch länger über den neuen Apostel zu wachen.

Es währte nicht lange, so erhob sich ein neuer Sturm, da selbst Personen von Stande dem frommen Schwärmer Gehör gaben, und seine Schüler wurden. Unter diesen befand sich eine reiche Wittwe, mit ihrer Tochter. Die Hingebung, womit sie den Heiligen verehrten, wurde eigennützigen Verwandten verdächtig, und sie wußten es dahin zu bringen, daß er verhaftet wurde. Mehrere Wochen verstrichen, ehe er zur Untersuchung kam. Ignaz war inzwischen in seinem Kerker sehr fröhlich, und hörte nicht auf, dem Volke zu predigen, das sich zu ihm drängte. Er schlug alle Fürsprache seiner vornehmen Gönner, und alle gerichtliche Vertheidigung aus, um der Freude, des Glaubens wegen Schmach zu leiden, in vollem Maaße zu genießen. Als endlich eine Untersuchung angestellt wurde, rechtfertigte er sich zwar vollkommen wegen seines Umgangs mit den beiden Frauenzimmern; aber indem er entlassen wurde, erhielt er den Befehl, sich nicht eher, als nach Vollendung seines theologi-

schen

schen Kursus, mit dem Unterrichte des Volkes zu befassen.

Eine solche Einschränkung konnte sich Ignaz unmöglich gefallen lassen; er verließ daher Alcala, und beschloß, die Universität Salamanca zu besuchen. Gleich nach seiner Ankunft daselbst setzte er sein Bekehrungsgeschäft mit solchem Eifer fort, daß er sogar die Geistlichkeit umfaßte. Dieß erregte den Haß der Dominikaner. Um sie für sich zu gewinnen, machte er zwar einen aus ihrer Mitte zu seinem Beichtiger, aber gerade dieß beschleunigte seinen Fall. Man lobte den Eifer, womit er das Volk bekehrte; aber man erkundigte sich zugleich, auf welche Wissenschaften er sich gelegt habe. Diese Frage setzte den Apostel in eine Verlegenheit, aus welcher er sich nur durch die Antwort ziehen konnte, daß es keiner Gelehrsamkeit bedürfe, um das Volk vom Laster abzuschrecken und zur Tugend hinzuleiten. Der Prior behauptete dagegen, daß er dazu allerdings gewisser Einsichten bedürfe, und daß, wer diese nicht auf dem gewöhnlichen Wege erworben habe, unter dem Einflusse des heiligen Geistes stehen müsse. Die Frage, welche hierauf erfolgte, konnte weder bejaht, noch verneint werden, ohne sich preis zu geben. Um dem Streit ein Ende zu machen, bestand Ignaz auf der Unbefugtheit des Priors, Untersuchungen dieser Art anzustellen. Der Prior seiner Seits rechtfertigte sich wegen seines Verfahrens, durch die täglich überhand nehmende Ketzerey, und um den Hartnäckigen zur Erklärung zu bringen, ließ er ihn in den Klosterkerker werfen. Als es zur Untersuchung kam, setzte Ignaz seine Richter in Erstaunen, indem er zugleich seine Unwissenheit eingestand, und ihre Fragen mit unerwartetem Scharfsinn beantwortete. Er wurde entlassen, jedoch mit Erneurung derselben Weisung, die er zu Alcala erhalten hatte.

Der

Der heilige Mann fühlte, daß das Bekehren zu sehr seine Leidenschaft geworden war, um ihr in seinem Vaterlande auf der Stelle entsagen zu können. Um jeden fernern Zusammenstoß mit der Geistlichkeit zu vermeiden, entschloß er sich daher, Salamanca zu verlassen, und nach Paris zu wandern. Er theilte diesen Entschluß seinen Jüngern mit, verabredete das Weitere mit ihnen, und reisete dann mitten im Winter zu Fuß und ganz allein von Salamanca nach Paris; ein Eselein, das seine Bücher trug, gieng vor ihm her. Er hatte gehofft, mehrere von seinen Schülern würden ihn begleiten; allein diese verließen ihn, theils aus Furcht vor den Feindseligkeiten, welche damals zwischen Spanien und Frankreich obwalteten, theils um den Beschwerden zu entgehen, die mit einer Winterreise verbunden waren.

6.

Studien zu Paris. Geistliche Ordensverbindung.

Die Universität zu Paris war damals bei weitem die berühmteste in ganz Europa. Von allen Seiten strömte man herbei, um Professoren zu hören, die in der scholastischen Philosophie und in der mystischen Theologie als die größten Meister bekannt waren. So groß war der Zulauf, daß mehrere dieser Lehrer sich genöthigt sahen, ihre Vorträge auf öffentlichen Plätzen zu halten, weil kein Hörsaal die Menge der herbei strömenden Zuhörer zu fassen vermochte.

Sobald Ignaz im Februar des Jahres 1529 in Paris angekommen war, brannte er vor Begierde, den Unterricht der berühmtesten Lehrer zu benutzen. Da aber alle Vorträge lateinisch gehalten

wurden,

wurden, so sah er sich genöthigt, noch einmal zum Studium dieser Sprache zurück zu kehren. Er setzte sich deswegen im Kollegium von Montaigu mitten unter die kleinen Knaben, denen sie beigebracht wurde. Sobald er so weit gekommen war, um den Unterricht in den öffentlichen Vorlesungen verstehen zu können, widmete er sich vier Jahre lang dem Studium der Philosophie und Theologie, und ward darinn um so weniger gestört, da er aus Unkunde der Landessprache seiner Hauptleidenschaft, dem Bekehrungsgeschäfte, weniger nachhängen konnte. Der Erwerb des nothdürftigen Unterhalts machte ihm aber in Paris mehr Sorge und Mühe, als auf seinen bisherigen Wanderungen. Zwar hatten ihn seine Freuude in Barcellona mit einem Wechsel versehen, der für seine wenigen Bedürfnisse auf lange Zeit hinreichend gewesen wäre. Aber kaum war er in Paris angekommen, so vertraute er diesen Wechsel einem seiner Landsleute, der ihn wie sein Eigenthum verpraßte. Lange empfand er die Folgen dieser Unvorsichtigkeit, und alle Versuche, welche er zur Verbesserung seiner Lage machte, schlugen fehl, bis er auf den Einfall gerieth, die Ferien zu kleinen Reisen nach England und den Niederlanden zu benutzen, um bei den dort befindlichen spanischen Banquiers so viel Geld für sich auszuwirken, als er zu seinem Unterhalt, und zur Fortsetzung seiner Studien, nothwendig brauchte. Dieß gelang so gut, daß er schon im dritten Jahre der Reise nicht mehr bedurfte, denn die Banquiers schickten ihm nun aus eigenem Triebe so viel, als er bedurfte.

Im Jahre 1534 vollendete Ignaz seinen Studienkursus, und erhielt, nach einer scharfen Prüfung, die Magisterwürde. Er war sehr vergnügt, seine Studien geendigt zu sehen. Die Wissenschaf-

ten hatten ihn bisher gänzlich von seiner geistlichen Bahn abgezogen. Aber alles mit sich fortreissend, und um desto mächtiger, je länger er ihn in sich hatte eindammen müssen, strömte nun sein Geist in Wort und Thaten aus, und so siedend heiß von der Liebe Gottes, daß er flugs alle Köpfe verbrannte, die in seinen Strudel kamen. Viele von den Jünglingen, die zu Paris studirten, von nicht gemeinem Stande und Fähigkeiten, und besonders Spanier, ergrif der Schwindelgeist. Sie entsagten ihren Freunden, schenkten ihre Güter den Armen, verließen ihre Wohnungen, zogen zu ihrem Heiligen in die Bettelherberge, und giengen selbst vor allen Thüren betteln. Der weltliche Arm in Paris fand es ganz außer der Ordnung, auf diese Art den Himmel auf Kosten des Staats zu lieben. Man riß mit gewaffneter Hand die jungen Schwindelköpfe aus dem Hospital in das Gebiet der Akademie zurück, und befahl ihnen, sich wenigstens so lange sie studirten, den Gesetzen und der Ordnung zu fügen. Strenger wollte man mit Ignaz, dem Stifter dieser Unordnungen, verfahren: er sollte mit Ruthen auf den bloßen Leib gezüchtiget werden. Dieser war zwar ganz bereit, für seine frommen Absichten alles zu dulden, wußte aber doch diese Strafe durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von sich abzuwenden. Ohne sich in seinem frommen Eifer stören zu lassen, fuhr er auch ferner fort, Menschen zu bekehren, zuweilen auf eine sehr originelle Art. Als er z. B. einst einen seiner Bekannten durchaus nicht von dem Umgange mit einer unzüchtigen Weibsperson losreißen konnte, stürzte er sich auf dem Wege, vor welchem derselbe vorbeigehen mußte, um sie auf dem Lande zu besuchen, in einen äußerst kalten Teich bis an den Hals hinein, und rief ihm aus demselben fürchterliche

liche Drohungen göttlicher Bestrafung zu: ein Mittel, das seinen Freund zur Rückkehr bewog.

Schon seit längerer Zeit hatte sich Ignaz mit dem Gedanken getragen, einen geistlichen Orden nach seiner Idee zu stiften. Nachdem er sich jetzt in den Besitz aller ihm dazu nöthig dünkenden Kenntnisse gesetzt hatte, beschloß er die Ausführung nicht länger zu verschieben. Noch ehe er über den Plan und die Einrichtung des zu stiftenden Ordens mit sich selbst einig geworden war, eröffnete er sich seinen beiden Stubengenossen, dem Pierre le Fevre aus Savoyen, der ihm beim Studium der Philosophie und Physik nützliche Dienste geleistet hatte, und dem er dafür fromme Anweisungen ertheilte, und dem Franz Xaver, einem Edelmanne aus Navarra, der die aristotelische Philosophie fleißig studirt hatte. Diese beiden jungen Männer waren nicht ohne Schwierigkeit zu bereden, einer solchen Verbindung beizutreten; mehr Geneigtheit zeigten dagegen zween junge Spanier, Jakob Baenez und Alphons Salmeron, die zu Salamanca Philosophie studirt hatten. Zu diesen traten noch Nicolaus Bokadilla, ebenfalls ein Spanier, und Simon Rodriguez, ein portugiesischer Edelmann. Zu der Zeit, da Ignaz diese sechs jungen talentvollen Männer für sich gewann, waren sie alle noch mit dem Studium der Theologie beschäftiget, in welchem sie nicht gestört werden durften, wenn sie die priesterliche Weihe erhalten sollten. Damit sich indessen ihr Eifer bis zur gänzlichen Vollendung ihrer Studien nicht abkühlen möchte, beschloß er, sie durch ein förmliches Gelübde an sich zu fesseln.

An einem der heiligen Jungfrau geweihten Feste, im Jahr 1534, versammelte Ignaz seine sechs Jünger um sich her in einem Tempel Mariens zu Montmartre, jetzt einer Vorstadt von Paris. Hier beich-

beichteten sie, genoßen das Abendmahl, und schwuren auf eine Hostie, daß sie allen Gütern, bis auf eine Wegzehrung, entsagen, das Heil ihres Nächsten befördern, und nach Jerusalem reisen wollten, um daselbst das Bekehrungsgeschäfte anzufangen. Wenn sie aber, innerhalb des dazu bestimmten Jahres, ohne ihr Verschulden nicht dahin reisen, oder zu Jerusalem keine bleibende Stätte finden könnten, so wollten sie sich zu den Füßen des Pabstes werfen, damit er sich ihrer nach seinem Gefallen, zum Besten der Seelen bedienen möchte. — Dieses Gelübde wiederholten sie in den beiden folgenden Jahren an eben dem Tage, mit eben den Ceremonien und an demselben Orte. Innerhalb dieser zwei Jahre war die Zahl der Jünger durch drei vermehrt worden, so daß damals ihrer neune waren. Ignaz suchte sie dadurch noch genauer mit einander zu verbinden, daß er sie anwies, nicht allein im Gebete, in Betrachtungen geistlicher Gegenstände, im wiederholten Beichten und Kommuniciren, im theologischen Studium, und in der jährlichen Erneuerung des Gelübdes der Armuth, fortzufahren; sondern auch fast täglich beisammen zu seyn, und sich über Religions-Wahrheiten zu unterreden.

Die Zeit zur Abreise nach Jerusalem war bereits festgesetzt, als den Ordensstifter eine Krankheit befiel, die um so bedenklicher war, weil die Aerzte sie der Einwirkung des Klima's zuschrieben. Aufgefordert, in sein Vaterland zurückzukehren, weigerte sich Ignaz um so weniger, weil einigen seiner Jünger ein Gefallen damit geschah. Sie hatten wichtige Angelegenheiten in Spanien zu besorgen, und Ignaz übernahm diese Besorgung mit aller Bereitwilligkeit. Es wurde die Verabredung getroffen, daß er, wenn in Spanien seine Gesundheit sich ver-

bessert hätte, und die Geschäfte der Jünger durch ihn abgethan wären, nach Venedig reisen wollte. Die Jünger aber sollten bis zum Anfange des Jahres 1537 in Paris noch weiter den Studien obliegen, und sodann zu Venedig sich mit ihm vereinigen. Der Abschied war zärtlich und rührend.

7.

Rückkehr in's Vaterland, Reise nach Italien und Verrichtungen daselbst.

Es war im Herbst des Jahres 1535, als Ignaz von Paris abreiste. Seiner Schwachheit wegen ließ er es sich dießmal gefallen, daß seine Jünger ihm ein Maulthier kauften, auf welchem er seine Reise machte. Zerstreuung und Bewegung stellten in kurzer Zeit seine Gesundheit wieder her, und wohlbehalten kam er bei den Seinigen in Guipuzkoa an. Da der Ruf seiner Heiligkeit ihm vorangeflogen war, so giengen ihm die Priester seines Geburtsortes ehrerbietig und feierlich entgegen, und begleiteten ihn nach der Wohnung seines Bruders; allein es war ihm nicht möglich, hier seinen Aufenthalt zu nehmen. Gewohnt, die Hospitäler aufzusuchen, that er dieß auch in seinem Vaterlande; zum großen Aergerniß seiner Geschwister, welche ihre Bereitwilligkeit, ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, durch eine Denkungsweise getäuscht sahen, welche sie um so mehr verachten mußten, je weniger sie sich einen Begriff davon machen konnten.

Allen Genüssen des Lebens entsagend, machte es sich Ignaz zu seinem einzigen Geschäfte, zu predigen, Kranke zu verpflegen, für Hülfsbedürftige zu bitten, und anerkannte Bösewichter zu bekehren.

Jeden

Jeden Sonntag predigte er an seinem Geburtsorte, aber die Kirchen daselbst waren zu klein, um die Menge der Zuhörer zu fassen, die sein Ruf aus allen Gegenden herbeizog: er sah sich gezwungen, seine Vorträge auf offenem Felde zu halten. Die sämtlichen Bäume der Gegend giengen zu Grunde, weil sie nicht stark genug waren, alle die Menschen zu halten, welche sehen und hören wollten, wie der heilige Ignaz predige. Seine Verwandten wollten ihn bestimmen, den Rest seines Lebens in Guipuzkoa zuzubringen; aber dazu war er auf keine Weise zu bewegen. Sobald er sich stark genug fühlte, verließ er seine Heimat, und zog zu Fuß in Spanien umher, theils um die Aufträge seiner Jünger zu besorgen, theils um zu lehren und zu predigen.

Auf diesen Wanderungen begegnete Ignaz mehreren seiner alten Freunde, mit denen er zu Alcala und Salamanca in enger Verbindung gelebt hatte. Er suchte sie für seine Plane zu gewinnen, aber ihr Interesse hatte sich seitdem geändert. Einige waren Mönche geworden, andere hatten ein Handwerk ergriffen, und noch andere sich den Weg zu einträglichen Staatsämtern gebahnt. Alle lächelten über ihre vormaligen Verirrungen, und bezeugten keine Lust, sich an den Apostel anzuschließen. Ohne sich ihnen weiter aufzudringen, begab sich dieser nach Valencia, und schiffte nach Genua hinüber. Das Meer war stürmisch, der Mast gieng verloren, und man sah den Tod vor Augen, als sich der Himmel erheiterte, und das Schiff glücklich den Ort seiner Bestimmung erreichte.

Von Genua aus unternahm Ignaz, des Weges völlig unkundig, die mühseligste Wanderung über die Apenninen. Oefters kroch er auf allen Vieren, und erreichte endlich nach vielen Gefahren die Thore

von

von Bologna. Ohne sich lange aufzuhalten, setzte er die Reise nach Venedig fort, um dort seine Freunde zu erwarten. Wegen eines zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ausgebrochenen Krieges waren diese genöthigt gewesen, lange vor der bestimmten Zeit Paris zu verlassen. Dem Versprechen getreu, welches sie ihrem Meister vor seiner Abreise gegeben hatten, vertheilten sie ihre Habe unter die Armen, und traten darauf ihre Wanderung mit einem so fröhlichen Herzen an, als ob sie alle Reichthümer der Welt gewonnen hätten. Ihr Anzug war pilgermäßig; von ihren Schultern hieng ein lederner Riemen herab, in welchem sie ihre Bibeln und Breviere trugen, und um den Hals schwebte ein Rosenkranz. Bei ihrer Ankunft in einem Gasthofe fielen sie einmüthig auf die Knie, dem Himmel für die neue Gunst zu danken. Spärlich und nüchtern war ihr Mahl. Drei von ihnen, welche bereits die Weihe empfangen hatten, vertheilten täglich das Abendmahl. Fröhlich überstiegen sie die Alpen, und kamen im Januar 1537 glücklich in Venedig an, wo sie von ihrem Meister mit unaussprechlicher Freude empfangen wurden, der inzwischen einige neue Jünger geworben hatte.

Zur Reise nach Rom, um zur Wallfahrt nach Jerusalem den Segen des heiligen Vaters zu holen, schien es der frommen Gesellschaft noch nicht bequeme Zeit. Sie beschlossen das Frühjahr zu erwarten, und beschäftigten sich indessen mit Bekehrung ruchloser Menschen, mit Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigen und mit der Verpflegung der Kranken in den Hospitälern, wobei sie eine so beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverläugnung zeigten, daß schon das bloße Anhören ihrer Thaten unser Gefühl empört. Xaver z. B. fand es gar nicht eckelhaft, den

Unglücklichen, deren Körper mit den giftigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter aus denselben mit dem Munde auszusaugen.

Als der Frühling angebrochen war, wurde die Wanderung nach Rom angetreten. Nur Ignaz blieb in Venedig zurück, um die Anstalten zur weitern Reise zu machen. Die frommen Pilger wandelten barfuß, immer drei und drei, ein Priester und zween Layen beisammen. Unter beständigen Regengüssen, oft im Wasser bis über den Gürtel, giengen sie und sangen Psalmen. Der Pabst nahm sie sehr wohlgefällig auf, ertheilte ihnen zur Wallfahrt nach Jerusalem seinen Segen, und unterstützte sie sogar mit einem Reisegeld, worauf sie ungesäumt nach Venedig zurückkehrten. Allein die Reise nach Jerusalem mußte, wegen eines ausgebrochenen Krieges zwischen den Venetianern und Türken, vor der Hand unterbleiben. Um indessen nicht müssig zu seyn, wurde beschlossen, in den Städten des venetianischen Gebiets das Geschäfte des Bekehrens zu betreiben. Sie vertheilten sich je zwei und zwei, predigten auf Straßen und Gassen, und fanden überall Zulauf und Beifall.

Ignaz begab sich mit le Fevre und Lainez nach Vicenza. Nicht fern von dieser Stadt fanden sie eine einsame zerstörte Hütte, klein und niedrig, in der durch die ausgerissenen Fenster die Winde freies Spiel hatten. Hier schlugen sie ihren Wohnsitz auf, und trugen ein wenig Streh zu einem Lager zusammen. Zweimal täglich giengen sie in die Stadt, um Nahrungsmittel zu betteln. Sie sammelten kaum so viel Brod, als nöthig war, das Leben zu fristen; kam ein wenig Oel oder Butter dazu, so waren das Leckerbissen. Von den dreien blieb täglich einer zu Hause und besorgte die Haushaltung,

das

das heißt, er weichte und kochte das schimmlichte Brod. Dieß Amt versah gewöhnlich Ignaz, weil er damals sehr an den Augen litt. Die Zeit, welche sie den Nahrungsgeschäften abbrechen konnten, ward auf geistliche Uebungen verwandt. Vierzig Tage lang hatten sie so gelebt, als noch ein vierter von den Neuern zu ihnen, und mit ihm die Wuth zu predigen über alle kam. An einem Tage und zu einer Stunde rannten sie durch vier verschiedene Gassen von Vicenza, brachten durch ihr Geschrei und das Schwingen ihrer Hüte die Leute zusammen, und predigten dann mit so viel Salbung, daß sie allgemeinen Beifall erndteten. Dann und wann that Ignaz auch ein kleines Wunder. Man meldete ihm einst, als er in seiner verfallenen Hütte am Friesel darnieder lag, zu Bassano, eine Tagereise von Vicenza, liege einer seiner Jünger tödtlich krank. Er machte sich eilig auf den Weg, und lief mit einer solchen Andacht, daß le Fevre, der ihn begleitete, nur mit Mühe ihm nachkeuchte. Er umarmte bei seiner Ankunft zu Bassano seinen todtschwachen Freund, und sagte nichts weiter, als: „Fürchte dich nicht, Simon, sey gesund;" und auf der Stelle ward Simon Rodriguez gesund.

Im Sommer des Jahres 1537 versammelte Ignaz alle seine Freunde zu Vicenza, um mit ihnen gemeinschaftlich über ihr Interesse zu berathschlagen. In dieser Versammlung wurde der Plan zur Stiftung eines eigentlichen öffentlichen Ordens, den Ignaz schon so viele Jahre genährt hatte, förmlich ausgebildet, und nach seinen wesentlichsten Bestimmungen entworfen. Von dem Zweck, die Unglaubigen zu bekehren, war man nun zurückgekommen. Dafür wollte man sich anheischig machen, das fallende Ansehen des Pabstes und der Hierarchie gegen den da-

 mals

mals schon überhand nehmenden Protestantismus zu beschützen. In dieser Beziehung wurde beschlossen, daß Ignaz, le Fevre und Lainez dem Pabste die Dienste der Gesellschaft anbieten, die übrigen aber auf einigen italiänischen Universitäten sich um neue Mitglieder bewerben sollten, ohne jemals das Eigenthümliche ihrer Lebensart aus der Acht zu lassen.

Ignaz reiste also mit seinen beiden Freunden nach Rom. Er erzählte ihnen, daß ihm unter Wegs in einer Kirche, wo er sein Gebet verrichtet habe, Gott der Vater erschienen sey, der ihn und seine Mitbrüder seinem, mit dem Kreuze in der Hand, dabei stehenden Sohne empfohlen habe; und dieser habe ihm darauf versprochen, er wolle ihnen zu Rom günstig seyn. Sie wurden auch vom Pabste, dem sie in tiefster Ehrfurcht ihre Dienste anboten, so wohl aufgenommen, daß er dem le Fevre auftrug, bei der Universität daselbst die heilige Schrift zu erklären, und dem Lainez, die scholastische Theologie vorzutragen. Ignaz blieb bei dem ihm zum Bedürfniß gewordenen Predigen und bei der Seelsorge. Der berühmte und gelehrte Kardinal Contarini fand selbst einen Geschmack an Ignazens begeisterten Vorträgen, und der kaiserliche Geschäftsträger Ortiz überließ sich in dem Kloster Monte Casino vierzig Tage lang den geistlichen Betrachtungen, die ihm der heilige Mann vorschrieb. Im folgenden Jahre kamen auch seine übrigen Mitbrüder in Rom an, predigten nicht allein fleißig, sondern brachten auch den häufigen Gebrauch der bisher sehr vernachläßigten Beichte und Kommunion ungemein in Aufnahme. Durch diesen frommen Eifer erwarben sie sich die Gunst des Pabstes in dem Grade, daß sie mit Vertrauen auf seinen Beifall rechnen konnten, als sie im Jahr 1539 um die Bestätigung

stätigung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten, Ordens baten, der die Gesellschaft Jesu heissen sollte, von jener erwähnten Vision, die Ignaz auf dem Wege nach Rom gehabt hatte. Eine geistliche Kriegsschaar wollte Ignaz, nach seiner eigenen Versicherung, stiften, die dazu bestimmt wäre, nach dem Beispiele des Erlösers, das Kreuz zu tragen; mit den Lastern und dem Satan zu kriegen, und das Christenthum, mitten unter Leiden, Verfolgungen und Mühseligkeiten jeder Art, auf dem ganzen Erdboden zu verbreiten.

8.

Päbstliche Bestätigung des Jesuiter-Ordens. Geist und Bestimmung desselben.

Erwünschter konnte dem Pabste nichts kommen, als das Anerbieten, eine neue geistliche Miliz zu organisiren, deren Zweige sich durch alle Länder erstrecken sollten, und die sich anheischig machte, die Feinde des päbstlichen Stuhles zu bekämpfen. Dieser Stuhl wankte damals von allen Seiten; denn wie groß auch das Heer seiner Vertheidiger seyn mochte, so fehlte es diesem Heere doch an allen den Eigenschaften, welche allein im Stande waren, das päbstliche Ansehen zu retten.

Vom dreizehenten Jahrhundert an hatten vornemlich die beiden Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, durch ihren mächtigen Einfluß auf Hohe und Niedrige, das Ansehen der Päbste unterstützt. Seitdem aber mit der Herstellung der alten Literatur sich mehr Aufklärung verbreitet, und besonders Luther so nachdrücklich und deutlich gesprochen hatte, waren die unwissenden, plumpen Mönche fast

bis

bis zum Spott und zur Verachtung herab gesunken. In Müssiggang und Wohlleben versunken, hatten sie ihre eigentliche Bestimmung fast ganz aus den Augen verloren. Die Verkündiger der neuen Lehre zeichneten sich dagegen durch alle Talente aus, welche Eingang in die Gemüther der Menschen verschaffen können. Die Siege, welche sie bisher davon getragen hatten, waren eben so viele Aufmunterungen zu neuen Angriffen; und die Verfolgungen, welchen sie ausgesetzt waren, erhitzten ihre Gemüther, und vermehrten dadurch ihre Stärke. Die Sache des Glaubens schien in der größten Gefahr zu schweben, als sich die neuen Vertheidiger einfanden, die sich, mit Verzichtleistung auf alle Belohnungen, zu allen den gewagten Unternehmungen anboten, welche man in politischen Kriegen den Freikorps überläßt.

Von einer andern Seite gab die Entdeckung eines neuen Welttheils, durch die Spanier und Portugiesen, die glänzendsten Aussichten für einen neuen Orden, der sich ihrer durch Muth würdig machen würde. Der Eroberungsgeist des Jahrhunderts hatte sich auch der Kirche mitgetheilt; nur fehlte es ihm noch immer an einem Columbus, der Uneigennützigkeit genug besaß, das, was sie in Europa verlor, in Amerika tausendfältig zu ersetzen. So wie die Sachen damals stunden, mußte ein neuer Orden sich durchaus anheischig machen, für große Dienste sehr wenig zu fordern. Dieß konnte er nicht, wofern er nicht in einem andern Welttheil die Entschädigung für seine Aufopferungen in Europa fand. Aber wie ungeheuer er immer dadurch gewinnen mochte, so gewann die Kirche immer mit ihm, wenn er, seinem Gelübde treu, seine Kräfte nur zu ihrem Vortheile anwandte.

Der

Der Orden der Jesuiten war dazu bestimmt die festeste Stütze des päbstlichen Ansehens zu werden. Zu den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden der Armuth, der Keuschheit und des blinden Gehorsams gegen die Obern beschloß Ignaz noch ein viertes zu setzen, nemlich: sich in jedes Land, wohin der Pabst sie als Missionarien gegen Ketzer und Unglaubige, oder sonst zum Dienste der Kirche, schicken würde, unverweigerlich und ohne Lohn zu begeben, und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu setzen. Die Glieder der Gesellschaft sollten sich zugleich verbindlich machen, die Kinder in der Religion zu unterrichten, weil dieß das sicherste Mittel sey, um dieselbe unverfälscht zu erhalten. Diejenigen endlich, welche in die Gesellschaft zu treten wünschten, sollten außer andern Proben, durch die geistlichen Uebungen, durch Wallfahrten, und durch die niedrigsten Dienste in irgend einem Spitale, geprüft werden.

Der Ruf, in welchem die sich bildende und immer mehr verstärkende Gesellschaft stand, bewog den Papst schon 1539, einige Mitglieder derselben zu sogenannten Missionen und andern kirchlichen Geschäften, in verschiedene Städte Italiens zu verschicken. Auf Verlangen des Königs von Portugal reisten zween Ordensbrüder nach Brasilien, in dieses große portugiesische Land im südlichen Amerika, um die wilden Bewohner desselben mit dem christlichen Glauben bekannt zu machen. Unterdessen erwarben sich Ignaz und seine Gesellschafter, die zu Rom zurückgeblieben waren, nicht wenig Liebe und Beifall, indem sie bei der großen Hungersnoth, die um diese Zeit daselbst eingetreten war, noch eifriger für die Armen als für sich, bettelnd und sammelnd, viele derselben aufs thätigste unterstützten, und da-

durch

durch die allgemeine Mildthätigkeit noch mehr in Bewegung setzten. Daher bestätigte der Pabst den Orden, der sich so beliebt machte, und seinem Stuhle insbesondere so nützlich zu werden versprach, im September des Jahres 1540 durch eine besondere Bulle. Er lobte darinn zuerst die Gelehrsamkeit, die gottseligen Sitten, und die der Kirche durch Unterricht und Liebeswerke geleisteten Dienste, worinn sich Ignaz von Lojola und seine Mitgenossen hervorgethan hatten. Darauf rückte er den ganzen Plan von der Einrichtung des Ordens, wie ihn Ignaz entworfen hatte, ein, und genehmigte ihn nach allen Theilen. Endlich nahm er die Gesellschaft in den Schutz des apostolischen Stuhles, und erlaubte ihr noch besonders, für sich Gesetze zu entwerfen, welche ihr selbst und andern nützlich wären.

Der Orden hatte nunmehr eine bequeme Lehne an der Macht des Pabstes, und diese an ihm im Wanken eine feste Stütze, denn aus dieser neuen religiösen Stiftung giengen späterhin die heftigsten Gegner des Protestantismus hervor. Ihr Zweck war Anfangs, wie schon gesagt, Jugendbildung und Religion; beides sollte durch sie verbreitet werden, und bei der Uneigennützigkeit, mit welcher sie diese würdigen Absichten durchsetzten, gewannen sie um so schneller die Achtung und das Zutrauen der Menschen. Bei der monarchischen Verfassung aber, die diesem geistlichen Institute zum Grunde lag, und bei der klug berechneten, aus Geistlichen und Weltlichen zusammengesetzten Doppelgestalt eines Jesuiten war es ganz natürlich, daß dieser Orden sehr bald seine Grenzen überschritt, und mit aller Macht, neben seinem religiösen Wirkungskreis, sich in die politische Welt hinein arbeitete. Ein General stand dem Ganzen vor. Rom war sein Wohnsitz, und er

der

der treueste und klügste Vollzieher des päbstlichen Willens. Ihm gehorchten und berichteten die Untergenerale in den Provinzen, und nach diesen folgten vielfältige untergeordnete Rangordnungen. Wer in den Orden trat, von dem verlangte man Aufopferung seiner Selbstständigkeit, seiner Persönlichkeit und seines eigenen freien Willens. Einwürfe, Gegenvorstellungen, Meinungen, kurz jede, selbst noch so unschuldige Widersetzlichkeit, war strenge verboten. Der Neuling gehörte keinem Vaterlande mehr; er hatte keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Verwandten oder Freund mehr, kurz er war unbedingtes blindes Werkzeug des Ordens. Strenge Berathung gieng der Aufnahme vorher, eine noch strengere jahrelange Prüfung ergieng über den Aufgenommenen. Fähigkeiten, Neigungen, Leidenschaften und alles, was das Wesen des Menschen ausmacht und bestimmt, wurde beachtet, und darnach jeder (denn darinn waren diese Ordensleute besonders groß) an seinen gehörigen Platz gestellt. Für das Missionsgeschäft gehörte der Schwärmer, für die Welt als voranleuchtendes Beispiel der Redliche und Fromme, und für den Hof wurden die Klügsten und Feinsten ausersehen. Den Beichtstuhl und die Herzen der Fürsten bekamen sie dadurch in ihre Gewalt, und als die klügsten Meister der Menschenkenntniß öffneten sie sich den Weg zu den tiefsten Geheimnissen. Freigemacht von den gewöhnlichen mönchischen Verrichtungen, überließen sie sich um so freier und genußvoller dem Reitze eines wissenschaftlichen Lebens, daher ihre vielen geistreichen Gelehrten, ihre oft einsichtsvollen Jugenderzieher und ihre vielgewandten Redner. Ihr Ruhm überschimmerte gar bald alle Arten damaliger Mönchsklöster. In der Weisheit zeitgemäßer Gesetzgebung, selbst bei wilden Völkern,

eiferten

eiferten sie mit den Alten. Den geschicktesten Gebrauch wußten sie aus den Vorurtheilen der Menschen zu ziehen. Heischte es der Zweck ihres großen Bundes, so war der Abweg von gewöhnlicher Moral nicht verboten, und in vielen Fällen machten die Spitzfindigsten unter ihnen den Grundsatz geltend: der Zweck heiligt die Mittel. Die geringeren Brüder lebten deswegen meistens in einer unbedingten Sklaverei unter ihren Brüdern.

Armuth war nicht geboten, und da die Glieder des Ordens mehr bürgerliche Freiheit als andere Mönche genoßen, so griff ihr Plan mit unwiderstehlicher Gewalt in das bürgerliche Leben hinein. Bei allem diesem blieb aber doch der Orden eine von dem übrigen Leben der Menschen abgeschlossene Seele, welche in ihrem streng abgesteckten Gebiete zwar mächtig genug in andere Verhältnisse hineinwirkte, die aber jedem fremdartigen Einflusse mit der entschiedensten Verstandesüberlegenheit und Standhaftigkeit zu begegnen wußte. Ein Staat im Staate ward es ihm unter solcher öffentlich-verhüllter Gewalt ein Leichtes, aller weltlichen Macht den Vorrang abzugewinnen, und in der geringsten bürgerlichen Wohnung, so wie unter dem goldbedeckten Thronhimmel der Großen die Gewalt ihrer Plane geltend zu machen. Mit unverdrossener Feuerseele, und mit unverwandtem Scharfblicke arbeiteten die Jesuiten dem großen Geistersturm damaliger Religions-Entzweiung entgegen. Mit dem geübtesten Scharfsinne wußten sie die inkonsequenten Blößen Andersdenkender zu enthüllen und lächerlich zu machen; aber mit gleicher Beharrlichkeit verfolgten sie auch das ihnen gehässige Licht unschuldiger Geistesdämmerung.

Ignaz hatte die Freude, vieles von dem, was sein Orden leistete, selbst noch zu erleben. Die vom

Pabst

Pabst vorgeschriebene Probezeit war noch nicht zu Ende, als der Ruf des Ordens bereits so groß war, daß man den mannigfaltigsten Aufforderungen nachgeben mußte, ihn über ganz Europa zu verbreiten. Die Mitglieder des Ordens zerstreuten sich bald nach allen Weltgegenden hin, und nur Lainez blieb bei Ignaz in Rom zurück.

Der Entwurf, nach welchem der Orden arbeitete, und durch dessen Festhaltung er so mächtig und angesehen wurde, war freilich nicht das Werk irgend eines einzelnen Menschen, oder einer Verabredung unter mehrern. Er lag in dem Geist der ganzen Gesellschaft, und er entwickelte sich selbst nur allmählich, durch das Zusammenwirken vieler Menschen und vieler Umstände zur völligen Reife. Am wenigsten wäre wohl Ignaz de Lojola selbst im Stande gewesen, einen Plan von solchem Umfange und solcher Feinheit anzuspinnen. Denn im Grund war er kaum etwas mehr, als ein geistlicher Abentheurer, der sich von gehabten Visionen überredete, und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachsen war. Er schien dieß selbst zu fühlen, als die Ordensglieder, nach erlangter päbstlicher Bestätigung, den Entschluß faßten, einen Vorgesetzten oder General zu wählen. Es ward verfügt, diese Wahl auf die meisten Stimmen ankommen zu lassen, und zu dem Ende wurden die in Italien zerstreuten Väter zusammen berufen, die weit entfernten aber mußten ihre Stimmen schriftlich einsenden. Drei Tage brachten sie im Gebet und Schweigen zu; am vierten fielen alle Stimmen für Ignaz aus. Dieser aber sträubte sich aufs nachdrücklichste gegen eine solche Auszeichnung, und bat alle, die Sache noch drei andere Tage reiflicher zu überdenken. Dieß geschah,

schah, aber am vierten Tage wurde die erste Wahl bestätiget. Seine Weigerung dauerte auch jetzt noch so lange, bis ihm sein Beichtvater versicherte, er widerstehe dem heiligen Geiste selbst, wenn er länger bei derselben beharrte.

9.

Ausbreitung des Ordens bis zum Tode seines Stifters.

Durch seinen heroischen, alle seine Gefährten mit fortreißenden Enthusiasmus hatte es Ignaz wohl verdient, daß er zum Oberhaupt des von ihm gestifteten Ordens erwählt wurde, wenn ihm auch von den geistigen Eigenschaften, die ein solcher Posten erforderte, die meisten abgehen mochten. Auch als General trieb er mit einem Eifer, der seinem Verstand weniger als seinem Herzen Ehre machte, Nebendinge, die geringern Mitgliedern schicklicher zugekommen wären. Um seinen Ordensgenossen ein Beispiel der tiefsten Demuth zu geben, nahm er seinen Platz in der Küche, und stellte nicht allein daselbst den Koch vor, sondern übte auch die niedrigsten Dienstleistungen. Die Stunden, welche ihm von dergleichen Verrichtungen übrig blieben, verwendete er auf den Unterricht der Kinder in der seinem Orden eingeräumten Kirche. Viele Erwachsene strömten herbei, um an diesem Unterrichte ebenfalls Theil zu nehmen, und ob er gleich das Italiänische sehr fehlerhaft sprach, so wirkte doch sein Enthusiasmus mit ungemeiner Gewalt auf die Gemüther.

Während Ignaz in dieser untergeordneten Sphäre sich bewegte, bemühten sich seine gelehrten und weitersehenden Freunde, besonders Lainez, die rohen Entwürfe des Stifters ihres Ordens, zur Organisation

tion und Befestigung desselben mit seltener Klugheit und Umsicht auszuspinnen. Missionen in fremde Länder lagen besonders in ihrem Plane, und dazu wurden die einsichtsvollesten und thätigsten Glieder des Ordens auserkohren. Xaverius gieng nach Ostindien, und stiftete 1542 zu Goa, der Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen in jenen Gegenden, ein Kollegium, das noch in demselben Jahrhunderte gegen 120 Jesuiten enthielt, die sich vorzüglich dem Unterrichte und der Erziehung der Kinder bekehrter Indianer widmeten. Ueberhaupt wurden sie zuerst in Portugal, außerhalb Italien, ungemein begünstigt. Der König Johann der Dritte stiftete für sie auf der Universität Coimbra ein Kollegium, das nach einiger Zeit von beinahe zweihundert Ordensgliedern bewohnt wurde: und aus diesem, wie aus dem vorgedachten, sind die meisten Missionarien hervorgegangen, die in so vielen Ländern von Asien und Afrika an der Ausbreitung ihres Ordens gearbeitet haben.

Rom blieb inzwischen gleichsam die Mutterstadt der Gesellschaft, aus der zahlreiche Kolonien entsprangen, wo ein ansehnliches Haus, und mehr als eine Kirche ihr zu Theil wurde. Noch immer zogen die Mitglieder der Gesellschaft, wenn sie in fremde Länder ausgesandt wurden, in ihrer ersten armseligen Gestalt fort: alle zu Fuß, nicht einförmig, aber alle schlecht gekleidet, vom Betteln lebend, in Spitälern wohnend, auf den Straßen predigend, indem sie jedermann zur Besserung, zur Beichte und zum Gebet ermahnten. Unter andern waren auch Einige nach Irland gekommen, um die dortige rohe, aber unter der Regierung des, von der römischen Kirche abgefallenen Königs Heinrich des Achten im katholischen Glauben wankende Nation darinn zu

befestigen. Allein hier verfehlten sie ihre Absicht, und um nicht an den König ausgeliefert zu werden, mußten sie das Land verlassen. Auch in Frankreich gelang es ihnen noch nicht, sich festzusetzen. Parlamente und Bischöfe, Universitäten und Mönche verschworen sich gegen sie; und so verschieden auch die Gründe waren, welche jeder Einzelne hatte, so stimmten sie doch auf eine wunderbare Weise zur Verdammung eines Ordens zusammen, der bis dahin nur Gutes gethan hatte. In Deutschland fanden die Jesuiten zu Wien und in Baiern einige Unterstützung, und zu Köln war 1543 Peter Canisius der erste Deutsche, der für den Orden gewonnen wurde. Noch glücklicher waren sie in Spanien, wo zu Alcala de Henares und zu Gandia Kollegien für sie errichtet wurden.

So viele Betriebsamkeit erwarb den Jesuiten immer mehr die Gunst des Pabstes. Ueberzeugt, daß sie am geschicktesten wären, dem überhandnehmenden Reformationswerk entgegen zu arbeiten, ertheilte er ihnen Privilegien, wie sie kein anderer Orden hatte. Sie genoßen alle Rechte der Bettelmönche und Weltgeistlichen zugleich, und waren mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Besteurung gänzlich befreit, so daß sie, außer ihrer Ordensobersten und dem Pabste, keinen Herrn auf Erden anerkennen durften, und priesterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdikts, auszuüben befugt waren. Ja sie konnten, was nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt erlaubt war, von allen Sünden und Kirchenstrafen eigenmächtig absolviren, Gelübde der Laien in andere gute Werke verwandeln, ohne

ohne weitere päbstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen, und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der kanonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers dispensiren. Ueberdieß wurde ihrem Generale bei einer unumschränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigestellt, sie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter exkommunicirte Ketzer zu senden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkührlich anzustellen, und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Universitäten gleich gelten sollten.

Diese und andere Privilegien, die den Jesuiten eine fast an die päbstliche Gewalt angrenzende geistliche Macht zusicherten, erhielten sie wegen ihrer Bestimmung zu Missionen, um unter Ketzern und Heiden sich in jede Lebensart fügen, und ohne Hinderniß und Aufschub neue Kirchen organisiren zu können. Allein die frommen Väter gaben den Rechten und Freiheiten, die sie vom römischen Stuhle erhielten, eine Ausdehnung und Anwendung, die allmählich allen bestehenden geistlichen und weltlichen Autoritäten gefährlich wurde.

Jemehr Ignaz sich des gelungenen Werks freute, um so mehr bemühte er sich, in Rom und in Italien, seine Geschäftigkeit fortzusetzen und auszubreiten. Unter andern suchte er auch die Juden zum Christenthume zu bekehren, und sammelte so viel Geld durch Betteln, daß für die Aermern unter ihnen, die sich taufen lassen wollten, ein Haus zu ihrem Unterhalte gestiftet werden konnte. Auf päbstlichen Befehl mußten alle jüdischen Synagogen in Italien etwas dazu beitragen. Es gab außerdem in

Rom

Rom eine ungeheure Menge unzüchtiger und feiler Frauenspersonen. Um wenigstens einem Theile derselben die Besserung zu erleichtern, wußte es Ignaz so weit zu bringen, daß das Kloster und die Gesellschaft der heiligen Martha errichtet wurden, wo man die Bekehrten dieser Art aufnahm und versorgte. Durch seine Bemühungen geschah es auch, daß zwey Wohnungen zum Unterhalte und zur Erziehung elternloser Waisen zu Stande kamen, und daß das Kloster der heiligen Katharina für solche junge Frauenzimmer erbaut wurde, deren Keuschheit in merklicher Gefahr schwebte.

In eine nicht geringe Verlegenheit gerieth Ignaz, als selbst einige Weiber sich um die Ehre bewarben, zu den Jesuiten gezählt zu werden. Isabella Rosela, Ignazens Wohlthäterin während seines Aufenthaltes zu Barcellona und Paris, erschien plötzlich in Rom, und verlangte in einen Orden aufgenommen zu werden, um welchen sie Verdienste zu haben glaubte. Vergeblich versuchte sie der General von diesem Wunsche zurück zu bringen. Sie wandte sich an mehrere angesehene Personen, und diese vertraten sie so nachdrücklich bei dem Pabste, daß Ignaz den Befehl erhielt, die Wünsche dieser Dame und Anderer zu erfüllen. Ignaz machte einen Versuch, ihnen den Geist seines Ordens einzuhauchen; aber durch ihre Empfindeleien, Vorurtheile und leere Fragen zurückgeschreckt, bat er den Pabst, ihn von einer Last zu befreien, welche ihn vor der Zeit zu Boden drücken würde; und indem er zugleich vorstellte, daß eine solche Verbindung den Zwecken seines Ordens durchaus zuwider sey, brachte er es dahin, daß er nicht blos für die Gegenwart, sondern auch der ganze Orden für jetzt und immer von der

Pflicht

Pflicht entbunden wurde, sich mit Weibern zu befassen *).

Im Jahr 1550 berief Ignaz die Aeltesten seiner Gesellschaft aus ihren verschiedenen Provinzen nach Rom. Als sie versammelt waren, stellte er ihnen vor: Er, als ein mit allzu vielen Sünden, Gebrechen und körperlichen Schwachheiten behafteter Mensch, sey viel zu unwürdig, das Haupt der Societät zu seyn. Er rieth ihnen sich einen andern Vorgesetzten zu wählen, und sagte sich darauf im Namen der heiligen Dreifaltigkeit vom Generalate los. Die Väter konnten nicht umhin, einmüthig seinen guten Willen zu loben, und seine Demuth zu bewundern, zugleich aber sagten sie ihm unverholen, was er von ihnen verlange, sey wider ihr Gewissen, auch wollten sie, so lange er lebe, keinen andern General haben. Ignaz mußte sich ergeben, und unterzog sich von nun an mit neuem Eifer den Sorgen der Regierung. Das erste, was er wieder vornahm, war, daß er die Gesetze und Konstitutionen der Gesellschaft ausarbeitete, und sie den Vätern schriftlich vorlegte. Man hat nach seinem Tode ein Tagebuch, von seiner Hand geschrieben, gefunden, in welchem er alle die göttlichen Erleuchtungen und Offenbarungen verzeichnet hatte, deren er während dieser Arbeit, bei der Verfassung eines jeglichen Artikels dieses Gesetzbuches, gewürdiget worden war.

Aus

---

*) In den frühern Zeiten des siebenzehenten Jahrhunderts findet man zwar einen Orden der Jesuitinnen. Diese hatten sich aber blos eigenmächtig in Italien und Deutschland zu einer geistlichen Gesellschaft gebildet, in der sie die Verfassung der Jesuiten möglichst nachahmten. Urban der Achte hob diese Verbindung im Jahr 1631 völlig auf.

Aus diesem Manuscripte war zu ersehen, daß alle Konstitutionen des Ordens seinem Stifter unmittelbar vom heiligen Geiste eingegeben, und sonach der Orden, nebst allen seinen Zubehörden, göttlichen Ursprungs sey. Demungeachtet war Ignaz so bescheiden, daß er diese Gesetze nicht eher für fest und vollgültig gehalten wissen wollte, bis die ganze Gesellschaft sie geprüft und gebilliget hätte; dieß geschah denn auch, aber erst nach seinem Tode im Jahr 1558 in Rom, öffentlich bei einer allgemeinen Versammlung der Ordensglieder.

Die Verfassung dieser Konstitutionen; die Errichtung des vornehmsten und größten Jesuiter-Kollegiums zu Rom; noch vieler andern Kollegien in Spanien, Italien, Deutschland, Corsika, Frankreich, Holland u. s. w.; die Sorge, so viele Missionarien auszurüsten mit Geist und Kraft, und mitunter auch allerlei verdrießliche Händel mit Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, gaben dem General für die wenigen Jahre, die er hernach noch lebte, genug zu thun. Viele Sorge machte es ihm, als im Jahr 1555 Johann Paul Caraffa, unter dem Namen Paul der Vierte, auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde. Noch als Bischof von Chieti, sonst Theate genannt, hatte er den Theatiner-Orden gestiftet, und einige Versuche gemacht, den Stifter des Jesuiterordens zum Uebertritt in den seinigen zu bewegen. Da sie mißlungen waren, weil Ignaz den Ehrgeitz fühlte, selbst Ordensstifter zu werden, so befürchtete er nichts geringeres, als den Haß des Pabstes. Aber dieser kannte sein Interesse zu gut, um nicht bereitwillig alles zu vergessen, was ihm in frühern Zeiten widerfahren war. Bei seinen weitaussehenden Entwürfen enthielt er sich klüglich der

Ver-

Verfolgung derjenigen, welche ihm die größten Dienste leisten konnten.

Die Streitigkeiten, in welche der Pabst mit Spanien verwickelt wurde, gaben die nähere Veranlassung zu Ignazens Tode. Mit Soldaten angefüllt war Rom ein unangenehmer Aufenthalt für einen Mann, der von dem ersten Augenblicke seiner Bekehrung an den Frieden aufrichtig liebte. Um dem Waffengeräusch zu entgehen, begab er sich auf eine eben fertig gewordene Villa. Der ungesunde Aufenthalt, verbunden mit einer Schwäche, welche theils die Folge des Alters, theils der langen Anstrengung war, endigte sein thätiges Leben am dreissigsten Julius 1556, in einem Alter von fünf und sechzig Jahren.

10.

Ignazens Charakter und Kanonisation. Endliche Schicksale des Ordens.

Ein Mann, der sich in der Welt so merkwürdig gemacht hat, wie Ignaz de Lojola, verdient auch nach seiner körperlichen Beschaffenheit, nach Gestalt und Aussehen, näher gekannt zu werden. Er war von mittler Statur und nach den besten Verhältnissen gebaut. Er hatte eine breite, hervorragende Stirn, eingesunkene Augen und eingerunzelte Augenlieder vom vielen Weinen; mäßig lange Ohren; eine an der Wurzel erhabene, und an der Spitze herabhängende Nase. Seine Farbe war lebhaft, und sehr ehrwürdig seine Glatze; ein anmuthiger Ernst, Ruhe und Heiterkeit waren auf seinem Gesichte verbreitet. Er hinkte ein wenig, aber mit vieler Grazie, und wußte so zu gehen, daß man es

 kaum

kaum merkte. Schwielicht und voll Narben waren seine Füße, von den vielen Reisen. Seine Kleidung war äußerst schlecht, aber reinlich. Von Natur war er stark an Kräften, und blühend an Gesundheit; beide richtete er durch Fasten und harte Kasteiungen zu Grunde, und er litt seitdem unaufhörlich an Magenkrämpfen. Es war ihm sehr gewöhnlich, drei Tage, ja eine ganze Woche zuzubringen, ohne zu essen und zu trinken, auch hatte er den Sinn des Geschmacks so gänzlich verloren, daß ihm Essen und Trinken kein Vergnügen machten. Ueberhaupt hatte er alle seine Sinne, Begierden und Leidenschaften vollkommen unter den Gehorsam des Geistes gebracht. Seine Thränen hatte er völlig in seiner Gewalt; er konnte weinen, wann er wollte, und eben so auch die Thränen hemmen; dieß machte ihn sehr glücklich, denn am allerseligsten, und am meisten vom Himmel erleuchtet war er, wenn er weinte.

Sehr verschieden ist die Zeichnung, die von Ignazens geistigen und sittlichen Eigenschaften entworfen worden ist, nach der Verschiedenheit der Personen, die das Bild mahlten. Von seinen Schülern und Verehrern wurde er dargestellt, in aller Glorie eines Heiligen und Vertrauten Gottes. Andere, und zwar nicht blos Gegner des Ordens, lassen ihn in der verächtlichen Gestalt eines elenden Schwärmers, Scheinheiligen und herrschsüchtigen Betrügers auftreten. Das Wahre möchte in der Mitte liegen.

Von Natur besaß Ignaz de Lojola Anlagen, durch deren Ausbildung und verständigen Gebrauch er sich den Ruhm des großen Mannes hätte erwerben können. Vielleicht würde er einer der ersten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts geworden

seyn,

seyn, wenn er nicht, durch Mangel an Einsicht in die wahre Bestimmung des Menschen verleitet, eine Richtung genommen hätte, welche uns nichts weiter bewundern läßt, als die gänzliche Aufopferung seines ganzen Lebens für seine Zwecke. Daß er es mit der Religion ehrlich meinte; daß er ihr, seiner Kirche und ihrem Oberhaupte, mit bewundernswürdiger Hingebung, zu dienen gesucht habe, liegt am Tage. Allein sein Geist, in der Ausbildung vernachläßigt, unterlag einer durch frommen Eifer, durch Bewunderung der Heiligen und Mönche, und durch Nachahmung ihrer Selbstpeinigungen erhitzten Einbildungskraft. Er stürzte sich aus dem weltlichen Kriegsstande gleichsam in den geistlichen hinüber, und glaubte von Gott zum Helden der Religion und zum Besieger ihrer Feinde bestimmt zu seyn.

Die Ehre der Kanonisation konnte einem Manne nicht wohl versagt werden, der dem römischen Stuhle so große Dienste geleistet hatte, und der noch nach seinem Tode in so vielen seiner Ordensgenossen fortwirkte. Er war im hohen Rufe der Heiligkeit gestorben, und nach seinem Tode betrieben nicht nur die Mitglieder des Ordens, sondern auch die Könige von Spanien, Philipp der Zweite und Dritte, Heinrich der Vierte von Frankreich, der Kaiser Ferdinand der Zweite, und viele andere Fürsten und Prälaten beim Pabste die feierliche Kanonisation. Diese vollzog Urban der Achte durch eine Bulle vom Jahr 1623. In derselben werden zuerst die Verdienste des Heiligen um die Kirche gepriesen, sodann folgt seine ausführliche Lebensbeschreibung, mit der Empfehlung seiner vornehmsten Tugenden. Endlich wird eine Anzahl untersuchter, und vollkommen richtig befundener Wunder, wie der Pabst sagt, die Ignaz besonders nach seinem Tode

gewirkt

gewirkt hat, erzählt. Darunter sind Heilungen gefährlicher Krankheiten und tödtlich scheinender Verwundungen; Wiederherstellung des Gesichts für Blinde u. dgl. m. Urban verordnete daher, daß ihm zu Ehren Kirchen und Altäre erbauet, sein Fest jährlich am ein und dreissigsten Julius gefeiert, und alle, die an diesem Tage, reuevoll und nach abgelegter Beichte, sein Grab besuchen würden, einen Ablaß von einem Jahre und vierzig Tagen genießen sollten.

Als Ignaz starb, zählte der Orden bereits über tausend Jünger, und besaß hundert Profeßhäuser (Klöster und Kollegien oder Schulen, deren jede mit den Gerechtsamen der Universitäten versehen war), die in zwölf Provinzen vertheilt waren. Neun von diesen Provinzen lagen in Europa: Italien, Sizilien, Ober- und Niederdeutschland, Frankreich, Arragonien, Castilien, Bätica (oder das mittägliche Spanien) und Portugal; die übrigen aber in andern Welttheilen: Brasilien, Aethiopien und Ostindien. Fünfzig Jahre nachher zählte der Orden über 10,000 Mitglieder, und im Jahr 1618 belief sich die Zahl derselben auf 13,112 in 32 Provinzen, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen, und, ausser Europa, das spanische Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf diese Blüthe, feierten die Jesuiten im Jahr 1540 mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens.

Auch nach dieser Zeit breitete sich der Orden immer weiter aus, und in der zweiten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts belief sich die Zahl der Mitglieder über achtzehen Tausend, ohne die auswärtigen, welche eine ungleich größere Menge in sich begriffen. Allein sein goldenes Zeitalter hatte der

Orden

Orden nunmehr überlebt, und so jugendlich lebhaft gesund dieser Körper in seiner Rührigkeit sich immer noch zu befinden schien, so näherte er sich doch mit starken Schritten seiner Auflösung. Diese Auflösung war aber nicht dem natürlichen und langsamen Sterben eines abgelebten oder siechen Menschen zu vergleichen, sondern vielmehr dem gewaltsamen und plötzlichen Todesstreiche, der einen lange verhafteten und oft entwischten Missethäter plötzlich trifft. Eine Menge Verbrechen wurden dem Orden zur Last gelegt, und immer allgemeiner wurde die Ueberzeugung, daß die Jesuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, sondern nur die Verbreitung des Papismus und hauptsächlich ihren eigenen Vortheil beabsichtigten.

Portugal, Frankreich und Spanien machten den Anfang, den gefährlichen Orden in ihren Staaten zu unterdrücken. Ihnen folgten Neapel, Parma und Malta, ungeachtet Pabst Clemens der Dreizehente zu eben der Zeit eine Bulle erließ, worinn er die Jesuiten als die frömmsten und gemeinnützigsten Religiosen empfahl. Der Tod raffte ihn während des schweren Kampfes gegen die Höfe hin, welche die Aufhebung des Ordens von ihm verlangten. Die sanfteren Versuche seines Nachfolgers, Clemens des Vierzehenten, den Orden zu retten, gelangen eben so wenig. Nachdem er lange den Verlust abgewogen, den er als Fürst oder als Bischof dahin geben sollte, bestimmte ihn endlich sein menschenfreundliches Herz, die gefährliche Stütze der Hierarchie niederzureissen. Durch eine Bulle vom 21 Jul. 1773 wurde der Orden der Jesuiten in allen Staaten der Christenheit völlig aufgehoben.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Heinrich Loritus Glareanus.

Unter den Gelehrten, welche das Zeitalter der Reformation verherrlichten, ward Heinrich Loritus mit Ehren genannt. Er war 1488 zu Glaris in der Schweitz geboren, und erhielt den Zunamen Glareanus, unter dem er meistens genannt wird, von dem Hause seines Vaters a Glarea, am Steinacker. Die Natur hatte ihn mit herrlichen Talenten ausgestattet, und der Umfang seines Wissens erregt Bewunderung. Theologie, Philosophie, Geographie, Geschichte, Chronologie, Mathematik, Astronomie: alle diese Wissenschaften waren ihm bekannt, und unter ihnen ist keine, über die er nicht Schriften hinterlassen hätte, welche für ihre Zeit bemerkenswerth waren Auch als scharfsinniger Kritiker und Alterthumsforscher hat er Verdienste. Er liebte die Künste, besonders die Musik, und seine lateinischen Gedichte fanden allgemeinen Beifall.

In

In Basel, wo Glareanus viele Jahre die Mathematik lehrte, und einen philosophischen Lehrstuhl erhielt, lebte er in freundschaftlicher Verbindung mit dem berühmten Erasmus von Rotterdam. Weil er an den Religionszwistigkeiten, die 1529 in Basel ausbrachen, keinen Antheil nehmen mochte, so begab er sich nach Freiburg im Breisgau, wo er Geschichte und Literatur lehrte. Sein Ruf zog viele Jünglinge herbei, welche die Liebe zur Gelehrsamkeit durch ganz Deutschland verbreiten halfen. Im Alter vergrub sich Glareanus in tiefe Einsamkeit, und starb zu Freiburg 1563, als ein Greis von 75 Jahren. Durch seine Gelehrsamkeit nicht allein, sondern auch durch seinen aufgeweckten Geist, seinen Witz und seine muntern Einfälle, hatte er sich viele Freunde erworben. Mancher komische Vorfall wurde durch ihn veranlaßt; unter andern folgender.

Die Universität Basel, welcher Glareanus angehörte, war einst wegen seines Ranges, der ihm bei öffentlichen Feierlichkeiten angewiesen werden sollte, in einer großen Verlegenheit. Er war nicht Doctor — aber er war Professor der Philosophie, und der Kaiser Maximilian, welcher seine Verdienste zu würdigen verstand, hatte ihn mit dem Lorbeerkranze und einer Goldkette geschmückt. Unter den Doktoren, meinten die Herren, welche diesen Grad besaßen, könne Glareanus nicht sitzen, und unter die bloßen Magister sich zu setzen, trug der Mann, der seinen Werth fühlte, selbst Bedenken. Niemand wagte es, hier einen Ausspruch zu thun. Glareanus beschloß deswegen das Problem, das seinen Herren Kollegen so viele Unruhe machte, selbst zu lösen. Er kam an einem Morgen, an welchem eine Doctorpromotion gehalten werden sollte, vor dem Anfange derselben auf einem Esel, den er sich

aus

aus einer der Universität gehörigen Mühle gemiethet hatte, in den großen Hörsaal geritten.

Man kann leicht denken, daß da, wo so viele lachlustige junge Menschen sind, dem sonderbaren Reuter ein lautes Gelächter entgegen schallte. Einige glaubten, daß Glareanus, den man des Stolzes und der Spottsucht beschuldigte, ein Narr in bester Form geworden sey! Andere waren überzeugt, daß der sarkastische Mann mit seiner Rosinante ganz etwas anderes bezwecke.

Der Rector der Universität, welcher sich für verpflichtet hielt, die Veranlassung eines so sonderbaren und unerwarteten Aufzugs näher zu erforschen, und nach dem Befinden der Umstände zu rügen, rief den Reuter zu sich. Die Studenten machten Platz, und der Esel schritt ganz gravitätisch vorwärts. „Wie konnten Sie doch, fragte der Rector, sich es herausnehmen, hier an einem so ehrwürdigen Orte in einem so seltsamen Aufzuge zu erscheinen?" — „Ich habe es, antwortete der Professor, blos deswegen gethan, um einen eigenen Sitz zu erhalten, den man mir nicht streitig machen kann. Schon lange kann man sich über die Frage: wo ich eigentlich sitzen soll, ob auf der Doctoren- oder Magisterbank, nicht vereinigen. Ich mußte endlich, wenn Rath geschafft und das schwierige Problem gelöst werden sollte, einen Entschluß ausführen, der Ihnen allerdings anfänglich abentheuerlich vorkommen mußte."

Jetzt war der Professor an seinem Ziele. Er wurde gebeten, seinen Esel nach Hause zu senden, und ohne weiteres Bedenken auf der Doctorbank Platz zu nehmen. Allein, da die ernste Stimmung, welche doch zur Feierlichkeit der Sache unentbehrlich war, einmal sich verloren hatte, so verbat für dießmal Glareanus sich diese Ehre, und die Promotion

wurde

wurde aufgeschoben. Ein Haufe von Studenten begleitete den entschlossenen Mann in seine Wohnung, und er kam am folgenden Tage in einer, der Versammlung angemessenen Tracht in das Auditorium, und nahm seinen Platz unter den Doctoren ein. Nicht gerne wagte sich ein Kollege mit spöttischen Fragen an den immer zu Antworten fertigen Dichter, und doch glaubte einer von ihnen dießmal an ihm zum Ritter zu werden. „Wo haben Sie denn heute Ihren Pegasus gelassen?" fragte er. „Es war nicht der meinige, ich hatte ihn von der Universität, der er angehört, gemiethet," antwortete Glareanus, und noch einmal hatte er die Freude, eine Menge Lacher auf seiner Seite zu sehen.

II. Franz von Macedo.

Ein gelehrter Portugiese, zu Coimbra 1596 geboren. Als er vierzehn Jahre alt war, wandte er sich zu den Jesuiten, und lehrte, nach Vollendung seines Studienkursus, in ihren Kollegien Rhetorik, Philosophie und Chronologie. In seinem fünf und zwanzigsten Jahre erhielt er das Ordenskleid des heiligen Ignatius, und legte bald darauf das feierliche Gelübde ab; allein nicht allzulange stund es an, so verließ er den Orden, und wurde ein Franciskanermönch, aus Ursachen, die nicht zuverläßig bekannt sind.

Der Pater Franz von Macedo galt zu seiner Zeit für einen großen Gelehrten, und war einer der fruchtbarsten Schriftsteller. Den meisten Werth haben

ben seine Schriften für die Rechte des Hauses Braganza, welches zu seiner Zeit den Thron von Portugal bestieg. Er begleitete den portugiesischen Gesandten nach Paris, und hatte die Ehre, daselbst vor Ludwig dem Dreizehenten zu predigen. Dem Pabst wußte er sich durch seine Schriften so gefällig zu machen, daß er als Professor der Theologie am Kollegium der Propaganda, und der Kirchengeschichte am Kollegium der Sapienza, nach Rom berufen wurde. Seine Eitelkeit war aber Ursache, daß er die Gunst verscherzte, die er genoß. Er begab sich nach Venedig, entschlossen, seine Gelehrsamkeit in einem recht glänzenden Lichte zu zeigen. In dieser Absicht disputirte er daselbst acht Tage lang öffentlich über eben so viel aufgestellte Sätze, mit jedem, der Lust hatte, ihm zu widersprechen, und am letzten Tage gab er einem jeden die Erlaubniß, ihm nach Belieben ein Thema aufzugeben, welches er sogleich in Versen ohne Vorbereitung ausführen wolle.

Es waren zu dieser berühmten Disputation viele Fremde, Gelehrte und Ordensleute nach Venedig gekommen, und Doctoren und Magister strömten von allen Orten herbei. Diese setzten dem gewaltigen Disputator heftig zu, allein sie konnten ihm nichts abgewinnen; ja, seine Gewandtheit im Reden war so groß, daß er sogar seinen Opponenten beistund, wenn sie stecken blieben, oder nicht recht fort konnten. Wie erstaunten aber Alle, besonders zuletzt, als er über allerhand ihm aufgegebene Materien in Versen eben so leicht sprach, als er in Prosa es zu thun vermochte. Ein Jeder gestand, dergleichen habe er noch niemals weder gesehen noch gehört, auch kenne er niemanden, der so viele ganz von einander abweichende und verschiedene Wissen-

schaften, so vollkommen begriffen und inne gehabt habe, wie dieser gelehrte Ordensbruder. Zuletzt machte er ein Gedicht auf die Stadt Venedig, wofür er nicht nur das Bürgerrecht, sondern auch eine gute Professur zu Padua erhielt. Dieses Amt bekleidete er mit vielem Ruhme bis an seinen Tod, welcher den ersten Mai 1681 erfolgte. Er wurde in der Franziskanerkirche zu Padua begraben, und erhielt eine Büste von Erz.

Macedo's Schriften sind sehr zahlreich, aber nur wenige haben ihn überlebt. Nach seiner eigenen Versicherung verfertigte er 53 Lobreden, 60 lateinische Reden, 32 Leichenreden, 123 Elegien, 115 Epitaphien, 212 Dedikationsschreiben, 700 freundschaftliche Briefe, 2600 epische Gedichte, 500 Elegien, 110 Oden, 3000 Epigramme, 4 lateinische Komödien, 2 Tragödien, eine Satyre in spanischer Sprache, in Summe 150,000 Gedichte, ohne eine große Anzahl Konsultationen über theologische, juristische und andere Gegenstände. In einer seiner Schriften leitet er den Ursprung der Inquisition aus dem Paradiese ab, und macht Gott zum Urheber derselben. Gott selbst inquirirte nemlich den Adam, Cain und die Arbeitsleute beim Thurmbau zu Babel. Der heilige Petrus war Inquisitor gegen Ananias und Saphira, übertrug dann dieses Amt den Päbsten, und von diesen erhielt es der heil. Dominikus und dessen Nachfolger.

III. Boileau.

Im Zeitalter Ludwigs des Vierzehenten wurde Nicolas Boileau Despreaux (geb. 1636, gest. 1711) für

für eines der größten dichterischen Genies gehalten, und noch jetzt nennen ihn die Franzosen den Gesetzgeber des guten Geschmacks. In allen seinen Werken findet man Verstand, Witz, freien Beobachtungsgeist, kritische Besonnenheit, aber wenig Phantasie. Als Satyriker ist er am berühmtesten. Er besaß ein reiches Maaß der zu dieser Dichtungsart erforderlichen Talente: viel Scharfsinn, Menschenkenntniß, Witz und Anmuth des Vortrags. Merkwürdig ist die Art, wie er dazu kam, Satyren zu schreiben.

In seiner Kindheit wurde Boileau einer Amme anvertraut, die vom Lande war, und ihn mit sich in ihr Dorf nahm, wo er auch über drei Jahre blieb. Eines Tages wollte er einen Truthahn schlagen; dieser war ihm aber an Kraft überlegen, gieng ganz wüthend auf ihn los, warf ihn zur Erde und verwundete ihn an einer Stelle, an welcher der unglückliche Abälard mit eben so vieler Ungerechtigkeit als Grausamkeit gestraft wurde. Alle angewandte ärztliche Hülfe konnte dem jungen Boleau den erlittenen Verlust nicht wieder ersetzen; er sah sich deshalb, als er älter wurde, genöthiget, auf die Freuden des Familienvaters Verzicht zu thun. Da er von Zeit zu Zeit an den Theilen, an welchen er kein Achill war, Schmerzen empfand, so vertraute er sich dem berühmten Arzte Gendron, dessen Kenntnisse und Rechtlichkeit er kannte, der überdieß noch sein Freund war. Er ließ sich von dem Arzte feierlich das Versprechen geben, über diese Eröffnung ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, weil ein solcher Mangel, wie Boileau ihn empfand, zwar allerdings sehr tragisch ist, aber dem Scherze doch sehr vielen Stoff giebt. Mit Recht fürchtete er die Epigramme und Couplets all der Autoren, die er als

Satyriker

Satyriker so wenig geschont hatte, und die gewiß nicht ermangelt haben würden, ihn an der Stelle anzugreifen, wo er am leichtesten zu verwunden war.

Der Arzt beobachtete, so lange Boileau lebte, das tiefste Stillschweigen. Erst nach dem Tode des großen Satyrikers löste er das Geheimniß. Aus dieser Entdeckung kann man sich die Unzufriedenheit und den beissenden Sport erklären, die Boileau's Gedichte charakterisiren, ferner den strengen Ernst seiner Person und seiner Sitten, seine Satyren gegen die Weiber, sein Widerwille vor Opern, und seine Abneigung gegen den zartfühlenden Quinault, dessen Lieder von der Liebe dictirt wurden, und ihren Geist athmen.

IV. Molain.

Johann Peter Molain, wegen seiner Stärke der Eisenbrecher genannt, hatte bei einem englischen Dragonerregimente als Officier gedient. Als er nach Frankreich, seinem Vaterlande zurückreiste, wurde er aus einem ungegründeten Verdachte verhaftet und in die Bastille gesetzt. Kaum war die Thüre seines Gefängnisses hinter ihm zugeschlossen, so riß er eine an der Wand angebrachte armstarke und vierfach in einander geschlungene Kette, die hundert Pfund wog, mit unbegreiflicher Stärke heraus, und schlug sie an der Wand seines Kerkers in Stücken. Als ihm einstmals der Gefangenwärter Ru sein Mittagsessen nicht gegeben hatte (wahrscheinlich war er vergessen worden), so machte er sich an die Thüre seines Gefäng-

fängwisses, und sprengte sie in kurzer Zeit auf. Dieses bewerkstelligte er ohne alle Instrumente. Die Thüre war von Eichenholz, fast einen halben Schuh dick, mit Eisenblech beschlagen, und mit doppelten, mehr als armdicken Riegeln und einem starken Schlosse versehen. Ein gleiches that er mit einer zweiten Thüre an der Treppe, die zu seinem Kerker führte, welche von ihm mit eben der Leichtigkeit aufgesprengt wurde. Jetzt stand er an der Hofthüre, und schrie mit ungeheurer Stimme: „Ru, komm und bring mir geschwind meine Mahlzeit, oder ich zerbreche diese Thüre auch noch.“ Ru kam; allein statt ihm sein Mittagessen zu bringen, ließ er durch vier Soldaten eine ungeheure Kette herbeischaffen, unter deren Last jeder andere Mensch hätte erliegen müssen. Zehen starke Schergen und der Schlosser der Bastille, der Molain an diese Kette anschmieden sollte, folgten nach. Der Major und Hauptmann der Bastille, mit einer ganzen Rotte Trabanten, Ochsensehnen und tüchtige Knittel in den Händen, beschlossen den Zug.

Als Molain diesen schröcklichen Aufzug sah, brach er in ein lautes Gelächter aus, und drohte, sobald ihn jemand schlagen würde, den Major zuerst, und dann alle übrigen auf der Stelle zu erwürgen. „So lange man mich, setzte er hinzu, in ein so abscheuliches Loch steckt, so werd' ich mir auf alle Art Hülfe zu verschaffen suchen, sonst aber werd' ich mich ruhig verhalten.“

Indem er so sprach, hielten ihn zehen Mann, und der Schlosser legte ihm um den Hals, um Hände und Füße eiserne Ringe und Ketten von ungeheurer Schwere. Er ließ sich alles gefallen. Maurer und Zimmerleute arbeiteten in dieser Zeit an der Wiederherstellung der Thüren, und konnten nicht

begrei-

begreifen, wie ein einziger Mann blos mit seinen Händen solche starke Thüren habe über den Haufen werfen können. Nachdem diese Arbeit geendigt war, sagte Molain zur ganzen Versammlung: „Wenn ihr wollt, daß ich mich ruhig verhalten soll, so behandelt mich menschlich, und nicht wie ein Vieh. Hab' ich mich an König und Staat versündigt, so nehme man mir das Leben. Wollt ihr mich aus Staatsgründen gefangen halten, so geht mit mir als mit einem Staatsgefangenen um. Ist es des Königs Wille, daß man mich mit Ketten, die kein Pferd fortschleppen kann, beschwert? Wenn ihr sie mir im Guten abnehmt, so will ich ruhig seyn, wo nicht, so werd' ich mich der schweren Fesseln, unter denen ich eurer Meinung nach erliegen soll, in kurzer Zeit entledigen, und dann mit Hülfe derselben den Thurm, wo ich gefangen sitze, über den Haufen werfen."

Der Major und das ganze Gefolge lachten über diese Drohung, und nahmen sie für Großsprecherei; allein Molain hielt Wort. Es war ohngefehr Nachmittags um fünf Uhr, als sie ihn verliessen, und seinen Kerker wieder verschlossen. Schon um sechs Uhr hatte er sich seiner Ketten entledigt, und fieng an, mit deren Beihülfe das Mauerwerk des Thurms loszubrechen. Er zog Steine heraus, die drei Männer nicht hätten bewegen können. Die Menge derselben, die er innerhalb vier Stunden herausbrach, war unglaublich. Er erschütterte den ganzen Thurm, so daß die andern darinn sitzenden Gefangenen im Ernste anfiengen zu fürchten, von demselben verschüttet zu werden. Sie schlugen daher in der Angst an die Thüre ihres Gefängnisses, und eröffneten der Wache die Gefahr, in der sie schwebten. Die Sache schien diesen Leuten unmög-

lich zu seyn, und sie achteten nicht auf die Anzeige. Die Gefangenen baten daher den Molain, daß er mit seinen Arbeiten aufhören möchte, weil sie in der größten Lebensgefahr schwebten. Er gab ihren Bitten nach, drohete jedoch, wenn er den folgenden Tag nicht besser behandelt würde, den Thurm sicher umzustürzen.

Den Tag darauf erzählten die Gefangenen den Officieren der Bastille diesen gefährlichen Vorfall, und baten flehentlich um Abwendung des Uebels. Allein diesen schien das Erzählte unglaublich. Als sie aber hinunter zu Molains Kerker kamen, dessen Thüre, wegen der großen Menge Steine, die vor derselben lagen, sie nicht öffnen konnten, und durch die Luftlöcher die entsetzliche Unordnung in dem Kerker gewahr wurden, ward ihnen anders zu Muthe; sie riefen den Aufseher Ru herbei. Dieser versicherte den Gefangenen durch die stärksten Schwüre, daß er in eine bessere Lage versetzt werden sollte; aber Molain glaubte nicht, weil auf seine Vorstellungen nie Rücksicht genommen worden war. Es mußte daher der Gouverneur, du Jumas, selbst kommen, und ihm bei seiner Ehre zusichern, daß er besser und anständiger behandelt werden solle. Jetzt ergab sich Molain, und versprach mit dem Einreissen der Mauern aufzuhören.

Molain räumte nun von früh Morgens acht Uhr bis Nachmittags um Eins die herausgearbeiteten Steine, wovon ein großer Theil vor seiner Kerkerthüre lag, gänzlich hinweg. Und nun hielt man das ihm gegebene Wort. Er bekam ein viel besseres Gefängniß und erträglichere Kost. Er hatte den Thurm an verschiedenen Orten untergraben. Sein Kerker war beinahe bis oben an das Gewölbe voller Steine, die er aus dem Thurme gebrochen hatte,

und

und deren einige von ungeheurer Größe waren. Sechs Männer hatten eine ganze Woche zu arbeiten, dasjenige, was ein einziger Mann in vier Stunden zerstört hatte, wieder in den vorigen Zustand zu bringen. In der Bastille hielt man den Molain, wegen seiner ungeheuren Stärke, für einen Zauberer; denn er konnte, ohnerachtet man ihn in diesem Gefängnisse beinahe verhungern ließ, die armdicken eisernen Stäbe vor seinem Kerker mit den Händen so leicht gegen einander und wieder zurück biegen, als wenn sie von Wachs gewesen wären.

V. Zur Charakteristik Peters des Großen, Kaisers von Rußland *).

1.

Würdigung der Schifffahrt.

Zween wichtige Gegenstände zogen gleich Anfangs die ganze Aufmerksamkeit des Czars Peters des Großen auf sich: die Armee und das Seewesen. Der ersten gab er in wenig Jahren eine ganz neue Gestalt, und das letztere mußte er erst schaffen. Bekanntlich lernte er selbst in Holland den Schiffbau,

*) Vergl. die Biographie dieses Monarchen im dritten Bande dieser Denkwürdigkeiten S. 3—59. und die Reise-Anekdoten von Peter dem Großen im ersten Bande S. 93—104.

bau, zog eine Menge geschickter Arbeiter nach Rußland, und bemühte sich, besonders durch die Schiffahrt, das neuerbaute Petersburg mit dem Auslande in Verbindung zu setzen. Seine Freude war daher groß, als er das erste fremde Schiff (es war ein holländischer Kauffahrteifahrer) zu Anfang Novembers 1703 in St. Petersburg ankommen sah. Man mußte dem Schiffer eine Schaluppe entgegen schicken, der vielen Sandbänke wegen, die sich in dieser Gegend befinden, und der Monarch übernahm es selbst, diese Schaluppe zu leiten. Er zog eine Matrosenjacke an, und steuerte nach dem Schiffe hin. Sobald er es erreicht hatte, stieg er auf dasselbe, wünschte in holländischer Sprache dem Schiffer Glück zu seiner Ankunft in einem fremden Hafen, und sagte zugleich, daß der Gouverneur ihn abgeschickt habe, um das Schiff bei den Sandbänken vorbei zu führen. Hierauf begab er sich wieder nach seiner Schaluppe, brachte das Schiff glücklich in den Hafen, und ließ es neben dem Hause des Gouverneurs anlegen, wo für den Schiffer und seine Matrosen Quartiere bestellt waren. Der Gouverneur, Fürst Menzikof, kam ihnen selbst entgegen, und lud den Schiffer mit seiner ganzen Mannschaft zur Tafel. Er versicherte dabei den Schiffer, daß er für sein Schiff nichts zu befürchten habe, weil der Czar eine Wache bestellt hätte, die allen Nachtheil verhüten müßte.

Der Monarch führte die Seeleute selbst in das Haus des Gouverneurs, und man wies ihnen unter mehrern angesehenen Personen ihre Stellen bei der Tafel an. Jetzt erst sahen sie, wer ihr Führer gewesen war, und man wird sich leicht ihre Verlegenheit vorstellen können. Das zuvorkommende Betragen des Monarchen brachte sie aber doch sehr bald

wieder

wieder zu sich, und einige ausgeleerte Becher gaben ihnen so viel Muth, daß sie den Monarchen ganz und gar vergaßen.

Den andern Morgen kam der Czar selbst zum Schiffer, und befragte ihn wegen der Ladung seines Schiffs, die aus verschiedenen Weinsorten und aus spanischem Salze bestand. Der Schiffer erhielt die Erlaubniß, ohne Zollabgaben seine Ladung zu verkaufen. Der Czar kaufte selbst einen Theil davon, und verschiedene von den angesehenen Russen folgten seinem Beispiele, so, daß der Schiffer in Kurzem alles mit großem Vortheile verkauft hatte. Das Schiff wurde mit Schiffsmaterialien und andern russischen Produkten beladen, und war bald darauf im Stande, wieder unter Segel zu gehen. Der Czar gab noch der Schiffsmannschaft einen Abschiedsschmauß; jeder von ihnen bekam dreihundert Reichsthaler, und der Schiffer fünfhundert Dukaten zum Geschenk. Hierauf bestieg der Czar von neuem seine Schaluppe, um, trotz der rauhen Jahreszeit, das Schiff selbst bei den Sandbänken vorbeizuführen. Er umarmte zuletzt den Schiffer, und wünschte den Matrosen eine glückliche Reise.

Nicht lange nach der Abfahrt dieses holländischen Schiffes kam das erste englische Schiff an. Dieses gerieth nahe bei Kronstadt, in dem unbekannten Gewässer auf eine Sandbank, und die Schiffsgesellschaft arbeitete vergebens, sich davon loszumachen. Der Czar fuhr auch dießmal in einer Schifferkleidung dem fremden Schiffe entgegen. Er und seine Gefährten unterstützten die Bemühungen der Engländer, und innerhalb einer Stunde war das Schiff wieder flott, und folgte der Schaluppe des Czar, der es glücklich bis zur Börse brachte.

Der

Der englische Kapitän lud den Herrn Schiffer ein, an Bord zu kommen, und wollte ihm ein Stück vom feinsten englischen Wollenzeuge zu einer Schifferkleidung für seine bewiesene Gefälligkeit aufdringen. Dieser schlug anfangs das Geschenk aus, und meinte, es wäre Sünde und Schande von einem Bruder Schiffer für eine Sache etwas anzunehmen, die sich auf der See so gewöhnlich zu ereignen pflegte. Da aber der Engländer ihn gar dringend um die Freundschaft ersuchte, dieß Geschenk nicht zu verwerfen, so nahm er es endlich an, aber unter der Bedingung, daß der Schiffer des folgenden Tages mit seiner ganzen Mannschaft bei ihm zu Mittage speisen sollte. Der Engländer willigte ein, und die Stunde wurde festgesetzt, in welcher der vorgebliche Schiffer einen seiner Matrosen abschicken wollte, um die Gäste nach seiner Wohnung zu führen.

Der Matrose fand sich ein, und die Engländer, weit entfernt zu glauben, daß der, welcher sie bei sich zu Tische geladen hatte, mehr als ein Schiffer sey, folgten ohne Umstände ihrem Führer. Sie kamen bei einem Hause an, vor welchem eine Hauptwache stund. Es befremdete sie, daß sie hier hinein gehen sollten, und sie fragten: was das für ein Haus wäre? Man gab ihnen zur Antwort: es sey der Czarische Pallast; sie würden hier blos durchgeführt, weil dieser Weg näher wäre, als der gewöhnliche. — So kamen sie unvermerkt in ein Zimmer, wo sie ihren Schiffer wieder fanden, aber zu ihrem Erstaunen in ihm den Monarchen erkannten, von den vornehmsten Hofleuten umgeben.

Der Schiffer und seine Matrosen waren verstummt, aber Peter faßte den erstern bei der Hand, und führte ihn zu seiner Gemahlinn, die ihn sehr gnädig empfieng, und ihn selbst in's Speisezimmer

zur

zur Tafel führte. Die Matrosen wurden ebenfalls eingeladen, sich neben dem Monarchen niederzusetzen. Während der Mahlzeit erkundigte er sich bei dem Schiffer nach seiner Reise, nach den Waaren, die er geladen hatte, und nach andern Dingen. Hierauf trank er die Gesundheit des Königs von England, der Parlamenter, des Schiffers und seiner Matrosen. Aus Höflichkeit mußten die Engländer alle diese Toasts des Monarchen beantworten. Aber die Weindünste stiegen ihnen davon so sehr in die Köpfe, daß man sie nach ihrem Schiffe zurücktragen mußte. Den andern Morgen brachte der englische Schiffer neue Geschenke für den Czaren und dessen Gemahlinn, und beide erwiederten sie durch noch reichere Geschenke.

2.

Erfahrung macht den Meister.

Als der Czar Peter seine Truppen zu disciplíniren anfieng, war er selbst erst Trommelschläger, wurde darauf Soldat, Sergeant, und endlich Officier. Als Soldat stand er auf der Wache, wenn ihn die Reihe traf, aß und schlief wie seine Kameraden. Er trug die nemliche Uniform wie sie, und karrte Erde herbei, um Schanzen aufzuwerfen. Dadurch wollte er den Großen seines Reichs das Beispiel der Subordination geben, und durch sich selbst den Versuch machen, ob der Soldat im Stande wäre, die geforderten Dienste zu leisten. So wie sich hiervon der Monarch in seiner Jugend überzeugt hatte, wollte er sich auf gleiche Weise in seinem erwachsenen Alter durch eigene Erfahrung überzeugen, ob der Soldat mit seinem bestimmten Maaße an Ge-

Getraide, Grütze und Salz auskommen könnte. Zu dem Ende übernahm er es, dieselben Soldatenpflichten zu erfüllen, denen er sich in seiner frühern Jugend unterworfen hatte. Einen ganzen Monat diente er wie ein gemeiner Soldat, ohne mehr zu seinem Unterhalte zu gebrauchen, als die gewöhnliche Soldatenportion.

„Der Himmel sey gelobt, rief der Czar aus, ich weiß jetzt, daß der Soldat mit seiner Portion auskommen kann. Da sie für mich hinlänglich gewesen ist, der ich meines starken Körpers und meiner Kräfte wegen, mehr zu meinem Unterhalte brauche, als der größte Theil meiner Soldaten: so wird sich gewiß jeder von ihnen mit dem bestimmten Proviante begnügen können."

Ist in der Geschichte der Heerführer und der Gesetzgeber ein Zug, wie dieser, anzutreffen?

3.

Peters Methode, dem Luxus zu steuern.

Der Czar Peter war auf die innere Oekonomie seines weitläuftigen Reichs eben so aufmerksam, als auf das politische System im Ganzen; er ließ sich zu Beobachtungen herunter, die vielleicht ein Anderer an seiner Stelle zu niedrig für die Würde eines Kaisers gehalten hätte. Es entgieng seiner Aufmerksamkeit nicht, daß einige Herren an seinem Hofe einen Aufwand machten, der, nach seiner Berechnung, mit ihrem Einkommen in keinem Verhältnisse stund. Er ließ einen von diesen Herren zu sich in sein Kabinet kommen, und fragte ihn, auf eine sehr vertrauliche Art, wie viel ihn jährlich seine Haushaltung koste? Der Russe, der vielleicht in

seinem

seinem ganzen Leben zum erstenmal auf diesen Gedanken gebracht wurde, entschuldigte sich mit der Unwissenheit, und bat den Kaiser um Erlaubniß, seinen Haushofmeister zu rufen, der ihm ohne Zweifel sogleich eine Berechnung darüber würde machen können. „Du weißt also nicht einmal, was du jährlich brauchst? versetzte der Kaiser; ich hätte dich für einen vernünftigen Mann gehalten; aber laß einmal sehen, ob wir die Rechnung nicht selbst machen können. Auf einige hundert Rubel mehr oder weniger soll es uns hier nicht ankommen; wir werden doch ohngefehr die Hauptsumme herausbringen.“

Der Hofmann mußte sich zu dem Kaiser an den Tisch setzen: und nun fieng dieser an, ihm alle seine hauptsächlichsten Ausgaben, nach dem Verhältnisse des Aufwandes, den er an Pferden, Bedienten, Kleidern, Gastereyen u. dgl. machte, vorzurechnen. Der Kaiser nahm alles aufs billigste, und brachte eine Summe heraus, über welche der Russe erschrack, ob er gleich nichts dagegen einzuwenden wußte.

Nun wollen wir auch einmal sehen, fuhr der Monarch fort, wie hoch sich deine Einkünfte belaufen. Diese wüßte der Edelmann noch so ziemlich zu berechnen: er mochte aber alles aufs genaueste kalkuliren, so brachte er doch kaum halb so viel heraus, als seine Ausgaben betrugen. Der Kaiser sah dem bestürzten Verschwender mit einem [illegible] in die Augen, der ihm nichts Gutes anzukündigte. Er fieng an auf Ausflüchte zu denken. Peter ließ ihm aber keine Zeit dazu. „Bösewicht, sagte er zu ihm, du betrügst also entweder mich, oder meine Unterthanen;“ und in dem Augenblick ergriff er ihn bei den Haaren, strafte ihn nach seiner gewöhnlichen Art auf der Stelle, so nachdrücklich, daß der

erschrockene Russe sich kaum auf den Füßen erhalten konnte. „Gehe jetzt hin, so beschloß der Kaiser seine Strafpredigt, und laß dir von deinem Haushofmeister auf eben die Art Rechnung ablegen; lernt aber beide, daß man nicht mehr verthun muß, als man einzunehmen hat; und daß derjenige, welcher auf Unkosten seines Herrn, oder anderer ehrlicher Leute, Aufwand macht, ein eben so strafbarer Betrüger ist, als der Dieb, der mir meine Kasse bestiehlt, oder der muthwillige Banquerroutirer, den unsere Gesetze zu den Galeeren verdammen."

Die geheime Geschichte sagt, daß gleich nach dieser Begebenheit eine große Reform in den Häusern derjenigen entstanden sey, die nicht Lust hatten, dem Kaiser persönlich von ihrer Einnahme und Ausgabe Rechenschaft abzulegen.

4.

Schmeichelei und Aufrichtigkeit.

Der Czar Peter geißte mit der Zeit auf alle mögliche Art. Er konnte sich, wie Titus, über eine Stunde beklagen, die er ohne Nutzen angewandt hatte. Selbst während der Tafel fand er Vergnügen daran, sich über nützliche Gegenstände zu unterhalten. Aus diesem Grunde mußten sich auch jedesmal die Bedienten aus dem Speisezimmer entfernen, wenn sie die Speisen aufgesetzt hatten. „Diese Leute, sagte der Monarch, sehen einem blos ins Maul, sie verdrehen die Worte, die man gesprochen hat, und breiten sie ganz verkehrt unter dem Volke aus."

Eine solche platonische Mahlzeit gab der Monarch unter andern im Jahr 1714 den angesehen-

sten

sten Männern seines Hofes. Die Rede kam auf die Thaten seines Vaters, und auf die großen Hindernisse, die ihm der Patriarch Nikon in den Weg gelegt hatte. Jeder ließ seine Meinung darüber hören, und unter andern der Graf Mustin Puschkin, welcher die Thaten Peters des Ersten bis zum Himmel erhob, und alles herabsetzte, was sein Vater gethan hatte. „Wenn auch, sagte dieser Graf, große Dinge unter des Alexei Michailowitsch Regierung geschahen, so hatten Morosow und andere geschickte Männer mehr Antheil daran als der Czar."

Der Monarch hörte diese Rede mit vielem Unwillen an, und äußerte dieß durch folgende Worte: „Du beleidigst mich durch den Tadel meines Vaters, und durch das heuchlerische Lob, das du mir ertheilst, weit mehr, als du glaubst." Er stand jetzt vom Tische auf, stellte sich hinter Jakob Fedorowitsch Dolgorucky's Stuhl, und sagte zu ihm: „Vetter, ich weiß, daß du oft sehr heftig gegen mich sprichst, so daß ich bisweilen außer mich komme, aber ich bin überzeugt, daß du mich wirklich liebst, und daß du die Wahrheit redest. Ich bin dir dafür auch sehr viel Dank schuldig, und bitte dich jetzt mir ohne Heuchelei zu sagen, was du von meinem Vater und von mir denkst."

Der russische Cato dachte einige Augenblicke über das nach, was er zu sagen hätte, strich sich seinen langen Knebelbart, und sprach darauf zum Czar: „Deine Frage, Monarch, verlangt eine ausführliche Beantwortung. In manchen Stücken gebührt deinem Vater, in manchen dir der Vorzug. Die Handlungen der Fürsten können nach drei Rücksichten beurtheilt werden. Die Hauptrücksicht ist die Gerechtigkeitspflege, und hierinn hat dein Vater mehr gethan, als du. Er ließ ein Gesetzbuch verfassen,

nach

nach welchem die Richter noch jetzt Aussprüche thun. Indessen zweifle ich nicht, daß du auch hierinn deinen Vater übertreffen könntest, wenn du dich mit diesen Gegenständen beschäftigen wolltest. Die zweite Rücksicht ist das Kriegswesen. Dein Vater hat hierinn sehr viel für Rußland gethan, er hat dir den Weg für deine Kriegsmacht gebahnt; du hast blos vervollkommnet, was dein Vater angefangen hat. Wenn du nicht so viele Siege erfochten hättest, so würd' es zweifelhaft seyn, ob hierinn dir oder deinem Vater der Vorzug zukomme. Die dritte Rücksicht ist die Seemacht. Hierinn wird niemand deine Verdienste verkennen, hier bist du weit über deinen Vater erhaben."

Der große Monarch hörte diese Worte mit vieler Aufmerksamkeit an. Er küßte den freimüthigen Redner, und sprach zu ihm mit den Worten des Heilandes: „Du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen."

5.

Das Skelett.

In den ersten Regierungsjahren Peters hatte einer seiner Wundärzte ein Skelett, welches er unvorsichtiger Weise ans Fenster gestellt hatte, so, daß es sich jedesmal vom Winde bewegte. Einige Strelitzen *), die durch den Schall eines Instruments, auf

*) Die ehemaligen russischen Infanteristen, welche zugleich die Leibwache des Czars ausmachten, sehr tapfer, aber auch empörungssüchtig und aller Subordination widerstrebend, weswegen Peter der Erste dieses Korps, das sich mehrmals gegen ihn empört hatte, 1697 abschaffte.

auf welchem der Wundarzt spielte, herbeigelockt wurden, richteten unglücklicher Weise ihre Augen auf das Fenster, und wurden so bange, daß sie aus allen Kräften nach dem kaiserlichen Palaste liefen, wo sie erzählten, sie hätten ein Todtengerippe sich taktmäßig nach dem Klange einer Zitter bewegen sehen. Dieser Bericht wurde hernach von einigen Personen, die eigentlich hingeschickt waren, die Wahrheit zu untersuchen, bestätiget, und der Wundarzt wurde, als ein Zauberer, zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil würde auch vollzogen worden seyn, ohne die Verwendung eines Bojaren, der ein Freund des Wundarztes war, und beim Czar Zutritt hatte. Er erzählte dem Monarchen den Vorfall, und stellte ihm vor, daß dieses Skelett dem Wundarzte bei der Anatomie nöthig wäre. Diese Verwendung des Bojaren rettete dem vermeinten Zauberer das Leben; da er sich aber in Rußland nicht mehr sicher sah, so eilte er über die Grenzen. Das Skelett wurde, zur Schau durch die Gassen geführt, und darauf verbrannt.

6.

Schicksale des Tobackrauchens in Rußland.

Zu Anfang der Regierung des Czars Michael Fedorowitsch (um 1630) erschien ein Buch, das vorgeblich aus dem Griechischen in's Slavonische übersetzt war, in welchem der Toback verflucht und abscheulich genannt, und der Gebrauch desselben für eine Todsünde erklärt wird. Diesen Grundsätzen gemäß erfolgte auch ein nachdrückliches Verbot des Patriarchen und ein Ukas des Czars, sich, bei schwerer Strafe, des Tobacks niemals zu bedienen. Sein

Sohn

Sohn und Nachfolger Alexei bestätigte dieß Verbot. Peter der Erste aber suchte diese abergläubische Vorstellungsart aus den Gemüthern des Volks auszurotten, und erlaubte den Engländern, Toback nach Rußland zu führen. Allmählich wurde es zur Gewohnheit bei den Russen, Toback zu rauchen und zu schnupfen. Der Patriarch und die Geistlichkeit sahen zu ihrem Leidwesen das einreissende Verderben, und erneuerten ihre Tobacksverbote — aber ohne Erfolg. Ein Kaufmann hatte für 15,000 Rubel den Tobackspacht vom Czar bekommen, aber der Patriarch fand für gut, den Pächter mit seinem ganzen Hause in den Bann zu thun. Peter wollte das Gesetz seiner Vorgänger weder geradezu aufheben, noch sich seiner Macht bedienen, um den Patriarchen in seinen Grenzen zurück zu halten. Er stellte ihm blos vor, daß er den Gebrauch des Tobacks in Rußland wegen der Fremden erlaubt habe, und daß, ihn zu verbieten, so viel sey, als den Fremden den Eintritt in Rußland zu verwehren ꝛc. Durch dergleichen Ueberredungen wurde der Patriarch am Ende dahin gebracht, den Bannstrahl von dem Hause des unschuldigen Kaufmanns zurück zu nehmen.

7.

Belohnung des Verdienstes.

Peter der Große besaß das Talent, den Charakter der Menschen aus den Gesichtern zu lesen, und nicht selten bestimmte ihn dieß in der Wahl von Günstlingen und Vertrauten. Einst bemerkte er in dem preobraschenskischen Regimente einen Soldaten, der Wache stund. Er betrachtete ihn einige

Augen-

Augenblicke, und ernannte ihn darauf zu seiner Ordonnanz.

Der Name dieses Soldaten war Alexander Iwanowitsch Romanzow. Er stammte aus einer sehr armen adelichen Familie her, aber sein lebhafter Charakter und seine rechtschaffene Denkungsart erwarben ihm das unbeschränkte Zutrauen seines Monarchen, der ihn zum Sergeanten machte, und zu manchen wichtigen Geschäften brauchte. Als er sich in der Folge bis zum Posten eines Gardekapitains hinaufgeschwungen hatte, erhielt er noch wichtigere Aufträge, die er alle zur Zufriedenheit des Monarchen ausrichtete. Seine Zuneigung zu diesem jungen Menschen nahm immer mehr zu, und so wie diese, wuchs auch die Freimüthigkeit, welche sich Romanzow gegen den Czar erlaubte. Bisweilen ersuchte er den Monarchen um Vermehrung seines Gehalts, erhielt aber dann gewöhnlich zur Antwort: „Warte noch!" — „Warum werd' ich denn immer, fragte dann wohl Romanzow, auf die Zukunft verwiesen, während ich den größten Mangel leide?" — „Du mußt Geduld haben, erwiederte Peter; wenn sich einmal meine Hand öffnet, so wird Ueberfluß über dich herströmen."

Die Angesehenen des Hofes bemerkten bald diese Zuneigung des Monarchen zu Romanzow, und zweifelten nicht, daß der junge Mensch mit der Zeit einer der vornehmsten Günstlinge desselben werden würde. Hiervon suchte besonders ein gewisser R* Vortheile zu ziehen, und zu dem Ende that er Romanzow'n den Antrag, seine Tochter mit einer Mitgabe von tausend Bauern zu heurathen. In der Lage, in welcher sich damals Romanzow befand, schien ihm dieser Antrag ein unerwarteter Glücksfall zu seyn, und er bedachte sich keinen Augenblick,

seine

seine Einwilligung zu geben. Es wurde einer der folgenden Tage zur Verlobung und zum Ball bestimmt, wenn der Czar nichts darwieder haben würde.

Romanzow kommt zum Czar, sagt ihm alles, und bittet um seine Einwilligung. „Hast du die Braut gesehen?" fragte der Monarch. „Nein, antwortete Romanzow; aber nach dem zu urtheilen, was man mir gesagt hat, muß sie sehr liebenswürdig seyn." — „Höre, Romanzow, sprach jetzt der Monarch, ich erlaube dir, auf dem Balle zu seyn, aber die Verlobung mußt du aufschieben. Ich werde selbst dem Balle beiwohnen und die Braut sehen, und ist sie deiner würdig, so werd' ich gewiß dein Glück nicht verhindern."

Am Abend, der zur Verlobung bestimmt war, versammelten sich alle Anverwandte der Braut, und noch andere Gäste bei dem Vater derselben. Man wartete bis zehen Uhr auf den Monarchen, und weil er nicht erschien, glaubte jedermann, daß ihn wichtige Geschäfte zu kommen verhinderten. Kaum hatte man den Ball eröffnet, als der Monarch in einem kleinen Schlitten vor die Thür kam, und sich unbemerkt in den Tanzsaal schlich. Nachdem er die Braut einige Augenblicke aufmerksam betrachtet hatte, rief er laut aus, daß verschiedene von den Umstehenden es hören konnten: „Daraus wird nichts!" und gleich darauf entfernte er sich. Der Wirth und der Bräutigam wurden von diesem Vorfalle benachrichtiget, und besorgten sogleich dasjenige, was wirklich geschah.

Am folgenden Tage erschien Romanzow mit einer sehr traurigen Miene vor dem Czar. Dieser hatte ihn kaum erblickt, als er zu ihm sagte: „Mein Freund, die Braut schickt sich für dich nicht, und aus der Hochzeit kann daher unmöglich etwas werden.

den. Aber beunruhige dich nur nicht; ich selbst werde anderswo dein Freiwerber seyn, und gewiß schaff' ich dir eine bessere Braut. Damit du indessen nicht zu lange darauf warten darfst, so komm heute Abend zu mir, wir wollen dann beide an einen Ort gehen, wo du mir sagen sollst, ob ich nicht die Wahrheit gesprochen habe."

Gegen Abend fuhr der Monarch mit Romanzow zu dem Grafen Matwejew, und sagte zu ihm: „Du hast eine Braut im Hause, und hier bring' ich dir den Bräutigam." Dieser plötzliche Antrag setzte den Vater in Verlegenheit, um so mehr, da ihm der Bräutigam, welcher keine Bojaren zu Ahnen hatte, nicht würdig genug für seine Tochter vorkam. Der Monarch, der seine Gedanken errieth, sagte zu ihm: „Du weißt, daß ich Romanzow liebe, und daß es in meiner Macht steht, ihn zu dem angesehensten Manne zu machen. Warum willst du also noch mit deiner Einwilligung zaudern?" Es blieb dem Vater nichts anders übrig, als in das Verlangen eines solchen Freiwerbers zu willigen. Maria Andrejewna, die Tochter des Grafen, wurde sogleich in Gegenwart des Monarchen verlobt, und bald darauf wurde auch die Hochzeit gefeiert.

Der glückliche Bräutigam war jetzt nicht mehr darüber unzufrieden, daß sich der Czar so wenig freigebig gegen ihn gezeigt hatte. Kurz nach der Hochzeit befand sich Peter bei dem Fürsten Menzikof auf einem Balle, zu welchem das junge Paar ebenfalls eingeladen worden war. Während des Tanzes überreichte der Czar der jungen Frau ein zusammen gerolltes Papier, mit dem Auftrage, es an ihren Gemahl abzugeben. Dieser legte es in seine Tasche, ohne sich zuvor um den Inhalt zu bekümmern. Der Czar wunderte sich, daß niemand des Inhalts einer

Erwähnung that, und schickte seinen Adjutanten an Romanzow, um ihn zu fragen, ob er das Billet durchgelesen hätte? — Man kann sich leicht Romanzow's Freude vorstellen, als er es jetzt öffnete, und fand, daß er zum Besitzer ansehnlicher Ländereien ernannt, und zum Range eines Brigadiers erhoben sey. Er näherte sich sogleich seiner Gemahlinn, die eben in einem Tanze begriffen war, zog sie aus dem Tanzkreise heraus, und nöthigte sie, mit ihm zum Czar zu gehen. Beide warfen sich dem Monarchen zu Füßen, und gaben ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen.

„Hab' ich dir nicht gesagt, sprach Peter, daß du warten möchtest, bis sich meine Hand öffnen würde? Jetzt hat sie sich geöffnet."

Romanzows Verdienste um das Vaterland waren groß, aber sie wurden noch größer dadurch, daß das russische Reich diesem Manne den Helden des achtzehenten Jahrhunderts, den Grafen Peter Alexandrowitz Romanzow zu verdanken hat.

8.

Der bestrafte Günstling.

Eine besondere Liebe hegte Peter zu dem Fürsten Menzikof, den er aus der Niedrigkeit emporhob, und um seines hellen Verstandes willen bei den wichtigsten Geschäften zu Rathe zog. Oefters aber verdroß ihn der Eigennutz, die Habsucht und die Bedrückung Anderer, deren sich Menzikof schuldig machte. In solchen Fällen übernahm der Czar zuweilen in eigener Person das Strafamt. Eines Abends erfuhr er eine Menge gegründeter Beeinträchtigungen, die Menzikof verübt hatte. Am an-

dern

dern Morgen begab sich Peter nach Wassilej-Ostrow zu dem Fürsten, der daselbst in seinem Palais, dem jetzigen Landkadettenkorps, wohnte. Er gieng in das Schlafzimmer zu ihm, der noch schlief, hielt ihm sein Vergehen vor, und züchtigte ganz in der Stille, aber auf eine sehr fühlbare Art, seinen Günstling, der niedrig genug dachte, dergleichen Strafen zu ertragen. Nachdem dieß geschehen war, gieng Peter wieder fort.

Auf dem Rückwege begegnete der Monarch einer Menge Leute, die auf sein Befragen ihm sagten, daß sie nach Wassilej-Ostrow giengen, um dem Fürsten Menzikof zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Peter kehrte sogleich mit ihnen um. Menzikof erschrack heftig, als er den Monarchen sah, weil er glaubte, daß eine zweite Züchtigung mit ihm vorgenommen werden sollte. Aber Peter sprach ihm Muth ein, indem er gleich beim Eintritt in's Zimmer zu ihm sagte: „Ich habe gehört, es ist heute dein Fest; ich bin daher mit diesen guten Leuten gekommen, dir Glück zu wünschen, und bei dir zu schmausen.“

So endigten sich fast immer die Klagen, die gegen Menzikof vorgebracht wurden, und es bewies hinlänglich für die tiefen Einsichten und die große Brauchbarkeit dieses Mannes, daß Peter, der vielfachen Beschuldigungen ungeachtet, ihn doch bei sich behielt, und nichts ohne dessen Rath und Beistimmung that.

9.

Pünktlichkeit im Dienste.

Peter der Große war einmal zu Kronstadt. Ermüdet von den Arbeiten des Tages, wollte er

 recht

recht nach Gefallen ausschlafen, und gab der Schildwache Befehl, niemand in sein Zimmer zu lassen. Fürst Menzikof erschien; gewohnt, zu allen Zeiten einen freien Zutritt bei seinem Gebieter zu finden, nahm er es sehr übel, daß man ihn anhielt, und wollte mit Gewalt hinein. Die Schildwache ließ sich nicht irre machen, trieb ihn zurück, und drohte ihm mit Rippenstößen. Unwillig entfernte sich Menzikof endlich, ließ aber einen Pagen da, dem er befahl, ihm sogleich Nachricht zu geben, wenn der Czar erschiene. Es geschah, und sogleich ergoß sich der Fürst in bittere Klagen gegen die Grobheit des Soldaten. Peter ließ ihn kommen. „Kennst du diesen Herrn?“ fragte er ihn.

Soldat. Ja, es ist der Fürst Menzikof.

Peter. Hast du ihm wirklich Stöße mit der Flintenkolbe geben wollen?

Soldat. Allerdings, ihm so gut wie jedem andern.

Peter. Und warum?

Soldat. Weil er gegen Euer Majestät Befehl ins Zimmer wollte.

Peter. Wohl, man bringe drei Gläser mit Branntwein. — Da, Menzikof, trink auf die Gesundheit dieses braven Soldaten, den ich zum Unterofficier mache.

Der Günstling trank, und glaubte damit davon zu kommen. „Noch ein Glas, rief Peter, auf die Gesundheit dieses Unterofficiers, den ich zum Oberlieutenant mache.“ Menzikof trank mit Aerger. „Noch ein drittes Glas, Menzikof, du mußt auf die Gesundheit dieses Hauptmanns trinken.“ So herbe der Branntwein dem Günstling auch seyn mochte, so trank er ihn doch, und war damit noch nicht am Ende. „Nun, Menzikof, sagte Peter,

kleide

kleide und rüste diesen Officier seinem neuen Range gemäß aus, so, daß er in höchstens drei Tagen sich mir mit Anstand zeigen kann, und laß' es dir ja nicht wieder einfallen, Leute, die ihre Schuldigkeit thun, zu beunruhigen, oder dieser (seinen Stock aufhebend) soll dich die deinige lehren. Und du (zu dem Soldaten) bist ein braver Kerl, richte meinen Willen stets mit gleicher Strenge aus, so will ich dich nicht vergessen."

10.

Buchstäblicher Gehorsam.

Verordnungen und Befehle werden wohl in keinem Lande pünktlicher und buchstäblicher befolgt, als in Rußland. So hatte Peter der Große einsmals den Befehl ergehen lassen, daß niemand ohne Erlaubniß vom Hofe in die Admiralität zu St. Petersburg eingelassen werden sollte, es wäre denn, daß er darinn zu arbeiten hätte. Nun geschah es, daß ihm in der Nacht ein Prinz geboren wurde, und seine Freude darüber war so groß, daß er sogleich an die Thore der Admiralität lief, um in der Kirche derselben die Glocken anzuziehen; denn die Russen finden darinn eine besondere Art von Feierlichkeit. Er klopfte an die Pforte. Der wachehabende Soldat rief: „Wer da?"

Peter. Ich! — mach auf!

Soldat. Das kann ich nicht; ich darf keinen Menschen einlassen; sey du Kaiser und klopfe so lange du willst: ich werde dir die Pforte doch nicht öffnen.

Peter. Wer hat dir diesen Befehl gegeben?

Soldat. Mein Unterofficier.

Peter.

Peter. Nun, laß ihn rufen.

Der Unterofficier erschien, der Kaiser befahl eingelassen zu werden, allein dieser verweigerte es ebenfalls, weil er vom Oberofficier keine Erlaubniß hätte. „Ruft mir auch den Oberofficier!“ sagte der Kaiser; und als dieser kam, und den Kaiser erkannte, wurde ihm aufgemacht. Nachdem er die Glocken gezogen und seine Andacht verrichtet hatte, ließ er den Soldaten, den Unter- und Oberofficier vor sich kommen, und beförderte alle drei, weil sie seinen Befehl so pünktlich vollzogen hatten.

11.

Maschinenmäßige Pünktlichkeit.

Peter hatte den Befehl erlassen, daß, wer nach zehen Uhr ohne Laterne durch die Straßen gehen würde, arretirt werden sollte. Ein Arzt, der von einem Kranken zurückkam, gieng hinter seinem Bedienten her, der ihm die Laterne vortrug; die Wache, die ihnen begegnete, ließ den Bedienten ungehindert passiren, den Arzt aber führte sie, ohngeachtet seiner Vorstellungen, auf die Hauptwache.

In einer Schlacht, welche die Russen den Schweden lieferten, gieng eine russische Galeere unter, auf der sich mehrere Officiere von der Garde befanden. Der Kapitän von der nächsten Galeere rief seinen Soldaten zu: „Rettet die Officiere von der Garde!“ Dieß wurde so genau befolgt, daß ein Soldat einen von den Unglücklichen, der die Hände über dem Wasser emporstreckte und um Hülfe schrie, anstatt ihn herauszuziehen, fragte: ob er ein Officier von der Garde wäre? Dieser konnte nicht antworten; er gieng wieder unter und kam um.

Bei der Belagerung von Otschakow begegnete ein Piket russischer Soldaten, das einen Vorposten besetzen sollte, einem Officier, der aus den Laufgräben kam. Dieser benachrichtigte sie, daß die Türken einen Ausfall gemacht, und sich des Postens schon bemeistert hätten; sie möchten daher zurückkehren, wenn sie nicht wollten niedergehauen werden. „Was geht dieß uns an, gab hierauf einer von den Soldaten dem Officier zur Antwort; der Fürst Dolgorukt hat uns zu verantworten!“ Trotz aller Vorstellungen des Officiers marschirten sie auch wirklich weiter, und es kam kein Mann mehr von ihnen zurück.

12.

Gerechtigkeitsliebe.

Während einer Kriegsexpedition wurden die Truppen Peters des Großen von einem ungünstigen Wetter heimgesucht, und ihr Marsch ward durch die verdorbenen Wege aufgehalten. Der Czar wollte sie durch sein eigenes Beispiel aufmuntern, indem er mit ihnen die Beschwerlichkeiten des Marsches theilte; er machte daher eine ziemliche Strecke zu Fuß. Als man an einen Ruheplatz gekommen war, warf sich der Monarch in's Gras, und ließ seinen Kopf auf den Knien eines Soldaten ruhen. Dieser änderte nach einigen Augenblicken seine Stellung, damit sein Monarch bequemer liegen könnte. Peter fragte ihn: ob er ihm vielleicht zu schwer wäre? „Nein, antwortete der Soldat, meine Last ist leicht. Mit Freuden würd' ich alles für Ew. Majestät thun; das aber ist mir schwer gewesen, daß Sie unser Dorf dem Knäs Golowkin geschenkt haben, denn dieser hat eine Menge Odnoworzi (Einhöfner

oder

oder Freibauern), worunter mein Vater, mein Bruder, ich und mein Weib gehören, zu Leibeigenen gemacht, und mich als Rekruten weggegeben."

Peter hörte alles aufmerksam an, und fragte darauf den Soldaten: ob er auch die Wahrheit erzähle? „Reine Wahrheit!" antwortete dieser.

Als der Monarch einige Monate darauf in Petersburg ankam, erhielten die Senatoren den Befehl, zu untersuchen, ob auf Golowkin's Dörfern Odnoworzi wären, und ob der Soldat Wahrheit gesagt hatte? Da sich nun alles so verhielt, wie dieser gesagt hatte, so befahl der Czar, dem Golowkin dieses Dorf zu nehmen, und ihm ein anderes dafür zu geben. Die Odnoworzi erhielten ihre vorigen Rechte, und der Soldat, den man als Rekruten abgegeben hatte, bekam, mit dem Range eines Korporals, seinen Abschied.

13.

Freimüthige Aeußerungen über das Geschenkenehmen der Fürsten.

Zu den Regenten, welche die Schmeichelei haßten, gehört mit Recht Peter der Große, selbst dann wurd' er nicht ungehalten, wenn man ihm kühn die Wahrheit sagte. Als er von seiner letzten Reise in's Ausland nach Moskau zurückgekommen war, brachte man ihm verschiedene Klagen über Richter vor, die Geschenke genommen, und sich hätten bestechen lassen.

Der Monarch war darüber äußerst aufgebracht, und äußerte seinen Zorn und Unwillen unter andern gegen den Generallieutenant Buturlin, der ihn auf seiner Reise begleitet hatte. Aber dieser biedere

Mann

Mann trug kein Bedenken, mit einer nicht gemeinen Freimüthigkeit zu sagen: „So lange du selbst nicht aufhörst, Geschenke zu nehmen, wirst du diesen Mißbrauch bei deinen Unterthanen nicht ausrotten. Dein Beispiel wirkt mehr auf sie, als alle Befehle.“

„Wie kannst du eine so unverschämte Lüge gegen mich vorbringen?“ sagte Peter mit Wuth.

„Es ist keine Lüge, erwiederte Buturlin, sondern Wahrheit. Als ich neulich mit dir durch Twer reiste, stand ich im Quartier bei einer Kaufmannsfrau, deren Mann abwesend war. Eben war ihr Namenstag, und sie hatte Gäste zu sich geladen, unter denen auch ich war. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, so kam ein Abgeordneter des Magistrats herein, um hundert Rubel als Beisteuer zu dem Geschenk zu verlangen, welches dir die Stadt bestimmt hatte. Die Kaufmannsfrau bat um Aufschub; sie betheuerte, daß sie kein baares Geld hätte, sie gab ihren Perlenschmuck und andere Kostbarkeiten hin — alles vergebens! man verlangte Geld oder bedrohte sie mit dem Gefängnisse. Ich verwandte mich für sie, ich bat den Abgeordneten um Aufschub, aber er antwortete mir: die gemessenen Befehle des Magistrats erlaubten ihm nicht, einen Aufschub zu bewilligen.“

„Um die Frau aus der Verlegenheit zu ziehen, sah ich mich genöthiget, das Geld selbst herzugeben; und die arme Frau konnte nicht Worte finden, mir genug zu danken. — Siehe, fuhr Buturlin fort, so freiwillig sind die Geschenke, die man dir macht. Du nimmst sie an, und denkst nicht, wie sehr sie oft deinen Unterthanen zur Last fallen. Kannst du jetzt wohl noch den Richtern es verargen, wenn sie Geschenke annehmen, so lange sie sehen, daß du es eben so machst?“

Der

Der Czar hörte diese unangenehme Wahrheit an, er umarmte dafür den dreisten Buturlin, und dankte ihm, daß er ihn zur Einsicht gebracht hätte. Hierauf gab er den Befehl, alle freiwilligen Geschenke zurück zu geben, und verbot, ihm in Zukunft dergleichen zu bringen.

14.

Die Tugend auf der Probe.

Während Peter der Große am ladogischen Kanale arbeiten ließ, begab er sich öfters dahin, um die Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Er wohnte dann immer bei einem Kaufmanne Barßukow in Altladoga. Der Monarch hatte ein bestimmtes Zimmer bei ihm, welches er zu jeder Zeit beziehen konnte. Oft überraschte er die Bewohner des Hauses unvermuthet, oft mitten in der Nacht. Geschah das Letztere, so erkundigte er sich immer, ob der Wirth und die Wirthin schon schliefen, und erfuhr er, daß sie schon zu Bette gegangen waren, so machte er so wenig Geräusch, als möglich, um ihre Ruhe nicht zu stören. Barßukow entschuldigte sich einst, daß er dem Monarchen nicht entgegen gekommen wäre, weil man ihn nicht aufgeweckt hätte. „Ich sehe es nicht gerne, antwortete der große Regent, daß man mich aufwecke, wenn ich schlafe, und ich habe Ursache zu glauben, daß es auch Andern unangenehm ist, wenn sie in ihrem Schlafe gestört werden. Wozu hätt' ich dich also unnöthiger Weise sollen aufwecken lassen?"

Barßukow hatte eine junge, schöne und lebhafte Frau, die eben so verständig als tugendhaft war. Peter, welcher mit Barßukow sehr vertraut lebte,

und

und ihn immer Bruder nannte, gab dessen Frau den Namen Schwägerinn.

Einst kam der Monarch bei Nacht in dieß Haus, als eben Barßukow abwesend war. Man ließ die Wirthinn schlafen, aber den andern Morgen fand sie sich selbst beim Monarchen ein, bewillkommte ihn, und fragte, was ihm gefällig wäre zu trinken? — Der Monarch, der gerade mit ihr allein war, wollte diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen; er that ihr Anträge, welche die Kaufmannsfrau mit Verachtung von sich wies. Sie sagte, solche Anträge hätte sie von ihrem Monarchen nicht erwartet, und es zieme sich schlecht für einen Fürsten, seinen Unterthanen das Beispiel des Lasters zu geben.

Peter, welcher diesen Empfang nicht erwartet hatte, wurde von Bewunderung für die Kaufmannsfrau hingerissen, und sagte zu ihr: „Heil dir, Schwägerinn, daß du so edel denkst. Ich wollte deine Tugend und Rechtschaffenheit auf die Probe stellen, und ich sehe, daß du meine gute Meinung von dir gerechtfertiget hast. Ich lobe dich dafür, und sey versichert, daß ich euch beide noch mehr dafür lieben werde.“

15.

Der Toast.

Bei der feierlichen Beerdigung einer Kaufmannsfrau in St. Petersburg fand sich der Czar Peter der Große in Gesellschaft vieler Kaufleute und holländischer Schiffer ein, und folgte dem Leichenzuge. Als es Abend wurde, wohnte er auch der Mahlzeit bei, welche, der Sitte nach, stets von dem Trauerhause nach einem Begräbnisse gegeben wurde.

Es

Es ward ordentlich dabei gezecht, und ein junger holländischer Schiffer hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem Kaiser eine schickliche Gesundheit zuzubringen. Nachdem er das Beste ersonnen zu haben glaubte, füllte er seinen Pokal, stand auf, gab seinem Vater den Deckel zu halten, machte dem Kaiser einen Bückling und rief mit überlauter Stimme: „Der große Peter und seine Frau, die Kaiserinn sollen leben.“ Dieser Toast mißfiel dem Vater, der ebenfalls ein Schiffer war; er stund heftig auf, riß den Pokal an sich, und rief: „Du tölpelhafter Junge; ist dieß eine Manier? Du verstehst das nicht, ich will die Gesundheit ausbringen.“ Damit wandte er sich gegen den Kaiser, bückte sich recht tief und rief: „Sr. Majestät mein Herr und Kaiser Peter, und Ihre Excellenz, die Frau Kaiserinn sollen leben.“ Mehrere in der Gesellschaft machten Miene laut aufzulachen, aber der Kaiser wußte dieß zu verhindern, indem er mit der größten Freundlichkeit sagte: „So, das war gut, ich dank euch, Schiffer.“

16.

Seltener Edelmuth.

Als Peter zu verschiedenen malen vergebliche Versuche auf die schwedische Festung Schlüsselburg gemacht hatte, befehligte er endlich den Fürsten Galizin, mit einer auserlesenen Mannschaft den letzten Versuch zur Erstürmung des Platzes zu machen. Aber die Truppen wurden am Fuße der Verschanzungen von der feindlichen Besatzung so kräftig empfangen, und das schwere Geschütz der Festung wüthete so schröcklich unter ihnen, daß der Kaiser selbst

von

von dem Versuche abzustehen, und den Russen sich zurückzuziehen befahl. Fürst Galizin jedoch weigerte sich zu gehorchen, vielleicht, weil er voraussah, daß die schwachbemannte Festung bald fallen müße; oder daß er auf seinem Rückzuge noch mehr Leute verlieren würde, als die Erstürmung kosten könnte. „Sage meinem Herrn, antwortete er dem Adjutanten des Kaisers, daß ich mich unter den Schutz einer höhern Macht begeben habe.“ Und somit wandte er sich an seine Krieger, ermunterte sie durch Wort und That, stürzte mit ihnen, wie ein reissender Strom zum Angriffe, erstieg die Wälle und nahm den Platz ein.

Peter war über diese Heldenthat so erfreut, daß er dem Sieger Galizin, als er ihn erblickte, zurief: „Fordere von mir, was du willst, nur Moskau und meine Katharine nicht!“

Mit einer Verbeugung und Großmuth, die dem Fürsten unsterbliche Ehre macht, bat er um — Begnadigung seines alten Nebenbuhlers und Widersachers, des Fürsten Repnin, welchen Peter vom Marschall bis zum gemeinen Soldaten herabgesetzt hatte.

17.

Das Meditiren.

Der Czar hatte auf einer seiner Reisen einen deutschen Prediger gehört, dem die Worte trefflich und zu des Monarchen großem Wohlgefallen flossen. Nach beendigtem Vortrag fragte er den Mann, ob er das alles so aus dem Kopfe hersage? Der Prediger beantwortete die Frage mit Ja. Peter verlangte weiter zu wissen: wie er das mache? „Ich

meditire zuvor," war die Antwort. Sogleich ward Befehl gegeben, daß künftig alle Popen meditiren sollten, und, so gut es sich thun ließ, in dem Befehl gesagt, was dieß hieße. — Die Popen standen sich aber so übel dabei, daß bald hernach eine allerunterthänigste Bittschrift an den Kaiser einlief, worinn dieselben, mit ihrer Namensunterschrift flehentlich baten, sie mit dem Meditiren in Gnaden zu verschonen, da sie weder die Sache recht begriffen, noch sich damit zu befassen je in ihrem Leben angewiesen worden wären.

18.

Die Perücke.

Es war gerade Sonntag, als der Czar einst vor die Thore von Danzig kam; sie waren geschlossen und mußten erst geöffnet werden. Alle Straßen waren leer, und als er nach dem Grunde hievon fragte, so versicherte man ihn, daß die meisten Einwohner in den Kirchen seyen. Er will selbst den Gottesdienst besuchen, und tritt mit seinem Gefolge in den Dom. Jedermann erkennt ihn, die sämmtlichen Gegenwärtigen wollen aufstehen, und der Magistrat ist im Begriff, seine Bänke zu verlassen, um ihn feierlich zu empfangen. Peter winkt, daß alle auf ihren Plätzen bleiben sollen, und setzt sich ohne weiters neben den ersten Bürgermeister der Stadt, welcher eine gewaltige Alonge-Perücke auf dem Haupte trug. Der Kaiser, welchen heftig fror, und der doch zu viele Ehrfurcht vor dem Gottesdienste hatte, um seine Pelzmütze aufzusetzen, nahm dem Bürgermeister, ohne zu fragen, seine Perücke vom Kopfe, und bedeckte den seinigen damit. Man kann

denken,

denken, welchen Eindruck das kahle Haupt des Bürgermeisters und der ungewohnte Schmuck des Czaren neben einander auf die Versammlung machte. Peter selbst hörte so aufmerksam auf die Predigt, daß er nichts bemerkte, und glaubte, als er nach geendigtem Gottesdienst dem Bürgermeister seine Perücke wieder zurück gab, und seine eigene Mütze aufsetzte, nichts gethan zu haben, als was mit Menzikof oft der Fall war. Er selbst hatte wenig Haare, und fühlte daher die Kälte sehr leicht am Haupte. Konnte er nun seine Mütze nicht aufsetzen, so pflegte er gewöhnlich Menzikofs Perücke zu nehmen, woran sein Gefolge so gewöhnt war, daß es keinem mehr auffiel.

19.

Die possirliche Schildwache.

Ein russischer Soldat, der erst kürzlich angeworben war, stund zu St. Petersburg in einer Gegend Schildwache, wo er keinen seiner Officiere erwartete, und am wenigsten den Czar Peter, da es schon Essenszeit war. Sein Posten war am Ufer der Newa; der Tag war sehr schwül, und er bekam Lust, sich zu baden. So eben war er in's Wasser getreten, als er unvermuthet den Czar erblickte. Ihm blieb nur so viel Zeit, die Beinkleider anzuziehen, die Patrontasche umzuhängen, den Hut aufzusetzen und die Flinte zu ergreifen. In diesem Aufzuge machte er dem Monarchen die Honneurs.

Der Monarch fand diesen Aufzug zu lächerlich, um den Soldaten dafür bestrafen zu lassen. Er wandte sich zu seinem Gefolge und sagte: „er ist nackt, doch aber pünktlich. — Bist du lange im Dienste?

Dienste?" fragte er den Soldaten. „Nicht lange," antwortete dieser. — „Aber weißt du auch wohl, was einer Schildwache geschieht, die ihren Posten verlassen und ihre Flinte weggeworfen hat, wie du eben gethan hast?" — „Ich bin schuldig!" antwortete der Soldat. „Gut, sagte der Monarch, weil du nur kurze Zeit dienst, so mag es dir dießmal vergeben seyn, aber hüte dich, künftig etwas ähnliches zu thun."

20.

Abschreckendes Beispiel.

Der Czar Peter besuchte auf seinen Reisen den berühmten lothringischen Mechaniker und Ingenieur Franz Thomas, bewunderte seine Erfindungen, und that ihm den Vorschlag, in seine Dienste zu treten, und nach Rußland zu folgen.

Ehe der Künstler antworten konnte, sagte oder that der Kanzler des Czars etwas, wodurch dieser so aufgebracht wurde, daß er jenen bei der Gurgel ergriff, und der Länge nach zu Boden warf. „Wenn Euer Majestät, fieng nunmehr Thomas an, Ihren Kanzler auf diese Weise behandeln, so —"

Peter wurde feuerroth im Gesicht, kehrte sich um, und verschwand aus dem Hause, ehe der Mechaniker das Uebrige seiner Aeußerung ausgesprochen hatte.

Als Peter das Schiffswerft in Spithead besuchte, wünschte er zu wissen, was es eigentlich für eine Bewandniß mit der Matrosenstrafe des Kielholens habe. Es war gerade kein Verbrecher vorhanden, mit dem man dem wißbegierigen Monarchen das Vergnügen dieses Schauspiels machen konnte.

konnte. — „Nun, so nehmt nur einen von meinen Leuten!“ sagte der Czar. — „Ihre Leute sind in England unter dem Schutze der Gesetze,“ gab man ihm zur Antwort.

21.

Ehrfurcht vor dem heiligen Nikolaus.

Der Fürst Romodanowsky, welcher unter Peter dem Großen die Stelle eines Präsidenten der Preobraschenskischen Kanzlei zu St. Petersburg bekleidete, war ein sehr religiöser Mann und ein eifriger Verehrer der griechischen Heiligen. Am Abend vor dem Feste des Wunderthäters Nikolaus, des Schutzpatrons von Rußland, äußerte ein eingekerkerter Räuber und Mörder den Wunsch, vor den Präsidenten gelassen zu werden, unter dem Vorwande, daß er demselben eine Sache von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Er wurde vor Romodanowsky gelassen, warf sich ihm zu Füssen, und beschwor ihn im Namen des heiligen Nikolaus um die Erlaubniß, das Nikolaifest an seinem Geburtsorte, einem Dorfe unweit Moskau, mit seinen Verwandten feiern zu dürfen.

„Wie unterstehst du dich, so etwas zu bitten?“ sprach der Präsident.

„Erbarme dich, rief der Verbrecher aus, der heilige Wunderthäter Nikolaus wird dir dieß reichlich vergelten.“

Die Ehrerbietung, welche Romodanowsky vor diesem Heiligen hatte, that ihre Wirkung, und er fragte blos den Mörder, welchen Bürgen er wohl für seine Rückkehr stellen könne?

„Den heiligen Nikolaus selbst, erwiederte der Verbrecher, er wird nicht zulassen, daß ich dich betrüge.“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Diese Bürgschaft schien dem Fürsten Romodanowsky hinreichend. Er befahl dem Missethäter, vor dem Bilde dieses Heiligen den Eidschwur zu thun, daß er in fünf Tagen wieder in den Kerker zurückkehren wolle.

Es stund nicht lange an, so erfuhr Peter der Große was vorgefallen war. Er konnte seine Verwunderung darüber nicht zurückhalten, und als Romodanowsky bald darauf zu ihm kam, fragte er ihn auf der Stelle: ob es wahr sey, daß er einem Mörder Urlaub gegeben habe?

„Ja, erwiederte der Fürst, ich hab' ihn auf fünf Tage entlassen, um von seinen Verwandten Abschied nehmen zu können. Der heilige Nikolaus ist für ihn Bürge geworden."

„Glauben Sie denn, fiel der Monarch ein, daß ein Mensch, der schändlich genug seyn konnte, um andere Menschen zu ermorden, der es zuvor weiß, daß er bei seiner Rückkehr auf den Richtplatz geführt wird — glauben Sie, ein solcher Mensch sey gewissenhaft genug, einen Eid zu halten? Ich wünsche, Vetter, daß Sie den Gefangenen nicht mögen verantworten dürfen." Der Fürst behauptete fest, der Verbrecher werde wieder zurück kommen, denn der heilige Nikolaus sey Bürge dafür. Er hatte sich wirklich nicht geirrt! Der Verbrecher kam zur bestimmten Zeit wieder, dankte für die erzeigte Wohlthat, und äußerte, daß er jetzt bereit sey, die verdiente Strafe zu dulden.

Der Fürst Romodanowsky unterließ nicht, den Kaiser von der Rückkehr des Gefangenen zu benachrichtigen. Peter wunderte sich und befahl, den Verbrecher vorzuführen. „Wußtest du nicht, fragte er ihn, daß du für deine Mordthaten nach den Gesetzen zum Tode verurtheilt bist?"

„Ich

„Ich wußte es," antwortete der Verbrecher.

„Aber da du dieß wußtest, wie war es möglich, daß du zurück kehren konntest?"

„Ich hatte den heiligen Nikolaus als Bürgen gestellt, und dieser würde es gewiß nicht zugegeben haben, daß ich mich mit der Flucht hätte retten können."

Der Monarch hatte sich's zum Gesetz gemacht, Mörder mit dem Tode zu bestrafen, aber hier geschah eine Ausnahme. Der Missethäter wurde von seiner gesetzmäßigen Strafe befreit, und als Soldat nach einer sibirischen Gegend in Garnison geschickt.

22.

Die Etikette.

Der alte Fürst Repnin genoß am Hofe Peters des Großen alles Ansehen, das seiner Geburt und seinen Verdiensten gebührte; aber auffallend war die Hartnäckigkeit, mit der er sich den neuen Gewohnheiten und Gebräuchen widersetzte, die der Czar einführen wollte. Dieß gieng so weit, daß er sogar die neuen Ehrenstellen und Aemter ausschlug, die ihm der Monarch übertragen wollte. Peter, der seine Verdienste ehrte, ließ ihn bei seinen Vorurtheilen. Eines Tages sagte er zu seinem Adjutanten Jaguschinskoi: „Willst du heute ein ansehnliches Geschenk haben?" — „Wer wollte das nicht?" antwortete der Adjutant. „Nun, so höre denn. Der alte Repnin ist krank; du mußt zu ihm gehen, und dich in meinem Namen nach seinem Befinden erkundigen; aber vergiß nicht, dich in allen Stücken nach seinen alten Grillen zu richten. Du mußt dein Pferd vor der Pforte lassen, und mußt zu Fuß den Hut in der Hand ins Haus treten und sagen, daß du von dem Czaren geschickt wärest, dich nach dem

Befinden Sr. Erlaucht zu erkundigen. Man wird dich ersuchen, zu ihm hinein zu gehen; du mußt aber antworten, du seyest nicht würdig, das Angesicht Sr. Bojarischen Erlaucht zu sehen. Hat man dich zweimal genöthiget, dieß zu thun, so gehe hinein. Erscheine mit einer ganz demüthigen Miene vor dem Alten, küsse ihm die Hand, und stelle dich dann an die Thüre. Wenn der Fürst verlangt, daß du dich setzen sollst, so hüte dich wohl, dieß zu thun, und sage ihm, daß du einer solchen Ehre nicht werth seyest. Wenn du dieß alles befolgst, so versichere ich dich, daß du nicht mit leeren Händen von ihm gehen wirst."

Der Adjutant befolgte alles genau, was ihm der Czar befohlen hatte. Der Fürst war sehr gerührt über die herablassende Güte seines Herrn, und fragte den Abgeschickten: „Willst du nichts zu trinken haben?" — „Nein, Ihre Erlaucht," antwortete dieser ganz demüthig.

Hierauf erkundigte sich der Fürst nach seinem Alter, nach seinem Gehalte und nach andern Dingen. Alle diese Fragen beantwortete der junge Mensch auf eine Art, die dem Alten sehr angenehm war. Er machte ihm Lobsprüche, daß er, als ein junger Mensch, alte und verdienstvolle Männer zu ehren wüßte, und versprach, ihm ein gutes Zeugniß bei dem Monarchen zu geben. Jaguschinskoi dankte sehr für die Gnade Sr. Erlaucht; er verbeugte sich fast bis zur Erde, und sagte, daß er sein heutiges Glück zeitlebens rühmen werde. Hierauf erkundigte er sich, ob Se. Erlaucht ihm keinen Auftrag an den Monarchen mitzugeben hätten. — „Ja, mein Freund, erwiederte der Fürst, sage Sr. Majestät, daß es sich, Gott sey Dank, mit mir bessere, und daß ich bald selbst die Ehre haben werde, Sr. Majestät für die Gnade zu

danken,

danken, die mir alten Manne erwiesen worden ist. — Aber bleib doch noch einen Augenblick hier, mein Freund, damit wir noch etwas mit einander plaudern können."

„Ich wage es nicht, sagte Jaguschinskoi, Ew. Erlaucht Befehlen zu widersprechen." und machte abermals eine tiefe Verbeugung. Der Fürst wandte sich darauf zu seinem Haushofmeister, der hinter seinem Stuhle stand, und sagte zu ihm: „Geh zu jenem Schranke dort, und bring mir den Beutel mit Dukaten, der in dem einen Fache liegt." — Der Haushofmeister gieng, der Fürst aber rief ihm nach: „Nimm auch den silbernen Präsentirteller, nebst dem vergoldeten Deckelpokal, füll ihn mit den Dukaten an, und bring mir dieß alles her."

Jaguschinskoi verdoppelte seine Verbeugungen und sein demüthiges Betragen. Der Alte nahm dieß so gut auf, daß er seinen Haushofmeister auch noch eine goldene Schaale bringen ließ. — Als die verlangten Sachen gebracht waren, rief der Alte den kaiserlichen Adjutanten zu sich, und sagte zu ihm: „Weil du so verständig bist, mein Freund, so nimm dieß alles von mir zum Geschenke an, und vergiß auch inskünftige nicht, angesehene Alte und verständige Männer zu ehren. Dafür wird auch Gott und der Czar dich nicht verlassen."

Der erstaunte Jaguschinskoi weigerte sich unter tiefer Verbeugung, das Geschenk anzunehmen, und äußerte, daß die Gnade Sr. Erlaucht ihn äußerst verlegen machte; daß er fürchte, durch seine Weigerung Ihre Erlaucht, und durch die Annahme eines so großen unverdienten Geschenks seinen Monarchen aufzubringen. „Nimm nur, mein Freund, nimm nur, sagte der Fürst, du hast nichts zu fürchten, ich

ich will dem Czaren schon sagen, daß ich dich dazu gezwungen habe.“

Jaguschinskoi erzählte dem Monarchen den ganzen Auftritt, und zeigte ihm die erhaltenen Geschenke. Peter konnte sich des Lachens über die Vorurtheile des alten Fürsten nicht enthalten, und sagte zu Jaguschinskoi: „Nun, hab' ich nicht Recht gehabt? Hast du nicht ein ansehnliches Geschenk bekommen?“ — Bei Tische nahm der Monarch von diesem Vorfalle Gelegenheit, über die ehemaligen Ahnenregister und über die nachtheiligen Folgen derselben zu sprechen. „Ich achte, sagte er unter andern, diejenigen, welche durch Verdienste um ihr Vaterland Ehre und Ansehen erlangt haben, und ich achte auch ihre Nachkommen, wenn sie so wie Repnin sind; aber wenn sie sich nicht so betragen, wie ihre würdigen Vorfahren, so verdienen sie Verachtung. Ein einfältiger Mensch aus einem niedern Stande ist in meinen Augen erträglicher, als wenn er aus vornehmem Geblüte entsprossen ist.“

23.

Wer soll dem Andern weichen?

Bei der Admiralität in St. Petersburg hatten sich durch die beständigen Schiffsarbeiten eine solche Menge Holzspäne gehäuft, daß das Admiralitätskollegium schon einen Kontract machen wollte, damit diese Späne weggeschafft würden. „Nichts als Kontracte und Kontracte!“ sagte der Czar Peter, und befahl, öffentlich bekannt zu machen, daß jedermann unentgeldlich Späne aus der Admiralität abführen könnte.

Kaum war diese Erlaubniß bekannt geworden, so kamen von allen Seiten Wagen gefahren, welche

Späne

Späne abholten, denn die vielen sumpfigten Gegenden um die Stadt, und mehrere noch nicht gepflasterte Straßen in derselben, machten den Transport des Holzes aus den Wäldern beschwerlich und kostbar. Der Czar fuhr um diese Zeit eines Tages mit seinem Kabriolet nach der Admiralität. Der Adjutant, welcher ihn begleitete, wollte über die Zugbrücke fahren, und wurde gewahr, daß ein Wagen mit Spänen eben auf diese Brücke hinaufgefahren war. Sobald er dieß sah, rief er dem Führer zu, umzukehren, und fuhr zugleich auf die Brücke hinauf. „Halt, sagte der Czar, siehst du denn nicht, daß sein Wagen beladen ist? Unser Gefährt ist leicht, und wir können es weit eher zurückziehen, als der andere seinen Lastwagen.“ Hierauf stieg Peter selbst aus seinem Kabriolet, und schob es nebst seinem Adjutanten mit eigenen Händen zurück.

Einige Tage darauf kam der Monarch wieder an die Zugbrücke, und zufällig traf sich's, daß derselbe Führer ebenfalls mit einem beladenen Spänewagen an der andern Seite derselben anlangte. Der Monarch kam ihm dießmal zuvor, er fuhr zuerst auf die Brücke, und rief jenem zu, er möchte halten; dieser aber ließ sich nicht stören, und setzte seinen Weg fort. Der Czar war genöthigt, aus dem Kabriolet zu steigen, und da er die Person des Führers wieder erkannte, so sagte er zu ihm: „Neulich warst du zuerst auf der Brücke, und da war's billig, daß ich umkehren mußte, aber jetzt bin ich zuerst heraufgekommen — ich rief dir zu, daß du halten möchtest; warum thatest du es nicht?“

„Ich bin schuldig!“ antwortete der Fuhrmann.

„Das ist wahr, erwiederte der Monarch, aber damit du dich in Zukunft besser in Acht nimmst, will ich dir doch eine kleine Erinnerung geben.“

Diese

Diese Worte wurden mit einigen Stockschlägen begleitet, bei welchen der Monarch ihm jedesmal zurief: „Sey bescheiden, sey nicht unverschämt! laß den zuerst überfahren, der vor dir auf der Brücke ist!“

24.

Grausamkeit des Czars Peter.

Ungeachtet der gerechten Bewunderung, welche das Genie Peters des Großen einflößt, wird man doch zuweilen von Schrecken ergriffen, wenn man die lange Reihe seiner glänzenden und nützlichen Thaten mit Zügen der empörendsten Ungerechtigkeit, und mit harten Urtheilssprüchen vermischt sieht, zu welcher ihn seine natürliche Grausamkeit manchmal hinriß. Die Strafe, wozu er 1701 den Gregorius Talitzkoi, seinen Hofbuchdrucker verurtheilte, ist einer von den Flecken, welche hin und wieder die Geschichte dieses großen Gesetzgebers beflecken. Talitzkoi, von der Geistlichkeit gewonnen, hatte einige aufrührerische Broschüren gedruckt. In denselben wurde behauptet, daß der Czar, sowohl nach den Umständen seiner Geburt, als auch wegen seines öffentlichen und Privatbetragens, der Antichrist wäre. Dieser Vorwurf, und andere dem ähnliche, waren in den Augen des Volks ganz erwiesene Dinge. Der Czar wurde darüber sehr aufgebracht, Talitzkoi dagegen ward von Schrecken ergriffen, als er erfuhr, daß auf dem großen Markte zu Moskau in einer Laterne tausend Dukaten ausgesetzt wären, für denjenigen, der ihn ausliefern würde. Er entfloh in's Innere von Siberien. Zu seinem Unglücke fand der Geitz zu viel Nahrung dabei, als daß er

sich

sich hätte schmeicheln können, unerkannt zu bleiben. Er wurde bald entdeckt und dem Czar ausgeliefert, der ihn und seine Mitschuldigen mehrmals foltern, und dann langsam über dem Rauche beißender Materien sterben ließ. Man warf sie dann erst in die Flammen, als Bart und Haare ihnen abgefallen, und ihr Körper zusammengekrümmt und beinahe zur Asche geworden war.

Im Jahr 1719 schickte Peter den Grafen Ostermann auf den Kongreß auf der Insel Aland, den Schweden zu drohen, alles mit Feuer und Schwerdt in ihrem Lande zu verwüsten, und sie zur Annahme der härtesten Bedingungen zu zwingen, wenn sie seine Vorschläge sich nicht bald gefallen ließen. Seine Ungeduld, oder sein kriegerischer Geist, fand die Unterhandlungen zu langwierig; er landete also mit dem Admiral Apraxin in Schweden, gieng nach Södertelge, verbrannte oder zerstörte sechs große Städte, eilf prächtige Paläste, hundert und neun adeliche Güter, achthundert und sechs und zwanzig Meiereien, drei Mühlen, zehen Magazine, zwei Kupfer- und fünf Eisengruben. Apraxin war inzwischen auch nicht müßig; er verbrannte zwei Städte, ein und zwanzig adeliche Güter, fünfhundert und fünf und vierzig Meiereien, vierzig Mühlen und sechzig Magazine. Neun Eisengruben, für deren Erhaltung die Eigenthümer, für jede dreimal hundert tausend Thaler boten, entgiengen der verheerenden Wuth der Russen nicht. Alles, was nicht fortgeschleppt werden konnte, wurde ins Meer geworfen, und alle unglücklichen Schweden, die den Russen in die Hände fielen, wurden in heiße Ofen gesteckt.

VI. Pabst Clemens der Vierzehente.

Die Geschichte stellt eine Menge Beispiele auf, daß sich Personen aus geringem Stande, vom Glücke begünstigt, in Kurzem bis zur höchsten Stufe der Macht und des Ansehens emporgeschwungen haben. Wenn aber gleich bei einem so glänzenden Wechsel der äußern Lage dem Glücke ein nicht geringer Antheil gebührt, so waren doch solche Männer selten ohne inneres Verdienst, ohne vorzügliche Gaben des Geistes und des Herzens. Die innere Kraft des Menschen entwickelt sich herrlicher und größer, wenn sie mit äußern Schwierigkeiten kämpfen, wenn sie erst die Hindernisse feindseliger Umgebungen entfernen muß. Jeder Widerstand vermehrt die Kraft. Die Wogen stürmen gewaltsamer und wüthender gegen den Wall, der sie in ihrem Laufe aufhalten soll. Verdienste können nicht angeboren werden, diese muß man sich durch Fleiß und Anstrengung erwerben. Ahnenverdienst läßt für das wirkliche keinen Raum — wo dieß herrscht, da müssen die Lebendigen den Todten weichen.

Clemens der Vierzehente erinnert an diese Wahrheiten. Er hieß eigentlich Ganganelli, war der Sohn eines armen Wundarztes, und wurde am 31 October 1705 in dem Flecken Santo Archangelo, nahe bei Rimini, geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters trat er, in einem Alter von achtzehn Jahren, in den Franziskanerorden. Durch fleißiges Studieren erwarb er sich einen schönen

Schatz vortrefflicher Kenntnisse, und klärte dadurch seinen ohnedieß schon hellen Kopf noch mehr auf. Dennoch mußte er oft das Almosen für sein Kloster vor den Thüren der Leute zusammenbetteln, die niedrigsten Arbeiten verrichten, und nicht selten Noth und Mangel leiden. Eine bessere Wendung nahm sein Schicksal, als er berufen wurde, in verschiedenen Städten Italiens seinen jungen Ordensbrüdern in der Philosophie und Theologie Unterricht zu ertheilen. In einem Alter von 35 Jahren kam er nach Rom, um in dem Kollegium St. Bonaventura theologische Vorlesungen zu halten. Unter dem Pontifikate Benedicts des Vierzehenten wurde er Inquisitionsrath. Der Pabst, der ihn seiner Kenntnisse wegen schätzte, legte einst die Hand auf Ganganelli's Kopf, und sagte zu dem General der Franziskaner: „Nehmt mir das kleine Brüderchen da wohl in Acht, ich empfehle ihn euch sehr.“ Eben dieser Pabst sagte bei einer andern Gelegenheit von ihm: „Er verbindet mit einer weitläuftigen Gelehrsamkeit ein ungeheures Gedächtniß, und was mich freut, er ist tausendmal bescheidener als ein Mensch, der nichts weiß, und dabei so aufgeweckt, daß man glauben sollte, er habe niemals in der Eingezogenheit gelebt.“

Als Ganganelli's Vorgänger im Pontifikate, Clemens der Dreizehente, im Jahr 1758, seinen feierlichen Einzug in die Laterankirche in Rom hielt, befand sich der erstere unter den neugierigen Zuschauern, und bestieg das Postament einer Säule in der Kirche, um die Procession desto besser zu sehen. Er wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarde noch obendrein einige Stöße versetzte. Wie wenig konnte sich damals der arme, verachtete Mönch einbilden,

daß er bei der nächsten Feierlichkeit dieser Stadt die Hauptrolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen seyn würde, vor dem er jetzt mit dem ganzen Volke in tiefer Demuth auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abstand zwischen einem armseligen Franziskanermönch, der barfuß geht, und zwischen einem Pabste, dem man beinahe göttliche Ehre erzeigt!

Die Erinnerung an diesen Vorfall erregte bei Ganganelli ein leises Lächeln, als er eilf Jahre darnach, im Jahr 1769, als Pabst in größtem Pomp bei jener Säule vorbeigetragen wurde, von der man ihn einst so unsanft verjagt hatte. Nach geendigter Ceremonie erzählte er selbst die Geschichte, als ihn die Kardinäle nach der Ursache seines Lächelns fragten.

Als Pabst zeichnete sich Clemens durch seine hellen, aufgeklärten Einsichten, seine Staatsklugheit, seine weise Berücksichtigung der Zeitumstände, durch standhaften Muth und rastlose Thätigkeit, so wie durch die Vortrefflichkeit seines Charakters, vor allen seinen Vorgängern rühmlich aus. Er bekämpfte während seiner Regierung Aberglauben und Tücke, zog das Talent hervor, und belohnte es. Keine Anstrengung war ihm zu groß, wenn es seine Pflicht galt, und als man ihn einst, nach einigen durchwachten Nächten, bat, der Ruhe zu pflegen, sagte er: „Die Ordensregel ist der Kompaß der Mönche, aber das Bedürfniß der Völker ist die Uhr der Regenten, wir müssen ihnen zu Gebote stehen, zu welcher Stunde sie uns nöthig haben.“ Nie gieng man von ihm weg, ohne ihn zu bewundern. Ein reicher englischer Lord sagte, nachdem er den heiligen Vater gesprochen hatte, zu einigen seiner Landsleute: „Ihr kennt meine Reichthümer und meine einzige Tochter,

die

die ich anbete: aber ich würde sie ihm geben, wenn er heurathen dürfte.“ Der Pabst lachte nicht wenig über diesen Einfall. Er war sehr aufgeräumt, und scherzte oft sehr witzig, ohne jemanden zu beleidigen.

Die Aufhebung des Jesuiterordens war das wichtigste Ereigniß seines Pontifikats, und zugleich das letzte. Bald darauf bekam er Anfälle von Mattigkeit, und war nach wenigen Monaten nur noch ein Schatten von sich selbst. Seine Knochen schienen kleiner zu werden und zu erweichen; er arbeitete demohngeachtet beständig fort, aber zuletzt empfand er die entsetzlichsten Schmerzen. Seine Stimme erloschen: „ich gehe in die Ewigkeit, sagte er, und ich weiß weswegen.“ Er starb den 22 Sept. 1774. Sogleich schien sein schwarz gewordener Leichnam in die Verwesung überzugehen, und als man ihn öffnete, glaubte man Spuren des stärksten Giftes wahrzunehmen.

VII. Der Biblioman Naigeon.

Unter den französischen Bücher-Liebhabern oder Bibliomanen unsrer Zeit erscheint Naigeon als der leidenschaftlichste und beharrlichste. In Folge einer, sein ganzes Leben hindurch verfolgten Leidenschaft für schöne Bücher, hatte dieser Mann eine Bibliothek von griechischen und lateinischen Klassikern zusammen gebracht, welche, nicht zwar für die bändereichste, wohl aber bei weitem für die schönste gelten konnte,

die

die in den letzten Zeiten in Frankreich von Privaten ist gebildet und besessen worden. Dafür schritt er aber auch mit seiner Liebhaberei weit über alle Schranken hinaus. Ein etwas breiterer Rand, ein etwas glänzenderer Maroquin machte, daß er außer sich gerieth und vor Freude erblaßte, wenn das Buch ihm angehörte; sein Aerger und sein Unmuth kannte aber keine Grenze, wenn ein Anderer Besitzer davon war. In seinem Hause durfte ja niemand ein Buch aufschlagen, und wenn der mürrische und nichts weniger als zugängliche Mann etwa einmal einem andern Bücherliebhaber die Gunst erwies, ihm seine lateinischen Seltenheiten zu zeigen, so langte er die Bände selbst aus den Schränken hervor, schlug sie mit eigener Hand auf, und machte dann auf die schönen Ränder, die Eleganz des Einbandes und die Art, wie sie geschlagen waren, aufmerksam. Wollte man dann eines der Bücher etwa selbst in die Hände nehmen, um es auch etwas näher zu betrachten, oder wollte man vielmehr aus Höflichkeit zu dem Enthusiasmus seiner Bewunderung noch einige Worte eigenen Beifalls hinzu thun, so konnte man nur selten dazu gelangen, etwas von jenen Kleinodien angreifen zu dürfen: so sehr war ihm bange, daß man etwa in dem Rücken eines Bandes einen Bruch verursachen möchte.

Uebrigens war Naigeon, bei allem seinem rasenden Eifer für schöne Einbände, gleichwohl persönlich kein Sklave derselben. Er bediente sich, und zwar häufig, aller seiner Bücher, und der Foliant auf großem Realpapier, in den zierlichsten Maroquin gebunden, wurde auf seinem Schreibtische eben so gut aus einander geschlagen und blieb offen liegen, als das unbedeutendste Buch.

Naigeon

Naigeon starb im Februar 1810 zu Paris im Greisenalter. Sein Tod hatte auf seine, größtentheils aus sehr vorzüglichen Stücken und den herrlichsten Exemplaren, die aufzufinden möglich ist, bestehende Büchersammlung keinen Einfluß. Schon drei Jahre früher hatte ihn Altersschwäche, und vermuthlich auch Geldnoth, vermocht, seine ganze Bibliothek an einen Buchhändler zu verkaufen, der sie verauktionirte.

VIII. Der Postdirector Lavalette.

Marie Chamans, zu Paris 1769 geboren, widmete sich dem Studium der Rechte, hatte aber kaum seinen Kursus vollendet, als die Revolution ausbrach. Wie die meisten übrigen jungen Leute, bekannte er sich zu den Grundsätzen derselben, ohne jedoch an den Greueln Theil zu nehmen, die in ihrem Gefolge waren. Seiner eigentlichen Bestimmung durch den Drang der Umstände entzogen, nahm er Kriegsdienste, und stund bei dem Armeekorps in Italien. In der entscheidenden Schlacht bei Arcole, im November 1796, zeichnete er sich als Adjutant des Generals Araguay d'Hilliers so rühmlich aus, daß ihn der Obergeneral Bonaparte zu seinem General-Adjutanten annahm. Diesen begleitete er 1798 nach Egypten, und kam im folgenden Jahre mit ihm nach Frankreich zurück. Nicht lange nachher heurathete er, von Bonaparte'n begünstigt, in dessen Launen er sich trefflich zu fügen

wußte,

wußte, die einzige Tochter des Grafen Franz Beauharnois, eines Schwagers Josephinens.

Als die Waffen ruhten, wurde Chamans als französischer Geschäftsträger nach Dresden gesandt, und so wie sein Begünstiger sich hob, kam auch er zu immer mehr Ansehen und Wirksamkeit. Nachdem Napoleon sich 1804 die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, erhob er ihn in den Grafenstand, und legte ihm den Namen Lavalette bei, aus Erkenntlichkeit, weil er bei Eroberung der Festung la Valette auf der Insel Malta, im Junius 1798, wichtige Dienste geleistet hatte.

An den Feldzügen Napoleons nahm Lavalette weiter keinen Antheil, dagegen bekleidete er angesehene Staatsämter, und war bis zum März 1814 Staatsrath und Generalpostmeister. Mit dem Glücke seines Beschützers erlitt auch sein Ansehen einen heftigen Stoß, und er mußte in den Privatstand zurück treten. Als aber Napoleon, im Februar 1815, von Elba zurückkehrte, wußte er, ehe derselbe noch zu Paris einrückte, die Direction der Posten durch Kühnheit und Gewandtheit wieder an sich zu bringen, wodurch er dessen gewagtes Unternehmen nicht wenig beförderte. Daher kam er, als Napoleon abermals gestürzt wurde, und König Ludwig aus den Niederlanden zurück gekommen war, auf die Liste derer, die von der Amnestie ausgeschlossen seyn sollten. Er wurde gefänglich eingezogen, und am zwei und zwanzigsten November 1815 zum Tode verurtheilt. Zwar appellirte er gegen dieses Urtheil, allein er fand kein Gehör, und am zwei und zwanzigsten December sollte er erschossen werden.

Am Morgen des Exekutions-Tages kamen die Abgeordneten in das Gefängniß, um den Verurtheilten zum Tode zu führen, aber — sie fanden

den

den ihn nicht, sondern seine Gemahlinn. Dieser war nemlich Abends zuvor bewilligt worden, ihren Gatten noch einmal zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. In Mantel und Schleier gehüllt, hatte sie sich in das Gefängniß begeben, und nachdem sie dem Gemahl diese ihre Kleidungsstücke angezogen, war derselbe unerkannt durch die getäuschten Wachen durchgegangen. Mehrere Tage lang wußte sich der Befreite allen Nachforschungen der Polizei klüglich zu entziehen; als er aber einsah, daß er doch in die Länge nicht verborgen bleiben könne, wußte er drei angesehene Engländer, den General Wilson, Kapitain Hutchinson und Lord Bruce, die sich eben in Paris aufhielten und der königlichen Familie nicht recht zugethan waren, für sich zu gewinnen. Durch Hülfe derselben, und besonders des Generals Wilson, wurde er am achten Tage des folgenden Jahres glücklich bis nach Mons in den Niederlanden gebracht. Von da begab er sich ohne Verzug zu dem Cousin seiner Gemahlinn, Eugen Beauharnois, gewesenen Vicekönig von Italien, nach München.

Die drei Engländer wurden verrathen, in Untersuchung gezogen, und zu einer dreimonatlichen Haft verurtheilt. Die Befreierin aber kam, nachdem sie kürzere Zeit in Arrest behalten, und über die Art und Weise ihres Unternehmens vernommen worden, bald auf freien Fuß. Ihr Gemüth war aber so angegriffen, daß sie den Verstand verlor. In diesem unglücklichen Zustande schmachtet sie noch jetzt. Lavalette aber erhielt 1820 seine Begnadigung und kehrte nach Frankreich zurück.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

Das Edict von Nantes.

Gemählde französischer Religionsverfolgungen aus dem sechzehenten und siebenzehenten Jahrhundert.

1.

Ausbreitung der Reformation in Frankreich. Verfolgung der Protestanten. Die Bartholomäusnacht.

Frankreich war eines der ersten Länder, in welches sich die Reformation aus Deutschland und der Schweiz verbreitete. In kurzer Zeit fand sie unter allen Ständen eine Menge Anhänger, und Tausende huldigten einer Lehre, die ihrem Verstande Licht und ihrem Herzen Ruhe gab. Nirgends waren die Gemüther dazu besser vorbereitet, als in Frankreich; das Ansehen des Pabsts hatte hier mehr als in andern Ländern gelitten; die Kultur hatte eine größere Reife erlangt, und die Gemüther waren an eine freiere Denkungsart gewöhnt. Daher kam es, daß allmählich

mählich an vier Millionen der edelsten, arbeitsamsten, fleißigsten und gelehrtesten Franzosen sich zu den Grundsätzen der Reformation bekannten. Aber welches Ungemach mußten diese Bekenner der neuen Lehre erdulden! Nirgends wurden sie so grausam verfolgt; nirgends wurden so fürchterliche Kriege zwischen Mitbürgern, um des Glaubens willen, geführt; nirgends haben Staatshändel und Hofränke, politische Partheien und herrschsüchtige Große einen so mächtigen Einfluß auf den Gang und die Schicksale der Reformation geäußert, als in Frankreich *).

Unter König Heinrich dem Zweiten, der im Jahr 1547 zur Regierung kam, loderte das Feuer nur unter der Asche. Die herrschende Kirche hielt die Gegenparthei nicht für so fürchterlich, daß man sie mit Gewalt zu vertilgen brauchte, und diese fühlte sich nicht mächtig genug, um sich bei Gewaltthätigkeiten zu widersetzen, die sich noch einigermaßen ertragen ließen. Doch bald erhielt die herrschende Parthei mächtige Stützen. Die Jesuiten, die frühzeitig in Frankreich zu großem Ansehen gelangten, unterließen nicht eine Lehre anzufeinden, die der ihrigen so sehr entgegen war. Als Gewissensräthe hatten sie tausendfache Gelegenheiten, ihr zu schaden, ihr die empfindlichsten heimlichen Streiche zu versetzen, und die Gemüther zu erbittern. Sie fanden vorzüglich Eingang bei Heinrichs Gemahlinn, Katharine von Medicis. Diese stolze und herrschsüchtige Frau besaß bei einem eingeschränkten Geiste einen entschiedenen Hang zu Ränken, und sie veranlaßte

 und

*) Ausführlich sind diese Begebenheiten und die früheren Schicksale der Protestanten in Frankreich, die hier des Zusammenhangs wegen, nur summarisch angeführt werden, erzählt im vierten und fünften Bande der Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen ꝛc.

und stiftete so viel Böses, daß Frankreich Ursache hatte, jeder Stunde während der sechs und fünfzig Jahre zu fluchen, die sie darinn zubrachte. Seit dem Tode ihres Gemahls war sie dreissig Jahre lang fast unumschränkte Regentinn. Entweder mußten ihre drei Söhne, die nach einander den Thron bestiegen, völlig ihren Willen befolgen, oder sie nährte die unseligsten Partheien, die das Reich immer mehr zerrütteten. In beiden Fällen wechselten Kabalen und Kriege, Gewaltthätigkeiten und Verräthereien mit einander ab. Jede Parthei verfolgte die andere mit einer Wuth ohne Grenzen.

Die Katholiken wirkten einen königlichen Befehl aus, dem zufolge jeder verbrannt werden sollte, welcher einer gottesdienstlichen Versammlung der Protestanten beiwohnte. Die Nacht mußte nun ihre Zusammenkünfte verbergen, und daher nannte man sie Hugonotten (Nachtgespenster); ein neuer Spottname statt des bisher gewöhnlichen Lutheraner. Sie wandeln, hieß es, des Nachts umher, wie König Hugo's Schatten, von dem der Aberglaube erzählte, daß er in nächtlichen Stunden herum wandere, und die Lebenden beunruhige. Der Verfolgungsgeist entbrannte immer mehr, und man legte den Protestanten Fallstricke, um zu ihrer Bestrafung Gelegenheit zu finden. Statt das Abergläubische, das sich in den Gottesdienst eingeschlichen hatte, abzuschaffen, brachte man Religionsübungen auf, die noch abergläubischer waren. An den Ecken der Gassen wurden Marien- und Heiligenbilder aufgestellt, vor welchen man Lichter und Wachskerzen anzündete; um dieselben versammelte sich der Pöbel, sang Lieder und zwang die Vorbeigehenden, zu diesen Altarlichtern in kleine Gotteskasten Geld zu legen. Wer diesen Bildern, zu der Zeit, da der schwärmerische

Pöbel

Pöbel sie anbetete, nicht seine Ehrfurcht bezeugte, der ward mit Schlägen überhäuft, oder ins Gefängniß geschleppt, oder zum wenigsten aufs äußerste beschimpft.

Ein geistlicher Parlamentsrath zu Paris, Annas du Bourg, ein Mann von edler Geburt, aber noch preiswürdiger durch seine Sitten und Rechtschaffenheit, wagte es, den Hugonotten das Wort zu reden; er wurde aber als ein Ketzer aufgehängt und darauf verbrannt. Aus seiner Asche wuchs eine unglückliche Erndte von Verschwörungen und Empörungen hervor. Um der Wuth ihrer Verfolger Einhalt zu thun, verschwuren sich die Hugonotten zur Ermordung der Häupter ihrer Gegner; sie wurden aber verrathen, und zwölfhundert von ihnen wurden entweder niedergehauen, oder starben durch die Hand des Henkers. Da die Verfolgungen kein Ende nahmen, so kam es zum Bürgerkriege, in welchem sich beide Partheien die greulichsten Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließen. Von den Protestanten wurden katholische Kirchen und Klöster geschändet, Bilder verstümmelt u. s. w. Die Katholiken machten sich's zum Vergnügen, die Protestanten unter den grausamsten Martern sterben zu lassen. Täglich hörte man von neuen Ueberfällen und Ermordungen und fast jede Stadt im Königreiche stellte die blutigsten und greulichsten Auftritte dar.

Endlich kam im Jahr 1570 ein Friede zu Stande, der den Protestanten vortheilhafte Bedingungen zusicherte. Man räumte ihnen vier Sicherheitsplätze ein, Rochelle, Charité, Montauban und Cognac, und in diesen völlig freie Religionsübung. Sicher und froh legten nun die Hugonotten die Waffen nieder; die edlen Häupter ihrer Parthei

ver-

verabscheuten selbst den Krieg. Aber Katharine von Medicis, die vornehmste Triebfeder aller Unruhen, hatte nur aus Noth Frieden geschlossen; in ihrem Herzen brütete sie die niedrigste Grausamkeit. Zu eben der Zeit, da man den vornehmsten Hugonotten mit schmeichelnder Gefälligkeit begegnete, und sie in sichere Ruhe wiegte, ängstigte Katharine ihren Sohn, den König Karl den Neunten, durch allerhand Vorspiegelungen von gefährlichen geheimen Planen der Ketzer, und brachte ihn endlich dahin, daß er ihrem Zureden Gehör gab, und die ganze Parthei zu vertilgen versprach.

Der Bartholomäustag des Jahres 1572 war dazu bestimmt, die Hugonotten unversehens zu überfallen und in ganz Frankreich auszurotten. Der Herzog Heinrich von Gutse wurde an die Spitze des schwarzen Komplotts gestellt, und in der stillen Stunde der Mitternacht sollten die Sorglosen das blutige Opfer der verruchtesten Bosheit werden. Dem Bürgermeister von Paris wurde befohlen, die Bürger zu bewaffnen; man gab ihnen zum Unterscheidungszeichen ein weisses Band an den linken Arm und ein weisses Kreutz auf den Hut — das Zeichen der Unschuld und Andacht bei einer mehr als teuflischen That. Alles wurde eben so geschwind als heimlich ausgeführt. Katharinens größte Sorge war, die Menschlichkeit möchte bei ihrem Sohne erwachen und ihn bewegen, den grausamen Befehl zur Ermordung so vieler Schuldlosen zurück zu nehmen. Wirklich setzte ihn ein unvermutheter Pistolenschuß so in Schrecken, daß er dem Herzoge von Gutse den Befehl zuschickte, nichts zu unternehmen. Doch seine Mutter peinigte ihn wechselsweise mit Furcht und Rache so heftig, daß er endlich den Befehl gab, die Scene zu eröffnen.

Sobald

Sobald mit der kleinen Sturmglocke um Mitternacht das verabredete Zeichen gegeben war, drang der Herzog von Guise an der Spitze eines bewaffneten Haufens in den Palast des Admirals Coligny, des Hauptes der Hugonotten. Der ehrwürdige Greis ward von einem Deutschen niedergestoßen, sein Leichnam zum Fenster hinausgeworfen, und vom Pöbel mit allen Aeußerungen der Wuth überhäuft. Ein Italiener hieb dem zerstümmelten Körper den Kopf ab, brachte ihn Katharinen, und diese ließ ihn einbalsamiren, und sandte ihn dem Pabst. Erst nach dreien Tagen gönnte man dem Körper eine bleibende Stätte — am Galgen. Man zündete Feuer darunter an, um ihn zu rösten; der König selbst weidete sich an dem schändlichen Anblick. Einige aus seinem Gefolge wendeten das Gesicht weg, um den üblen Geruch zu vermeiden; Katharinens Sohn verwies ihnen aber ihre Empfindlichkeit und sagte: „Der Geruch eines todten Feindes ist immer angenehm!“

Die Ermordung des Admirals war nur das Vorspiel zur allgemeinen Vertilgung der Hugonotten. Sobald das Zeichen zum Morden gegeben war, reiten die Mitglieder des königl. Blutrathes durch die Gassen, und reitzen das zusammengelaufene Volk durch Nachrichten von angeblichen Verschwörungen der Hugonotten. Bald wird der Tumult und das Blutvergießen allgemein. Bewaffnete Bürger und Soldaten dringen in die Kammern der sorglos Schlafenden. Mit unmenschlicher Wuth wird alles ermordet, was athmet und nicht der herrschenden Kirche angehört. Nicht der bebende Greis findet Schonung, nicht der lallende Säugling; keine Verdienste um den Staat oder die Gelehrsamkeit fristen das Leben. Die Straßen schwimmen in

Blut;

Blut; die Häuser, die öffentlichen Plätze, selbst die Flüsse sind mit Leichen angefüllt. Kinder in der Wiege werden mit Steinen zerschmettert. Das Röcheln der Sterbenden, das Winseln der Verstümmelten entflammt die unselige Mordgier zu neuer Wuth. Während der allgemeinen Verwirrung mordet auch mancher seinen Privatfeind, denn man hält sich alle Zügellosigkeit für erlaubt. Selbst das königliche Schloß triefte von Blut, und die Zugänge zu den Zimmern waren mit Leichen bedeckt. Vergebens suchten sich die Betrogenen in die Zimmer der Prinzen und Prinzessinnen zu retten; man verfolgt sie auch dahin. Der König selbst läßt sich schnell nach einander lange Büchsen laden, und schießt daraus auf die flüchtigen Hugonotten. Unvermögend, sie alle zu erreichen, schreit er: „schlagt todt, schlagt todt!“ Er und seine Mutter sehen mit Wohlgefallen einige aufhängen, die man gefangen bekam.

Diese Schandthaten schränkten sich nicht blos auf Paris ein. Am Tage vor dem Blutbade waren Couriers in alle Provinzen abgefertiget worden, mit königlichen Befehlen an die Gouverneurs, die Hugonotten auf gleiche Weise zu überfallen. Sie werden an den meisten Orten vollzogen, mit eben der grausamen Bereitwilligkeit, womit sie ausgestellt wurden. Nur fünf unter diesen Gouverneurs wagten es, Vorstellungen zu machen, oder wenigstens die Vollziehung aufzuschieben. Sieben ganzer Tage wurden überall Ströme Bürgerblut vergossen; sechzig tausend friedliche Bürger, und unter ihnen viele Edle, verlieren ihr Leben.

Endlich sendet man doch andere Boten aus, mit dem Befehle, dem Morden Einhalt zu thun. Die Häupter der Katholiken selbst denken nun mit Schaudern an ihre That, und keiner will für den

Urheber

Urheber gelten. Der König begiebt sich also in das Parlament, um einen großen Gerichtstag (lit de justice) zu halten. Hier erklärt er, daß ihn zu diesem grausamen Mittel die Nachricht von einer Verschwörung der Hugonotten gezwungen habe. Sie hätten dem Prinzen von Condé die Krone aufsetzen, und die katholische Religion im Reiche ausrotten wollen. Indessen wolle er nun die Friedensedicte wieder herstellen, nur öffentliche Religionsübung könne er nie gestatten. Diese Erklärung wurde zum ewigen Andenken in das Parlamentsprotokoll eingetragen. Aber die furchtbare Stimme des Gewissens straft die Thäter Lügen. Der König — sey nun innere Angst oder Gift aus seiner Mutter Hand die Ursache — verfiel bald in eine langsam zehrende Krankheit. Der Schlaf floh ihn; wachend erschreckten ihn die fürchterlichsten Vorstellungen. In den letzten Wochen seines Lebens drang ihm das Blut beständig aus allen Poren, und er starb in seinem vier und zwanzigsten Jahre (den 30sten Mai 1574), sich selbst und andern ein Schrecken.

2.

Religionskriege. Treulosigkeit der Regierung. Ermordung König Heinrichs des Dritten.

Ganz Europa verabscheuete die verruchte That, und die Bartholomäusnacht oder die Pariser Bluthochzeit, wie man diese schauerliche Metzelei nennt, steht als ein Brandmal in der französischen Geschichte. Nur das Oberhaupt der katholischen Christenheit, Pabst Gregor der Dreizehente, dachte hierüber anders. In einer feierlichen Procession dankte er Gott öffentlich, in Gesellschaft der

Kar-

Kardinäle, für Ausrottung der Feinde der Kirche, die Kanonen der Engelsburg wurden abgefeuert, die Stadt ward erleuchtet, und lauter Jubel erfüllte die Lüfte *).

Der französische Hof hatte aber vergebens erwartet, daß die Protestanten, nach einem so schröcklichen Verluste, nicht länger würden anstehen können, sich ihm und der römischen Kirche unbedingt zu unterwerfen. Der Verfolgungsgeist kann zwar den Baum kappen, und seine Zweige abhauen, aber der Stamm erhält durch Märtyrerblut neue Kräfte, und steht unausrottbar. Die gleichsam durch einen Blitz

---

*) Die Gesinnungen des biederherzigen Kaisers Maximilian des Zweiten, mit dessen Tochter Elisabeth König Karl der Neunte vermählt war, über diese Ermordung der Protestanten kennt man aus einem Briefe desselben an seinen General Lazari von Schwendi. Er schrieb demselben: „Ich kann die That, so die Franzosen an dem Admiral Coligny und den Seinigen grausamer Weise verübt, gar nicht loben: ich habe es mit dem größten Verdruß vernommen, daß mein Schwiegersohn in dieses Blutvergießen gewilliget. Wollte Gott, er hätte mich um Rath gefragt! ich würde ihn gewiß auf das nachdrücklichste abgemahnet haben. Er hat durch diese That seinen Namen mit unauslöschlichen Flecken verunstaltet. Gott vergebe es denen, so daran Schuld sind; diese Schwärmer müssen es seit so vielen Jahren gesehen und erfahren haben, daß weder Mörder noch Mordbrenner den Himmel bevölkern. Ich kann demnach diese That nicht loben, ohne rasend und unsinnig zu seyn. Daher will ich Gott anrufen, daß er mich davor bewahre. Frankreich mag thun, was ihm gut dünkt, es wird dafür Gott, dem gerechten Richter, Rechenschaft geben müssen. Ich meines Theils habe mich entschlossen, ehrlich und ohne Falsch und aufrichtig zu handeln." — Welcher Kontrast zwischen dem heiligen Vater, und dem braven, ächt deutschen Kaiser Max!

Blitz zu Boden gestürzte Parthei sammelte ihre letzte Kraft, und erhob sich, durch ihre Verzweiflung furchtbarer als vorher, gegen ihre Feinde. Zwar hatten sich viele der Verfolgten nach Deutschland und England, besonders aber nach Geneve, geflüchtet. Ihre ehemaligen Oberhäupter, der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé lebten am Hofe halb als Gefangene, auch nachdem sie sich äußerlich zur römischen Religion hatten bekennen müssen. Allein eine große Anzahl ihrer Glaubensgenossen rettete sich nach Montauban, Nismes, Rochelle, Sancerre und in einige Schlösser in den Sevennischen Gebürgen, entschlossen, sich bis auf das äusserste zu vertheidigen. Der Krieg brach also gar bald von neuem, und zwar mit der höchsten Erbitterung aus, ohne daß die königlichen Waffen dasjenige hätten vollenden können, was durch Friedensbruch und Ueberfall ausgerichtet worden war. Die Einwohner von Sancerre hielten eine Belagerung von acht Monaten, und während derselben die fürchterlichste Hungersnoth aus, die über fünfhundert von ihnen das Leben kostete, ehe sie sich Mitbürgern übergaben, auf deren Treue und Glauben sie nicht rechnen konnten. Die Hauptmacht des Königs wandte sich gegen Rochelle, die vornehmste Stütze der Protestanten, allein da die königliche Armee beinahe aufgerieben wurde, so mußte man den Frieden erneuern, und die Protestanten behielten die Rechte, die sie vorher gehabt hatten. Der Hof erhielt also durch die Pariser Bluthochzeit nichts weiter, als daß die Hugonotten mehr auf ihrer Hut standen, und sich gegen neue Angriffe rüsteten. Unter die ganze Nation aber hatte sich eine Wildheit und Sittenlosigkeit verbreitet, welche sich nicht beschreiben läßt. Vom Hofe war das Verderbniß ausgegangen, und hatte alle

Stände

Stände angesteckt. Kein Verbrechen kann gedacht werden, das nicht ungescheut begangen worden wäre.

Die Ruhe dauerte auch jetzt nicht länger, als bis man sich wieder auf den Krieg bereiten konnte. Der Nachfolger Karls des Neunten, König Heinrich der Dritte, des Verstorbenen Bruder, fieng seine Regierung sogleich mit neuen Gewaltthätigkeiten gegen die Hugonotten an. Er war einer der Anstifter des Blutbades gewesen, und verband mit den verdorbensten Sitten eine blinde Bigotterie und den niedrigsten Aberglauben. Seine Lieblinge waren seine Orakel, deren Rath er befolgte, und von deren Eigensinn er sich leiten ließ. Als einen blutdürstigen Tyrannen kündigte er sich seinen Unterthanen an, und bald war er der Gegenstand ihres gerechten Abscheues. Von seiner ränkevollen Mutter Katharine, die auch ihn gänzlich in ihrer Gewalt hatte, gereitzt, grif er ungesäumt zu den Waffen, um die verhaßten Ketzer auszurotten.

Der Krieg wurde von beiden Seiten mit grosser Erbitterung, aber bei aller Uebermacht des königlichen Kriegsheeres, nicht immer glücklich von demselben geführt. Die protestantischen Einwohner eines kleinen Städtchens nöthigten es, die Belagerung desselben aufzuheben, und der König war ihnen so verhaßt, daß sie ihm von der Mauer herab zuriefen: „Kommt nur her, ihr Meuchelmörder, ihr werdet uns nicht schlafend antreffen, wie den Admiral Coligny.“ Da bald darauf des Königs jüngerer Bruder, aufgebracht über die schlechte Regierung, zu den Waffen grif, und die Parthei der Hugonotten verstärkte; da auch der König Heinrich von Navarra sich wieder für einen guten Protestanten erklärte, und da auch mehrere protestantische Fürsten Deutschlands zur Hülfe ihrer bedrängten Glaubens-

brüder

brüder mit einer bewafneten Macht in Frankreich einfielen, so mußte der Hof nothgedrungen friedliche Gesinnungen annehmen, und wenigstens vor der Hand auf die Ausrottung der Ketzer verzichten.

Katharine von Medicis, die vornehmste Triebfeder aller Unruhen und Verwirrungen, nahm abermals die Zuflucht zu ihrer gewöhnlichen Politik, und suchte durch einen schleunigen Frieden die gegenwärtige Gefahr zu entfernen. Sie kam mit einem großen Gefolge von Hofdamen, zum Könige ins Lager, und negocirte mit so vieler Verschlagenheit und List, daß am sechsten Mai 1576 ein Friede zu Stande kam, der dem Anschein nach alle Wünsche der Hugonotten erfüllte. Durch diesen Frieden wurde ihnen eine freie Religionsübung im ganzen Reiche gestattet; nur zu Paris und zwei Meilen umher sollten sie keinen Gottesdienst halten. Sie bekamen das Recht, Predigten, Sakramente, Trauungen, Schulen, Konsistorien und Synoden anzustellen; doch sollte bei diesen letztern stets ein königlicher Befehlshaber zugegen seyn, um die Beschwerden der Unterthanen anzuhören, und über die Mittel ihrer Abstellung zu berathschlagen. Alle Untersuchungen über ihre Religionshandlungen sollten aufhören; es wurde ihnen erlaubt, neue Kirchen zu bauen, auch sollten ihnen die entrissenen zurückgegeben werden. Zu allen Aemtern und Bedienungen im Reich wurde ihnen der freie Zugang eröffnet, und gegen die Gültigkeit der bereits von Priestern und Mönchen geschlossenen Ehen sollte nichts eingewendet werden. In jedem der acht Parlamente des Königreichs sollte eine mit gleicher Anzahl von Katholischen und Reformirten besetzte, Kammer seyn, um die einzelnen Streitigkeiten dieser Partheien zu entscheiden. Außerdem wurden den Hugonotten, zu

ihrer

ihrer Sicherheit, noch acht Städte bewilliget, die sie mit eigenen Truppen besetzen könnten. Der Abzug der deutschen Hilfstruppen wurde mit Geld erkauft, und die Häupter der Verbündeten erklärte man ohne Ausnahme für getreue Unterthanen.

So erfuhr Frankreich, wie Deutschland, daß die Religionskriege nur dazu dienten, die Forderungen, die Zunahme und die Macht der Protestanten zu vermehren. Dieß war dann das fünfte zu ihrem Vortheil ausgefertigte Friedensedict. Allein die Vortheile, welche sich die Hugonotten mit bewaffneter Hand errungen hatten, waren zu groß, als daß es nicht die Katholiken gewaltig hätte aufbringen sollen, und der König betrug sich überhaupt zu schlecht, als daß er nicht ein Gegenstand des Hasses hätte werden sollen. In den bittersten Ausdrücken warf man ihm und seiner Mutter einen Vergleich vor, welcher der Religion so nachtheilig sey, und die Pfaffen verkündigten überall, ein so schändlicher Friede dürfe nicht geduldet werden. Der Herzog von Guise wußte ihre Wuth zu nutzen; er hieng seinen ehrgeitzigen Absichten den Schleier des Eifers für die Religion um, und stiftete einen Bund gegen die Ketzer, den der heilige Vater in Rom die heilige Ligue nannte. Jeder, der sich weigerte, dieser Verbindung beizutreten, wurde für einen Feind Gottes, für einen Abtrünnigen von der Religion, für einen Aufrührer wider den König und für einen Verräther des Vaterlandes, den man allen möglichen Beleidigungen und Bedrückungen Preis geben müsse, erklärt.

Der Bund fand in allen Ständen viele Anhänger, und sogar Fremde traten ihm bei. Viele, die ihr Vermögen verschwendet hatten, bedurften eines Bürgerkrieges, und ihnen schien die heilige Ligue

die

die beste Gelegenheit darzubieten, ihre Umstände zu verbessern. Der König selbst erklärte sich zum Oberhaupt des Bundes, und gab damit das Signal zu einem neuen Bürgerkriege, der sich aber nach kurzer Dauer damit endigte, daß man die Religionsfreiheit der Hugonotten in etwas einschränkte.

Ein kluger und einsichtsvoller Regent würde durch Verbindung der Standhaftigkeit und Güte, der Mäßigung und Gerechtigkeit neuen Unruhen vorgebeugt haben. Aber Heinrich beschäftigte sich blos mit seinen Vergnügungen, verschwendete die Einkünfte des Staats, und zog sich die Verachtung aller Partheien zu. Der Herzog von Guise suchte sich, nachdem des Königs jüngerer Bruder gestorben war, den Weg zum Throne zu bahnen, und der schwache König wurde im Jahr 1586 gezwungen, ein Edict zu geben, das alle den Hugonotten ertheilte Freiheiten aufhob: wem der römisch-katholische Gottesdienst nicht gefalle, hieß es, der sollte das Land räumen. Dieß war natürlich das Signal zu neuen blutigen Auftritten; alles grif zu den Waffen; Schwärmerei, Empörung und Anarchie beförderten wetteifernd das allgemeine Elend. Die eifrigen Katholiken schlossen unter Guise's Anführung einen engeren Bund, um ihre Gegner desto unfehlbarer zu unterdrücken. Diese Rotte der Sechzehner, wie sie von den sechzehn Quartieren der Hauptstadt genannt wurde, übertraf an Wuth selbst die heilige Ligue, und verübte fast zehen Jahre lang unerhörte Frevel. Ihre Absicht war, den König, der sich durch seine Ausschweifungen immer verächtlicher machte, zu entthronen, und dem Herzoge von Guise die Krone zu geben.

Der König, zu schwach der rasenden Rotte zu widerstehen, mußte Paris verlassen und einen Ver-

gleich

gleich unterzeichnen, worinn er versprach, die Hugonotten völlig auszurotten. Da aber seine Person noch immer nicht sicher war, so ließ er den Herzog von Guise ermorden. Nach diesem zerschmetternden Schlage hätte sich Heinrich die Bestürzung der Aufrührer zu Nutze machen, sich der Stadt Paris bemächtigen, die Sechzehner zertreten, und sich wieder mit Nachdruck in seiner ganzen, lange Zeit her verächtlich gemachten, königlichen Gewalt zeigen sollen. Aber der König that von dem allen nichts; kein Wunder daher, daß die Sechzehner in ihrer Wuth fortfuhren, und sich in Paris die schröcklichsten Ausschweifungen gegen ihn erlaubten. Die Stadt ward mit Schimpfgedichten überschwemmt; man stellte Processionen an, um seinen Untergang von Gott zu erflehen. Die Sorbonne sprach dem Volke das Recht zu, den Eid zu brechen gegen einen König, der nicht über Treu und Glauben halte. Die Prediger lehrten von den Kanzeln, es sey eine gute und verdienstliche Handlung, einen Tyrannen zu ermorden. Alle Anhänger der Ligue erkannten Heinrich nicht mehr für den König von Frankreich. Dem Beispiele der Hauptstadt folgten die meisten Städte des Reichs, und überall wehte die Fahne des Aufruhrs.

Mitten unter diesen Unruhen starb am fünften Januar 1589 des Königs Mutter, Katharine von Medicis, in einem Alter von ein und siebenzig Jahren, mit Hinterlassung ungeheurer Schulden, nachdem sie durch die brennendste und treuloseste Ehrsucht, so viele Zwietracht und Kriege entzündet hatte. Ihre letzten Reden widersprachen ihrem ganzen Leben — sie rieth ihrem Sohne, die Gewissens-Freiheit wieder herzustellen, und sich mit dem Könige Heinrich von Navarra zu vereinigen, um die Rebellen zu züchtigen.

Da

Da sich das Feuer des Aufruhrs mit jedem Tage weiter verbreitete, und der König sah, daß die Nation im Begriff war, ihn vom Throne zu stoßen, so fand er sich genöthiget, dem Rathe seiner Mutter zu folgen. Er warf sich dem König Heinrich von Navarra in die Arme und ersuchte ihn um seinen Beistand. Beide vereinigten ihre Truppen, und rückten gegen Paris, um es zu belagern. Die Gefahr der Aufrührer stieg nun mit jedem Tage; das Schwerdt, Hungersnoth und ihr Gewissen drohte ihnen, und nur durch einen Ausweg, den die Hölle brütete, entgiengen sie der Bestrafung. Ein schwärmerischer Dominikaner, Jakob Clement, angefeuert durch die empörerischen Reden der Geistlichen, begab sich in Heinrichs Lager. Seine schuldlose Miene, sein kaltes Blut täuschte jedermann. Unter dem Vorwande, daß er dem Könige Sachen von Wichtigkeit zu eröffnen hätte, ward er in das Schlafzimmer des Monarchen geführt. Clement überreichte ihm ein Schreiben, und während daß der König es durchlas, zog Clement ein Messer aus dem Ermel, stieß es dem Könige in den Leib, und ließ es stecken. Der König schrie, zog selbst das Messer aus der Wunde, und stieß es dem Mörder ins Gesicht. Alsbald kamen einige Leibwächter herbei, und durchbohrten den Mörder. Der König fiel in häufige Ohnmachten, und starb am Morgen darauf (den 2ten August 1589) ohne Nachkommen.

In Paris herrschte über diese Mordthat die ausschweifendste Freude. Da man den Leichnam des Mörders in die Seine geworfen hatte, so geschahen aus Paris Wallfahrten, um seine Gebeine als heilige Reliquien aufzufangen. Die Prediger erklärten ihn der Märtyrerkrone würdig, und zeigten sein Bild, als das Bild eines Heiligen. Am unwür-

digsten bewies sich abermals der römische Stuhl. Der heilige Vater hielt seinen Kardinälen eine Rede, und verglich — Clement mit Jesus, eine Schandthat mit der Erlösung, die Befreiung der aufrührerischen Ligue mit der Vervollkommnung des Menschengeschlechts!

3.

Thronbesteigung König Heinrichs des Vierten. Fortdaurende Empörungen.

Da der ermordete König keine Nachkommen hatte, so war nunmehr der König von Navarra rechtmäßiger Erbe des Reichs, und er bestieg den Thron unter dem Namen Heinrichs des Vierten. Sein Heldenmuth, sein durchdringender Verstand, seine Güte und Freigebigkeit, seine Ruhmbegierde und Vaterlandsliebe, seine Freimüthigkeit, Rechtschaffenheit und haushälterische Klugheit, seine Fähigkeiten zu Geschäften, seine unverdrossene Arbeitsamkeit, und die liebenswürdige und edle Einfalt in seinem Betragen, machten ihn des Thrones in hohem Grade würdig. Sein Name ist dem französischen Volke bis auf die neuesten Zeiten theuer gewesen, nach Napoleons Sturze war die Wiederherstellung seiner Bildsäule ein Nationalfest, und auch das Ausland giebt ihm den Beinamen des Großen.

Der gute König hatte aber bei seiner Thronbesteigung mehr Recht, als Macht und Kräfte, auf seiner Seite. Die furchtbare Ligue verwarf ihn geradezu, und erklärte, daß kein Hugonot den Thron besteigen könne *). Spanien unterstützte die Rebellen

*) Heinrich hatte zwar, um sein Leben zu retten, bei der Pariser Bluthochzeit die Lehre der Hugonotten abschwören müssen, bekannte sich aber in der Folge wieder öffentlich zu derselben.

len aufs eifrigste, um selbst aus der Verwirrung Vortheil zu ziehen, und der Pabst gab ihnen Geld, Truppen und drohende Abmahnungsschreiben an geistliche und weltliche Anhänger des Königs. Sie riefen den Kardinal Karl von Bourbon, Heinrichs des Vierten Oheim, unter dem Namen Karls des Zehenten als König aus. Mehrere Statthalter und Feldherren verließen den bedrängten Heinrich, und erklärten, daß sie einem Könige, der kein Glied der rechtglaubigen Kirche sey, nicht huldigen könnten. Er selbst hatte geringe Einkünfte; mit seinem sehr geschwächten Kriegsheere mußte er die Belagerung von Paris aufheben, und er lief Gefahr, von seinen weit überlegenen Feinden eingeschlossen und gefangen zu werden. Niemand konnte Heinrichs Erbrecht bezweifeln, aber man hielt sich an den Kirchenbann, worunter er schon so lange war. Ja die Sorbonne that den Ausspruch, die Franzosen dürften ihn auch nicht für ihren König erkennen, wenn er davon entbunden wäre. Sie behauptete, jeder sey der Ketzerei verdächtig, der den Frieden mit ihm herstellen wolle, und erklärte es für Märtyrerverdienst, sich ihm bis aufs Blut zu widersetzen. Die Prediger fachten den Fanatismus auf alle Weise an.

Der Krieg ward mit Wuth fortgesetzt, aber obgleich Heinrich an Truppenzahl seinen Feinden weit nachstund, so bot er ihnen doch fast immer die Spitze. Sein Muth, seine Feldherrentalente, seine Mäßigung, Güte und sein ganzes edles Betragen beförderte das Glück seiner Unternehmungen. Nur seine Religion legte ihm überall Hindernisse in den Weg. Die Katholiken unter seinen Anhängern bestürmten ihn täglich mit Bitten, ihre Religion anzunehmen, um doch einmal ruhig regieren zu können, und er mußte ihnen versprechen, daß er sich inner-

 halb

halb sechs Monaten in ihrer Religion unterrichten lassen wollte — ein Ausdruck, der in ihren Augen nichts geringeres war, als die Annahme ihres Glaubens.

Wenn jemals ein König, der, um eine Krone, die ihm mit völligem Rechte gebührte, zu behaupten, die Religion veränderte, Entschuldigung verdiente, so war es Heinrich der Vierte. Nicht blos sein Thron wankte, so lange er ein Mitglied der protestantischen Kirche blieb, und ein langwieriger Krieg von ungewissem Ausgange, mit seinen empörten Unterthanen und mit Spanien, war unvermeidlich; sondern selbst seine Sicherheit und sein Leben kamen dabei durch öffentliche und geheime Angriffe in Gefahr. Selbst Hugonotten von gemäßigter Denkungsart stellten ihm die Nothwendigkeit einer Religionsveränderung vor; sie erklärten die Kanone der Messe für nothwendig zur Besiegung der Rebellen. Einige protestantische Geistliche, denen er seine Bedenklichkeiten eröffnete, beruhigten ihn durch die Versicherung: man könne auch in der römischen Kirche selig werden.

Alle diese Gründe und Vorstellungen bestimmten endlich den König, die katholische Religion anzunehmen, und er soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: „Paris ist wohl noch eine Messe werth.“ Um indessen der beschlossenen Religionsveränderung den Schein der Ueberzeugung zu geben, ließ sich Heinrich im Sommer des Jahres 1593 von einigen Bischöfen und katholischen Theologen Unterricht in ihrer Religion geben. Darauf begab er sich am fünf und zwanzigsten Julius zu St. Denys in die Kirche, schwor hier öffentlich die protestantische Religion ab, empfieng vom Erzbischof von Bourges die Entbindung von den Kirchenstrafen, die er sich

als

als Ketzer zugezogen hatte, hörte, nach abgelegter Beichte, die Messe, und schickte noch an demselben Tage Couriere an alle Parlamente, um ihnen den Vorgang bekannt machen. Am Abend sah man das ganze Land, von Montmartre an bis nach Pontoise, mit Freudenfeuern erleuchtet, und der Jubel verbreitete sich durch alle Städte, die sich dem Könige unterworfen hatten. Selbst zu Paris, wo noch immer die furchtbare Ligue wüthete, veranlaßte die Bekehrung des Königs eine sehr günstige Veränderung: das Volk lief, des Verbots ungeachtet, haufenweise nach St. Denys, und zeigte, daß es nicht wider Heinrichs Person, sondern nur wider den Hugonotismus eingenommen war; es fieng an, ihn seinen König zu nennen, und achtete nicht auf die Deklamationen und Lästerungen der Prediger, die es in seinen vorigen Gesinnungen zu erhalten suchten.

Da die Häupter der Ligue unter sich selbst uneins waren, und viele von ihren Anhängern auf Heinrichs Seite traten, so wurde der Widerstand immer geringer. Jetzt konnte sich der König krönen lassen, und am 22sten März 1594 öffnete ihm Paris, der Hauptsitz der Rebellen, die Thore. Heinrich war weit entfernt, an seinen Feinden Rache zu nehmen; er handelte ganz als Vater des Volks. Er ließ durch alle Straßen der Stadt eine allgemeine Amnestie ausrufen, und schon zwey Stunden nach seinem Einzuge wurden alle Kramläden geöffnet; die Künstler und Handwerker arbeiteten in ihren Werkstätten; die Bürger familiarisirten sich mit den Soldaten, kurz, die Ruhe war so allgemein, und die Herrschaft des Königs schien so gesichert, als ob er schon Jahre lang im Besitz gewesen wäre.

Der Fanatismus erhob dennoch von neuem sein Haupt, und strengte seine letzten Kräfte an, dem

Frieden zu untergraben. Von der Rotte der Sechzehner war noch ein Rest übrig, der über Mordanschläge gegen einen König brütete, welcher seine Feinde mit seltener Großmuth behandelte. Schon im August 1593, da Heinrich sich zu Melun befand, hatte ihn ein gewesener Schiffer und damaliger Soldat, Peter Barriere, auf Anstiften der Liguisten, ermorden wollen. Der Anschlag wurde aber entdeckt, und Barriere hingerichtet. Einen ähnlichen Anschlag faßte nach seinem Einzuge in Paris ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Johann Chastel, der Sohn eines Pariser Tuchhändlers. Chastel hatte einige Jahre bei den Jesuiten studirt, und sich durch mancherlei schändliche Laster ausgezeichnet, war aber dennoch von den Vätern der Gesellschaft Jesu in großem Werth gehalten, und zu ihren geheimen Unterredungen gezogen worden. Durch ihre Lehren wurde sein schwaches Gehirn so sehr erhitzt, daß er, um die ewigen Strafen seiner Schandthaten zu mindern, sich entschloß, den König, als einen vom Pabst noch immer exkommunicirten Ketzer, zu ermorden. Er schlich sich eines Abends in den königlichen Palast, drängte sich durch die Hofleute und wollte dem Könige ein Messer in die Kehle stossen. Da sich aber der König in demselben Augenblicke etwas bückte, um einen seiner Hofleute zu umarmen, so fieng er den Stoß mit der Oberlippe auf, und es wurde ihm blos ein Zahn eingestoßen.

Chastel wurde sogleich ergriffen, und zur Haft gebracht. Er gestand, die Jesuiten hätten ihn gelehrt, es wäre rechtmäßig, einen Tyrannen zu ermorden, den der Pabst noch nicht für den Beherrscher Frankreichs erkannt hätte. Er habe geglaubt, ein verdienstliches Werk zu thun, und seine Sünden dadurch zu versöhnen. Man vollzog an ihm eine

grausame

grausame Strafe; man ließ ihn von vier Pferden zerreissen. Einer von den Jesuiten, die solche Grundsätze gelehrt hatten, ward verbrannt, und der ganze Orden aus dem Reiche verbannt; allein man berief ihn nur zu bald wieder zurück.

So lange Heinrich mit dem päbstlichen Banne belegt war, konnte er nie hoffen, die Schwärmerei zu entwaffnen und ruhig zu regieren. Zwar hatten ihm die französischen Bischöfe bei seinem Uebertritte zur katholischen Kirche die Absolution ertheilt, aber der Pabst erklärte dieselbe für ungültig, weil nur er dazu ermächtiget wäre. Zwei Jahre verfloßen, ehe der römische Stuhl den wiederholten Bitten des Königes, um Aufhebung des Bannes, Gehör gab. Erst da der Pabst merkte, daß Heinrich anfieng, in Absicht seines Absolutionsgesuches etwas gleichgültiger zu werden; und da er besorgen mußte, daß Frankreich sich vom römischen Stuhle ganz losreissen und vielleicht gar einen Patriarchen ernennen könnte, um des Pabstes Stelle in Frankreich zu vertreten, zeigte er sich nachgiebiger.

Ganz Rom war Zeuge einer Feierlichkeit, welcher man das Ansehen zu geben suchte, daß die Krone Frankreichs ein Geschenk des Pabstes sey. Die Handlung gieng im Vorhofe der Peterskirche mit großem Gepränge vor sich. Der Pabst saß auf einem erhabenen Throne; an den Seiten alle zu Rom anwesende Kardinäle. Die Bevollmächtigten des Königs schwuren im Namen desselben, daß er den Befehlen des heiligen Stuhls und der Kirche gehorchen wolle. Sie versprachen für ihn, daß er bei Vergebung der Ehrenstellen beweisen wolle, daß ihm die Katholiken lieb wären. Sie verpflichteten ihn, alle Tage den Rosenkranz zu beten, Mittwochs

die

die Litaney. Die Jungfrau Maria sollte er zur Vorsprecherinn im Himmel nehmen. Er sollte die Fasttage und andere Kirchenordnungen halten, täglich Messe hören, alle Festtage der hohen Messe beiwohnen, und wenigstens viermal im Jahr öffentlich beichten und kommuniciren. Die Bevollmächtigten beschworen, in Buskleidern, auf einer Bühne vor der Peterskirche, knieend, daß der König alle verglichenen Punkte halten werde. Sie wurden nun näher zu dem erhabenen Throne des Pabstes auf der Bühne geführt; hier warfen sie sich wieder auf die Kniee, uud der Pabst berührte, indem man den ein und fünfzigsten Psalm sang, bei jedem Verse ihren Rücken mit einer Spiesruthe, die Büßung anzuzeigen, welche der König leiden sollte. Alsdann stand der Pabst auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte sich, setzte sich nieder, und sprach nun den König vom Banne los, im Namen Gottes der Apostel Petrus und Paulus, und Kraft seiner päbstlichen Gewalt.

Da Heinrich den Geist der heiligen Schwärmerey kannte, so mußte er sich über alle diese entehrenden Formalitäten hinwegsetzen. Es war ihm nicht verborgen, daß seine Absolution und die damit verbundene Ceremonie um des Volkes willen, und um das Andenken des Vergangenen zu tilgen, nothwendig war. Er gab sogar von jetzt an, um sich dem römischen Hofe gefällig zu machen, allen Kardinälen ohne Unterschied den Namen Cousin (Vetter), da er sie bisher, wenn sie nicht Prinzen waren, nur cher ami (lieber Freund) genannt hatte.

4.

Heinrich begründet die Religionsfreiheit der Hugonotten durch das Edict von Nantes.

Die Aufhebung des päbstlichen Bannes benahm den erbittertsten Feinden des Königs allen Vorwand, ferner gegen einen Fürsten zu kämpfen, der so geneigt war, jedem zu verzeihen, der zu seiner Pflicht zurückkehrte. Nach und nach unterwarfen sich alle Häupter der Ligue, und der Bund ward völlig aufgelöst. Das Reich genoß endlich wieder der wohlthätigen Ruhe, nachdem es zwei und dreissig Jahre lang alle Gräuel und Schrecken der innerlichen Kriege erfahren hatte. Ströme von edlem Bürgerblut waren vergossen, die bürgerliche Nahrung war gehemmt, fremde Soldaten hatten die Einwohner geplündert, viele friedliche Unterthanen hatten ihr Vaterland verlassen, und ihre Industrie andern Ländern zugewandt. Und das Resultat war — der einfache Ausspruch der gesunden Vernunft — ein bestimmter Religionsfriede.

Die Hugonotten schwebten aber noch lange Zeit in ängstlicher Erwartung, ehe sie dieses ersehnte Ziel ihrer Wünsche erreichten. Sie konnten zwar, ohngeachtet Heinrich ihren Glauben verlassen hatte, von seiner Gerechtigkeitsliebe, und von seiner ungeschwächten Zuneigung zu ihnen alles erwarten; er hatte ihnen auch bald nach seinem Uebertrite zur römischen Kirche eidlich versprochen, daß an den Verordnungen, die zu ihren Gunsten gegeben worden wären, nichts verändert werden sollte. Aber nicht verborgen war ihnen der Haß, den die katholische Geistlichkeit, den mehrere Große des Reichs und selbst die Parlamente auf sie warfen. Mehrere von den ehemali-

gen Anhängern der Ligue bekleideten jetzt wichtige Hofämter, und man befürchtete von ihnen mit Recht, daß sie ihre Denkungsart keineswegs geändert hätten. Der König mußte diese wichtige Parthei, die ihm nur mit Widerwillen gehorchte, schonen, und alles vermeiden, was seinen Glauben verdächtig machte. Er konnte es anfangs nicht verhindern, daß die Parlamente und andere Obrigkeiten harte Befehle gegen die Hugonotten ergehen ließen; es wurden Jahre erfordert, um es mit aller Mühe nur so weit zu bringen, daß sie für fähig erklärt wurden, öffentliche Aemter zu bekleiden. Der Pabst forderte sogar vom Könige, er sollte alle zu Gunsten der Hugonotten gegebenen Verordnungen widerrufen, und sie zwingen, katholisch zu werden — eine Zumuthung, die Heinrich indessen standhaft ablehnte. Die Hugonotten, äußerte er, hätten ihm bei der Vertheidigung seines Reichs, so gute Dienste geleistet, daß es schnöder Undank wäre, sie zu verfolgen; durch Sanftmuth und ein gutes Beispiel hoffe er weit mehr bei ihnen auszurichten.

Die humane Gesinnung des Königs stund in einem schneidenden Kontrast mit dem Verhalten der katholischen Herren an seinem Hofe und in den Provinzen, und besonders mit dem Fanatismus der Geistlichkeit. Die Hugonotten erduldeten zahllose Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, ohne daß der König ihnen abhelfen konnte. Es fehlte ihm oft an Geld und an Soldaten, und noch mehr an bedeutenden Männern, denen er trauen konnte. In ganzen Provinzen, wie in Burgund und in der Picardie, ward den Hugonotten durchaus keine Religionsübung erlaubt. Der noch unmündige Prinz von Condé, der jetzt als ihr Oberhaupt angesehen werden konnte, wurde ihnen entrissen, um katholisch erzogen zu werden.

Oft

Oft und mit vielem Nachdruck erhoben die Bedrückten ihre Beschwerden. Sie verlangten vom Könige die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten durch ein neues Edict; sie baten die Königinn Elisabeth von England und die Republik der vereinigten Niederlande um ihre Fürsprache. Heinrich erklärte, daß er zur Zeit dem Verlangen nicht entsprechen könne, ohne den Pabst und die ganze katholische Parthei zu beleidigen, die er aus politischen Gründen schonen müßte. Die Hugonotten sahen dieß als leere Kunstgriffe und studirte Entschuldigungen an, entzogen dem Könige ihren Beistand, da er ihn am meisten nöthig hatte, und hielten verschiedene Versammlungen, um sich über die zu ihrer Sicherheit zu nehmenden Maaßregeln zu berathschlagen, und allenfalls sich unter einem Protector zu einem besondern Staat in Frankreich zu bilden. Es zeigten sich hie und da unruhige Bewegungen, und Einige waren nicht abgeneigt, sich mit den Waffen ein so lange versagtes Recht, Freiheit und Sicherheit des Gottesdienstes und aller bürgerlichen Befugnisse, zu verschaffen.

Ehe es dahin kam, fand Heinrich doch endlich Mittel, die Erwartungen der Hugonotten zu befriedigen. Sobald er die nöthige Ruhe und Freiheit genoß, und nachdem die Schwierigkeiten gehoben waren, welche die mancherlei Forderungen der Hugonotten am Hofe erregt hatten, bewilligte er ihnen im April des Jahres 1598 eine neue Verordnung, welche von der Stadt in Bretagne, wo er sich gerade aufhielt, den so berühmt gewordenen Namen des Edicts von Nantes erhielt. Durch diese Verordnung wurde den Hugonotten ein ungestörter Aufenthalt im ganzen Reiche zugestanden, ohne daß sie ihrer Religion wegen im geringsten in Anspruch

genommen

genommen werden könnten. Alle Edelleute, welche im Besitz der höhern Gerichtsbarkeit wären, sollten ihre Religionsübung auf ihren Gütern für sich und jedermann, die übrigen aber nur für ihre Familien genießen. Ueberhaupt wurde den Hugonotten ihr Gottesdienst an allen den Orten erlaubt, wo sie ihn bis in den Sommer des Jahres 1597 gehalten hatten. Am Sitze des Hofes hingegen, zu Paris, und fünf Meilen um die Stadt, wurde er ihnen verboten. Es wurde ihnen erlaubt, öffentliche Prediger anzustellen, Kirchen zu erbauen und Schulen anzulegen. Mit den römisch-katholischen Unterthanen des Reichs sollten sie gleiche bürgerliche Rechte und Privilegien genießen. Würden und Ehrenstellen sollten ihnen nicht vorenthalten werden; selbst zu den Stimmungen der Palamente und zu gerichtlichen Aemtern sollten sie ungehindert zugelassen werden. Dagegen sollten sie aber alle ihre Verbindungen mit auswärtigen protestantischen Staaten aufgeben, alle Drohungen unterlassen, und die Obergewalt des Königs und seiner Nachfolger unbedingt anerkennen. Zur Garantie dieses Vertrages wurden ihnen einige feste Plätze abgetreten, unter welchen Rochelle der vornehmste war.

Durch dieses Edict wurden denn endlich die Hugonotten zur Ruhe gebracht, die schon entschlossen waren, noch einmal ihre Menschenrechte mit gewaffneter Hand zu gewinnen. Allerdings waren es große Vortheile, die Heinrich seinen vormaligen Glaubensgenossen und Vertheidigern bewilligte. Aber fast alle waren ihnen schon vormals durch feierliche Edicte zugestanden worden; der König gab ihnen also nur wieder, was man ihnen mit Unrecht entrissen hatte. Und wenn die protestantische Religionspartei dem Staat einmal einverleibt war, so konn-

te sie nicht wieder davon losgerissen werden, ohne die Eingeweide des Staats selbst zu zerreissen. So einleuchtend dieß alles war, so erregte das Edict gleichwohl bei den eifrigen Katholiken viel Unzufriedenheit, und es gehörte Heinrichs ganze Festigkeit und Klugheit dazu, um die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich von allen Seiten erhoben. Einige Bischöfe ließen öffentliche Gebete anstellen, damit Gott die Annahme des Edicts verhindern möchte; es wurden aufrührerische Predigten und Processionen gegen dasselbe gehalten; sogar die medicinische Fakultät zu Paris weigerte sich, protestantische Doctoren und Lehrer ihrer Kunst in ihre Mitte aufzunehmen. Lange widersetzte sich auch das Parlament der Hauptstadt dieser Verordnung. Der König änderte manches in derselben, was zum Vortheil der Protestanten ausgedrückt war, ob er es ihnen gleich zum Theil auf eine andere Art wieder gab. Das Parlament beharrte lange in seiner Widersetzlichkeit, bis es Heinrich endlich im Februar des Jahres 1599 nach einer ungemein herzlichen und rührenden, aber auch sehr nachdrücklichen Vorstellung dahin brachte, das Edict in das Verzeichniß der Gesetze einzutragen.

So war denn endlich christliche Religions- und Gewissensfreiheit in Frankreich, später als in irgend einem andern christlichen Lande, für mehrere Millionen Mitbürger begründet. Die Hugonotten zählten damals über siebenhundert und sechzig Kirchen in Frankreich; aber ihrer eigentlichen Gemeinden, welche das Recht einer öffentlichen Religionsübung hatten, waren weit mehrere, weil öfters drei bis vier solcher Oerter, unter dem gemeinschaftlichen Namen einer Kirche, mit einander in Verbindung standen.

5.

Schicksale der Hugonotten nach dem Tode Heinrichs des Vierten.

Der Religionsfriede, der Frankreich beglücken sollte, trug leider den Saamen zu neuen und grossen Mißhelligkeiten in sich. Er war den Hugonotten mit dem äußersten Widerwillen, und unter langem Widerspruche der eifrigen Katholiken, ertheilt worden. Es ließ sich daher wohl voraussehen, daß ihn diese ungleich stärkere Parthei bei jeder günstigen Gelegenheit entkräften und verletzen würde. Eine Menge fester Plätze befand sich in der Gewalt der Hugonotten, als Unterpfand ihrer Sicherheit. Dieß war ein eben so starker Reitz, Unruhen und selbst Kriege anzufangen, als der Religionshaß, der beide Partheien beseelte. Unter den bisherigen Unruhen hatte die Regierung alle Elasticität verloren; allenthalben sah man Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit und Schwäche. Das gegenseitige Zutrauen, dieses erste Band der bürgerlichen Gesellschaft, war ganz vernichtet, und einige Augenblicke von Ruhe dienten fast nur dazu, den Haß, die Ehrsucht und den Fanatismus von neuem zu reitzen und zu verstärken. In den Provinzen übten die Statthalter, wie die großen Landeigenthümer auf ihren Gütern, eine Gewalt aus, die das Bild der absolutesten Souverainität war. Die Statthalter begnadigten die Verbrecher mit Strafloſigkeit, legten Jahrmärkte an, ertheilten Adelsbriefe, legitimirten uneheliche Kinder, und sprachen Recht in allen Civil- und Kriminalsachen. Die Landeigenthümer herrschten auf ihren Gütern mit gleicher Tyrannei; jeder plagte seine Unterthanen und seine Nachbarn, so weit es

seine

seine Kräfte erlaubten. Bei einer solchen Verfassung fand der Religionshaß immer viel Spielraum, und den Katholiken fehlte es nicht an Gelegenheit zu allerhand Bedrückungen der Hugonotten. Es gab aber auch unter diesen ehrgeißige und unruhige Köpfe, die mehr ihre eigennützigen Entwürfe durchzusetzen, als das Beste ihrer Religion und Kirche zu befördern suchten.

König Heinrich that alles, was von einem weisen und thätigen Regenten erwartet werden konnte, um die Ruhe zu sichern und den allgemeinen Wohlstand zu erhöhen. Vornemlich lag es ihm am Herzen, den Religionsfrieden zu erhalten, den er seinen alten Glaubensgenossen zugestanden hatte; dennoch konnte er nicht verhüten, daß dieser Friede manchmal zum Nachtheil der Hugonotten ausgelegt, und bald auf dieser bald auf jener Seite übertreten wurde. Immer lag er im Kampfe mit Ränken und Kabalen, und der Fanatismus suchte nicht nur seine besten Plane zu vereiteln, sondern auch ihn selbst aus dem Wege zu räumen. Die Katholiken söhnten sich nie recht mit ihm aus; sie hielten seinen Uebertritt zu ihrer Religion nicht für aufrichtig, und der gute König fiel endlich als Opfer der Religions-Schwärmerei.

Heinrich wollte sich der Protestanten in Deutschland annehmen, und rüstete sich dazu mit großem Eifer. Schon war er im Begriff zu seinem Heere abzugehen, und seine Gemahlinn, welche zur Regentinn erklärt war, sollte in wenig Tagen ihren Einzug in Paris halten. Um die gemachten Anstalten in Augenschein zu nehmen, fuhr er den 14 Mai 1610 in der Stadt herum. In einem engen Gäßchen wurde sein Wagen, in dem acht Personen saßen, angehalten. Der König wendet sich zu dem

Herzog

Herzog von Epernon, der bei ihm saß, um ihm ins geheim etwas zu sagen. Die beiden, welche an der Seite des Königs am Schlage sitzen, wenden sich weg. In demselben Augenblicke springt ein Mensch, der dem Wagen lange schon gefolgt war, an der Seite auf. Er hebt seinen Arm über eins der hintern Räder, und giebt dem Könige schnell hinter einander zwei Stiche, ehe jemand im Wagen es sehen oder abwenden kann; er thut noch einen dritten Stoß, der aber fehlgeht. Der König schreit beim zweiten Stich, daß er verwundet sey, und stirbt in demselben Augenblicke. Der Thäter, Franz Ravaillac, bleibt unbeweglich mit dem blutigen Messer in der Hand stehen, und läßt sich ganz gleichgültig gefangen nehmen. Er war ein Schwärmer, der seiner Religion einen Dienst zu thun glaubte, wenn er einen König aus dem Wege räume, der sich der Protestanten annehme. Man ließ ihn die schröcklichste Folter ausstehen; er litt sie ohne Zucken und bekannte nichts. Man verbrannte ihm bei seiner Hinrichtung die rechte Hand in einem Feuer von Schwefel; man zwickte ihn an den Brüsten, Armen und Beinen mit glühenden Zangen; man übergoß diese wunden Stellen mit gegossenem Blei, siedendem Oel, fließendem Harzpech, Wachs und Schwefel: er blieb standhaft bis an seinen letzten Hauch dabei, daß er keine Mitschuldige habe. Dennoch hatte er sie ohne Zweifel, und man hat Gründe zu vermuthen, daß auch dieß ein Werk der Jesuiten war.

Heinrichs Tod war ein unersetzlicher Verlust für das Reich, am meisten aber empfanden ihn die Hugonotten, deren festeste Stütze er war. Neue Grundsätze der Staatsverwaltung wurden angenommen, und am Hofe sah man in Kurzem die Hugonotten mit ganz andern Augen an. Da der Sohn

des

des ermordeten Königs, unter dem Namen Ludwig der Dreizehente, als ein schwacher Regent bekannt, erst zehen Jahre alt war, so führte seine Mutter Marie von Medicis die vormundschaftliche Regierung. Diese Regentschaft war ohne Kraft, stürmisch und unruhig; kaum konnten die herrschsüchtigen Forderungen der Großen und ihrer Partheien befriediget werden. Die Hugonotten insbesondere erfuhren mit Schrecken, daß der Hof ganz andern Grundsätzen folgte. Eine ihrer Hauptstützen, der Herzog Sully, der vertrauteste Staatsbediente und Freund Heinrichs des Vierten, der die schwere Kunst verstanden hatte, zugleich ihnen und seinem Könige zu dienen, wurde von Staatsgeschäften entfernt. Er suchte sich zwar dem Hofe gefällig zu machen, allein man haßte ihn nicht nur als Ketzer (er war Protestant), sondern auch wegen der Rathschläge, die er ehemals seinem Herrn gegeben hatte. Außer diesem einsichtsvollen Staatsmanne nahm sich vornemlich Philipp von Morvay, Herr von Dupleßis-Marlay, der Hugonotten an, der durch eigene Untersuchung der Wahrheit, besonders durch das Lesen des neuen Testaments zum Bekenntniß des protestantischen Glaubens geführt worden war. Er hat sich als Staatsmann, Feldherr, Gelehrter, Schriftsteller und Vertheidiger seiner Religion einen fast gleichen Ruhm erworben; er war ein Liebling Heinrichs des Vierten gewesen, und stund bei seinen Glaubensgenossen in so hohem Ansehen, daß man ihn den Pabst der Hugonotten nannte. Stets empfahl er ihnen Mäßigung und Friedfertigkeit; er warnte sie vor allen Gewaltthätigkeiten, zu denen erlittene Mißhandlungen reitzen konnten, und vor aller Theilnahme an den politischen Ränken und Partheien jener Zeit. Da die Regentinn ansehnliche

Summen verschwendete, um sich unter den Hugonotten Anhänger zu erwerben, so sagte ihr Mornay mit aller Offenheit, solche bestochene Diener würden ihr wenig nützen; das einzige unfehlbare Mittel, sich der Treue Aller zu versichern, sey, daß sie das Edict von Nantes gewissenhaft beobachten lasse, den Beschwerden der Hugonotten abhelfe, und sie über ihren Zustand beruhige. Allein der Hof hatte ganz andere Plane; man wollte die Ketzer schwächen, um sie desto sicherer zu unterdrücken.

Die Aussichten für die Hugonotten wurden keineswegs besser, als Ludwig der Dreizehente in einem Alter von vierzehen Jahren die Regierung selbst übernahm. Seine Mutter regierte vor wie nach, so wie sie selbst von ihren Günstlingen beherrscht wurde. Schwach an Körper und Geist, war es für den König ein Bedürfniß, von andern geleitet zu werden, und das träge Uhrwerk seines Geistes stand jeden Augenblick still, sobald es nicht von lebhafteren Köpfen unaufhörlich angestoßen wurde. Er haßte die Hugonotten, und ehe man sich's versah, brach ein neuer Religionskrieg aus.

Die kleine Provinz Bearn, im südlichen Frankreich, welche zum Königreich Navarra gehörte, wurde im Jahr 1617 mit der französischen Krone völlig vereinigt, nachdem sie bisher eine Art Unabhängigkeit genossen hatte, und nach ihren eigenen Gesetzen und Gewohnheiten regiert worden war. Sie war das Vaterland Heinrichs des Vierten, und die meisten Bewohner derselben bekannten sich zum protestantischen Glauben. Eine Folge davon war es, daß die ehemals katholischen Kirchengüter zum Besten der protestantischen Kirchen und Schulen verwendet wurden. Die Stände von Bearn widersetzten sich mit Nachdruck der willkührlichen Aufhebung

ihrer alten Verfassung. Noch mehr Ursache zu Beschwerden fanden sie, als durch einen königl. Befehl die Wiederherstellung der katholischen Religion in ihrem Lande, und die Rückgabe aller Kirchengüter an die katholische Geistlichkeit, angeordnet wurde. Vergebens machten sie dagegen Vorstellungen, vergebens nahmen sich ihre Glaubensgenossen ihrer an. Der König brach mit einem Kriegsheere in Bearn ein, und drang dem Lande die beschlossene Veränderung mit Gewalt auf.

Da das Verfahren des Hofes wider die Bearner eine offenbare Verletzung des Edicts von Nantes war, so hielten die Hugonotten eine große Versammlung zu Rochelle, um sich über die Mittel, ihre Rechte und Freiheiten zu erhalten, zu berathschlagen. Der Hof sah diese Versammlung als aufrührerisch und gesetzwidrig an, und drang auf die Aufhebung derselben. Man beschuldigte die Hugonotten, daß sie den Plan hätten, eine unabhängige Republik mitten in Frankreich zu errichten, und der König bestand darauf, daß die Versammlung sich trennen sollte. Die Hugonotten thaten Vorstellungen, und beriefen sich auf das Edict von Nantes und auf das Naturgesetz der Selbsterhaltung.

Da kein Theil geneigt war, dem andern nachzugeben, so brach im Jahr 1621 der Krieg aus. Die Hugonotten verstärkten ihre Sicherheitsplätze, warben Kriegsvölker und wählten Feldherren für dieselben. Der König selbst, von dem erlesensten Theile des französischen Adels begleitet, trat den Zug gegen sie an; es wurde aber wenig Glänzendes ausgerichtet, denn die Hugonotten vertheidigten sich tapfer, und hatten ihre Städte gut befestigt. Die Belagerung der starken Festung Montauban mußte, nach drei Monaten, mit großem Ver-

 luste

luste, aufgehoben werden. Nachdem einige Plätze mit einem bedeutenden Aufwande von Geld, Zeit und Menschen weggenommen waren, schritt der König zur Belagerung von Montpellier. Die Unternehmung gieng langsam von statten, das königliche Heer erlitt großen Verlust, und vielleicht wäre es vor Montpellier wie vor Montauban gegangen, wenn nicht der König diesem Verdruß im October 1622 durch einen Friedensschluß zuvorgekommen wäre. Es fehlte ihm zur Fortsetzung des Krieges an Geld, die Armee hatte viel gelitten, und das Reich war gewaltig verwüstet worden.

Die Hugonotten erhielten durch diesen Frieden abermals sehr vortheilhafte Bedingungen; es wurde durch denselben das Edict von Nantes, nebst allen nachherigen Deklarationen und geheimen Artikeln bestätigt. Jede der beiden Religionen sollte an den Orten, wo sie vor dem Kriege in Uebung gewesen, hergestellt, und eine allgemeine Amnestie festgesetzt werden, nach welcher alle und jede in ihre Aemter und Güter restituirt werden müßten, geistliche Synoden oder Versammlungen sollten die Hugonotten zu halten berechtigt seyn, aber keine politischen Versammlungen ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs.

6.

Charakteristik des Kardinals Richelieu.

An einem Hofe, dessen Regent der Spielball eines jeden war, der sich seiner zu bemächtigen wußte, nahmen die Faktionen nie ein Ende. Ein Günstling verdrängte den andern, und gründete sein Glück auf den Ruin seines Nebenbuhlers; Unruhen, bürgerliche

gerliche Kriege, Unordnungen und Unglücksfälle häuften sich schnell; alles artete in Kabale aus. Jetzt erhob sich über alle, die am Hofe eine Rolle spielten, der Kardinal Richelieu, ein Mann, der das Reich und seinen Regenten mit unumschränkter Vollmacht beherrschte, und der überhaupt auf die Staatsangelegenheiten seiner Zeit einen entscheidenden Einfluß hatte. Er ließ Ströme Blutes fließen, tyrannisirte mit einem eisernen Scepter, machte Frankreich unglücklich, war eben so sehr gefürchtet und gehaßt, als bewundert; aber sein Ministerium macht doch durch die von ihm bewirkten Revolutionen eine merkwürdige Epoche in der Geschichte. Das Glänzendste, was die Geschichte darbeut, besteht fast immer in einem grauenvollen Trauerspiel.

Von frühen Jahren an regte sich in Richelieu, dem Sohne eines französischen Edelmannes, ein unruhiger Geist, und eine unbezähmte Begierde, sich über seines Gleichen hinauszuschwingen. In Leibesübungen und in Studien, wie in Ausschweifungen, war er immer der erste, und als sich ihm eine Aussicht darbot, im geistlichen Stande sein Glück zu machen, lag er zwei Jahre lang mit größtem Eifer den theologischen Studien ob, und erhielt es durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, daß der Pabst ihn schon in seinem ein und zwanzigsten Jahre zum Bischof von Lusson weihte. Seinem Ehrgeitze genügte aber diese außerordentliche Begünstigung keineswegs, vielmehr richtete er sogleich den Blick nach größern Höhen. Er machte sich am Hofe eben so sehr durch seine Demuth, als durch seine Talente und seine Bereitwilligkeit, sich jedem gefällig zu machen, bekannt, und nachdem er sich durch eine Hofdame bei der Königinn Mutter in Gunst gesetzt hatte, verfolgte er seine Plane mit

eben

eben so viel Eifer als Verschlagenheit. Nun um die Theologie und um das Predigen sich weniger bekümmernd, spielte er den schlauen Hofmann mit seltener Gewandtheit, und wußte sich in die unerträglichen Launen der alten Königinn so gut zu fügen, daß sie ihn zur Triebfeder der wichtigsten Unternehmungen machte. Durch geheuchelte Unterthänigkeit betrog er den Pabst um die Kardinalswürde, und nun war sein Streben einzig darauf gerichtet, das Heft der Regierung völlig in seine Hände zu bekommen.

Der Weg zu dieser Höhe war ziemlich schwierig, denn so beliebt der Kardinal bei der alten Königinn war, so wenig konnte ihn ihr Sohn, Ludwig der Dreizehente, leiden. Den schwachen, mißtrauischen, ängstlichen, frömmelnden König ärgerten die Galanterien des Kardinals, und außerdem fürchtete er sich vor seinem ehrgeitzigen Charakter und vor der Ueberlegenheit seines Verstandes. Sehr oft erschien der geistliche Herr im edelmännischen Reitkleid, und nach Verfertigung eines Erbauungsbuches trieb er eine verliebte Intrike. Die Verwegenheit gieng bei ihm so weit, daß er selbst der regierenden Königinn, Anna von Oesterreich, ungeachtet sie ihn nicht dulden konnte, galante Schmeicheleien vorsagte. Sehr ernstlich warnte der König seine Mutter vor dem Kardinal: „Sie kennen diesen Mann nicht, sagte er zu ihr, er besitzt einen unersättlichen Ehrgeitz.“ Aber Marie von Medicis fuhr fort, ihn auf's hartnäckigste zu unterstützen, und sah nicht, daß sie sich in seiner Person einen undankbaren Gebieter zubereitete. Sie ruhte nicht eher, bis Richelieu in den Staatsrath aufgenommen wurde, jedoch mit der Einschränkung, daß er blos über die vorgetragenen Sachen seine Meinung sagen, und zu

Hause

Hause mit keinem fremden Gesandten über etwas tractiren sollte.

Richelieu schien mit allem zufrieden zu seyn, und that, als ob er sich jene Einschränkung vom Könige selbst ausgebeten hätte. Seine schwächliche Gesundheit, sagte er, würde ihm nicht erlauben, sich mit Staatsgeschäften abzugeben; blos aus Gehorsam gegen die Befehle des Königs wolle er sich, wenn es ihm möglich wäre, im Staatsrath einfinden, und seine unmaßgebliche Meinung sagen. Alle Hofleute spotteten über die affectirte Bescheidenheit des ehrsüchtigen Kardinals. „Er wird alle andere davon jagen, sagten sie, und bald wird er erster und einziger Minister seyn.“ Sie hatten richtig geurtheilt; bald legte er die Maske ab und nach Entfernung seiner Gegner vereinigte er, als erster Minister, in seinen Händen die ganze Gewalt der königlichen Hoheit.

Der Kardinal hatte, bei seiner unbändigen Regiersucht, weder die Tugenden, noch auch die Einsichten, die man von denjenigen fordern darf, welche an der Spitze der Geschäfte eines großen Reichs stehen; er besaß aber jenen hochfahrenden Sinn und jene Unbiegsamkeit des Charakters, wodurch gemeine Seelen sich unterjochen lassen, und diejenigen bestürzt und muthlos werden, die nur mit gewöhnlicher Klugheit und Herzhaftigkeit begabt sind. Anstatt der Schwäche des Königs zu schmeicheln, und die Gunst der Großen zu erbetteln oder zu erkaufen, oder die eine Parthei der andern entgegen zu stellen, formirte er den Plan, seinem Herrn alles zu unterwerfen, und sich selbst zum bloßen Instrumente des königlichen Ansehens zu machen. Er wußte alle, die einige Kenntniß von öffentlichen Geschäften hatten, dem schwachen Regenten verdächtig zu machen

und

und vom Hofe zu entfernen, und setzte lauter solche Leute an ihre Stelken, die ganz von ihm abhiengen. Und um sich dieser Männer zu versichern, theilte er einem jeden nur eine Art von Geschäften mit, und behielt sich allein die allgemeine Kenntniß und Direction derselben vor. Durch diesen Kunstgriff umgab er den König, der ihn nicht liebte, aber seine Ueberlegenheit fürchtete, und ihn nicht entbehren konnte, unvermerkt mit Leuten, die vorher ganz unbekannt waren, die er selbst hervorgezogen hatte, und die ihren Mund nie öffneten, als um die Willensmeinung des Kardinals zu erklären, dem sie ihre Stellen zu danken hatten.

Achtzehn Jahre führte Richelieu die Regierung, unter häufigen Verschwörungen, mit großer Geisteskraft, aber auch mit vollkommenster Eigenmächtigkeit, glücklich fort, und erhob Frankreich zu einer nicht blos selbstständigen, sondern auch für alle übrigen Staaten furchtbare Macht. Er rettete das Reich aus dem Chaos, in das es durch die Schwäche des Königs, und durch die Habsucht der Großen gestürzt worden war. Eine neue Ordnung der Dinge, gleichsam eine neue Schöpfung, gieng unter seinen Händen hervor. Wahr ist es, er war undankbar; gegen die Feinde seines Glücks, hart, unversöhnlich und grausam; er mordete durch Justiz und auf andere Art viele Menschen, welche nicht den Staat, sondern ihn befeindeten, und die Königinn Mutter, der er alles zu verdanken hatte, hätte ohne fremdes Allmosen in Deutschland Hungers sterben müssen. Aber er stellte auch Ordnung im Reiche her, hemmte die Wuth der vernunftwidrigen Zweikämpfe, und gründete Frankreichs Größe. Er bewies durch sein Beispiel, daß man zugleich ein sehr böser Mensch und ein großer Staatsminister seyn könne.

7.

Die Belagerung von Rochelle.

Die erste große Unternehmung, durch die Richelieu die königliche Macht fester begründen und sich Ruhm erwerben wollte, war die gänzliche Entwaffnung der Hugonotten. Er war eigentlich nicht verfolgungssüchtig, weil er klug war; aber er wünschte dem Reiche eben so gleichförmige Gottesverehrer als Unterthanen, und er hielt es für das beste, daß der schwächere Theil dem stärkeren folgte. Es schien ihm, die Großen des Reichs seyen bisher nur deswegen unruhig und zum Aufruhr geneigt gewesen, weil sie auf den Beistand und die Stärke einer Parthei rechnen konnten, die man in die Nothwendigkeit gesetzt hatte, gegen die Regierung argwöhnisch und mißtrauisch zu werden. Der Kardinal beschloß daher, den Hugonotten die großen Freiheiten und besonders die Sicherheitsplätze zu entreissen, die sie in Stand setzten, sich dem Hofe furchtbar zu machen. Ihre freie Religionsübung sollten sie behalten, aber nicht mehr eine Art von Freistaat mitten in Frankreich bilden, und dem Könige hinter ihren festen Mauern und Bollwerken trotzen dürfen.

Der vornehmste Waffenplatz der Hugonotten, auf den Richelieu sein Augenmerk richtete, war Rochelle. Diese Stadt sammt ihrem Meerhafen trieb große Handelschaft, und bereicherte sich seit Jahrhunderten. Theils dadurch schon, theils sonst ist sie in der Geschichte Frankreichs berühmt, weil sie den Königen schon in den ältern Zeiten durch ihre Wachsamkeit über ihre alten und großen Vorrechte viel zu schaffen machte; auch vertheidigte sie dieselben mehr als einmal mit bewaffneter Hand, und war

immer

immer ein sicherer Zufluchtsort für die Unzufriedenen. Rochelle war eine der ersten Städte, in welcher die Kirchenreformation viele Anhänger fand. Karl der Neunte ließ die Stadt im Jahr 1568 belagern, fand aber einen so hartnäckigen Widerstand, daß er mit den Hugonotten im Lager vor der Stadt Frieden schließen mußte. Der Hof selbst eilte, um das Werk zu beendigen, so viel er konnte, und bestätigte den Rochellern alle ihre Freiheiten, aus Furcht, sie möchten sich den Engländern in die Arme werfen, die so eben unterwegs waren, sie zu entsetzen. Von dieser Zeit an stieg ihr Muth immer höher, die Einwohner bildeten eine Art von Republik, und die Stadt war das stärkste Bollwerk für die bedrängten Hugonotten. Der dortige Maire war nicht allein an auswärtigen Orten, sondern selbst in Frankreich eine Person von Gewicht. Die Stadt hatte von der Meer- und Landseite treffliche Festungswerke, und die Einwohner gaben sich alle Mühe, dieselben wohl zu unterhalten, und mit ihrer Besatzung und Munition auf guter Hut zu seyn; denn sie trauten dem Hofe nie, und hielten ihre Deputirten an demselben, um den König und den Minister beobachten zu lassen.

Die Schwierigkeiten waren groß, um den Hugonotten dieses starke Bollwerk zu entreissen, aber Richelieu beschloß, alle Kräfte des Staates aufzubieten, um seinen Zweck zu erreichen. Mit Spanien und Holland wurden Bündnisse geschlossen, beide mußten den Franzosen Schiffe leihen, die Landtruppen wurden ansehnlich verstärkt, und für Bedürfnisse aller Art ward Sorge getragen.

Als die Hugonotten die Gefahr wahrnahmen, die ihnen von ferne drohte, bereiteten sie sich zu einer tapfern Vertheidigung. Sie suchten Hülfe bei

den

den Engländern, warben Soldaten und versahen ihre festen Plätze mit allen Nothwendigkeiten. Sie hatten ohnedieß seit dem letzten Frieden wieder vielerlei Bedrückungen erfahren, und die Bedingungen desselben waren unerfüllt geblieben. Der König hatte ihnen versprochen, nach seinem Abzuge von Montpellier keine Besatzung in diesem Platze zu lassen; dieser Punkt wurde aber nicht erfüllt, denn es blieben vier tausend Mann daselbst zurück. Einem andern Friedensartikel zufolge sollte das im Kriege errichtete Fort Louis, welches Rochelle im Zaum halten konnte, geschleift werden. Dieses Fort blieb stehen, und alle Vorstellungen der Rocheller waren vergebens, denn der Hof hatte sich vorgenommen, die Hugonotten immer mehr zu entkräften und ganz wehrlos zu machen. In eben dieser Absicht ließ Richelieu zu Blavet oder Port Louis eine Eskadre ausrüsten, um Rochelle zu sperren, und der Stadt allen Seehandel zu entreissen. In diesen Bedrängnissen wandten sich die Rocheller an den Herzog von Rohan und seinen Bruder Soubise, zwei erfahrne Krieger und eifrige Hugonotten, und baten sie um Schutz und Rettung. Beide eilten herbei, um ihren bedrängten Glaubensgenossen beizustehen.

Im Anfange des Jahres 1625 lief Soubise mit einer kleinen Flotte, zu deren Ausrüstung die Rocheller behülflich waren, in den Hafen von Blavet ein, überwältigte die darinn befindlichen königlichen Schiffe, führte sie, bis auf zwei, welche untergiengen, glücklich fort nach der Insel Rhé *), und bemächtigte sich der Insel Oleron. In Languedoc setzte sich Rohan an die Spitze einer bewaffneten Macht,

*) Sie liegt an der Küste, und auf ihr, so wie auf Oleron, beruhte zum Theil die Vertheidigung von Rochelle.

Macht, und man sah auch hier blutigen Auftritten entgegen, als wider Vermuthen ein Friede zu Stande kam. Die Hugonotten, unter denen sich der Geist des Zwiespalts regte, fühlten sich zu schwach, dem Könige zu widerstehen, und Richelieu war nicht nur mit auswärtigen Staatshändeln zu sehr beschäftiget, sondern mußte auch alle seine Kraft anstrengen, um sein unumschränktes Ansehen am Hofe zu behaupten. Beide Theile waren daher zu einem Frieden geneigt, dessen Bedingungen im wesentlichen die vorigen waren.

Richelieu betrachtete diesen Frieden blos als einen Waffenstillstand, den er wieder aufzuheben entschlossen war, sobald die auswärtigen Staatshändel geordnet, und die Factionen zerstört waren, die sich am Hofe gegen ihn erhoben hatten. Zwar hatte der König von England die Garantie des letzten Friedens mit den Hugonotten übernommen, und es war außer Zweifel, daß er den Rochellern, sobald man sie angrif, beistehen würde. Auch mußten neue Truppen angeworben, und dem ohnehin belästigten Volke neue Taxen aufgelegt werden, wenn man den Krieg gegen die Hugonotten erneuern wollte. Doch ließ sich Richelieu dieß alles nicht abhalten, seinen Plan zu verfolgen. Sobald alle Vorbereitungen gemacht waren, setzten sich die Truppen im Sommer 1626 in Marsch, und der König mußte in eigener Person den Kardinal zu dieser Expedition begleiten, damit er ihn immer unter den Augen hätte. Einigen Vorwand zum Kriege hatten die Hugonotten selbst gegeben, indem sie durch den Herzog von Soubise in England Hülfe suchten. Unvermuthet erschien am zwanzigsten Julius 1627 eine englische Flotte mit einer Kriegserklärung an der französischen Küste. Die Einwohner von Rochelle mit dem Erfolg von Soubise's

bise's Sendung unbekannt, konnten sich aber nicht entschließen, fremde Truppen in ihre Stadt aufzunehmen, ohne vorher mit ihren Glaubensbrüdern deshalb Verabredung zu treffen. Ehe dieß aber geschah, segelten die Engländer, nach einer unglücklichen Unternehmung auf die Insel Rhé, zurück.

Sogleich nach dem Abzuge der Engländer nahm die Belagerung ihren Anfang, die merkwürdigste Begebenheit, welche um jene Zeit in Europa vorfiel. Aller Augen waren auf diese berühmte Belagerung gerichtet. Frankreichs Ruhm und das Glück des Kardinals schienen von ihrem Erfolge abzuhängen. Man sprach von nichts anderem, gab aber die Unternehmung lange für verloren. Und da sie augenscheinlich auf Zerstörung des Protestantismus in Frankreich abzielte, so nahmen alle, unter allen Nationen zerstreuten Protestanten Theil an dem Schicksale dieser Vormauer ihrer Religion.

Der Kardinal Richelieu führte gewissermaßen das Oberkommando, und belebte alles mit seiner Thätigkeit. Die Belagerung hatte im September angefangen, war aber lange Zeit nur eine Blokierung. Man sah sich genöthiget, mit bewaffneter Hand, von Posten zu Posten und von einem Quartier zum andern, bis an die Stadt sich hindurchzuschlagen. Die Rocheller hatten die Landschaft umher bis auf weite Ferne besetzt; auf allen Höhen, in allen Hohlwegen, Straßen und Päßen hatten sie Verschanzungen, Redouten u. dgl., welche man alle erst Fuß für Fuß einnehmen, besetzen und sich darinn verschanzen mußte, um die Armee nur einst an die Stadt bringen zu können. Der Kardinal sah alle diese Hindernisse von nahe und von ferne voraus, und dazu noch ein größeres: daß es nemlich ganz unnütz seyn würde, so viel Volk aufzuopfern,

opfern, um den Platz von der Landseite zu nöthigen, während dem er das Meer vor sich offen hätte. Man zögerte also mit dem Landangriffe, drang nur allmählich und gleichsam blos wie durch Minierwerk vor, dachte aber Tag und Nacht darauf, der Stadt die See zu sperren. Der berühmte italienische Ingenieur Pompeo Targone bot alle seine Kräfte auf, eine Menge Maschinen zu erfinden, um den Hafen damit zu verschließen. Allein alles, was der Stadt so nahe kam, daß der Schuß es erreichen mochte, wurde sogleich von den Rocheller Batterien in den Grund geschossen. Die schwebenden Maschinen, als zusammengekettete Fässer, bewegliche Pallisaden u. dgl., welche die Kanonen nicht erreichen konnten, wurden bald durch die häufigen Winterstürme erschlagen, ja selbst Ebbe und Fluth führte sie gleich Stoppeln dahin. Zudem kreuzten unaufhörlich bewaffnete Barken von der Stadt umher und störten die Arbeiter.

Da eine Woche nach der andern vergieng, und alle bisherigen Anstrengungen vergeblich waren, so fiel der Kardinal auf ein ganz außerordentliches Werk, dessen Ausführbarkeit lange bezweifelt wurde. Er beschloß, einen Damm zu errichten, durch welchen der Seehafen von Rochelle gesperrt werden konnte, mit einer Oeffnung in der Mitte für die große Fluth, welche indessen mit versenkten, schwer mit Steinen beladenen Schiffen aufgehalten werden sollte. Man legte den Plan mehrern Ingenieurs vor, und diese wendeten alle ihre Geschicklichkeit zur Ausführung desselben an. Dieser Damm hatte 750 Klafter Länge, und war den Kanonen unerreichbar. Auf der Tiefe zwölf Klafter breit angelegt, verjüngte er sich gegen seine Höhe bis auf viere, und diese Höhe war auf die höchste Fluth berechnet. Der

Grund

Grund wurde mit Pfählen aus großen Balken in zwölf Fuß Weite angelegt, die man in den Boden einrammelte und mit andern Queerbalken verband, so daß es eine Art Gatterwerk wurde; dieses füllte man weiter mit trockenen Steinen aus, denen der in diesem Meere häufig erzeugte Schlamm statt aller andern Verbindung dienen mußte. Mehr als sechzig Fahrzeuge aller Art wurden sodann mit Steinen gefüllt und in die Tiefe versenkt, um den Durchgang in der Mitte zu sperren, und die der Gefahr am meisten ausgesetzten Ecken zu sichern. Dieses Werk kostete unendlich viel Geld und Zeit. An Holz nahm es einen ganzen Wald hin, und die Steine dazu, etwas Schutt ausgenommen, mußten alle aus der Ferne herbeigeschafft werden, weil das Gelände eine Tagereise umher niedrig, nackt, voll Morast, Quellen und Wasserfaden ist.

Auf die erste Nachricht von der Belagerung von Rochelle hatte auch der König von Spanien, aus Haß gegen die Ketzer, dem König von Frankreich eine Eskadre angeboten. Sie wurde angenommen, und vereinigte sich, unter Don Friedrich von Toledo, mit den Franzosen.

Ludwig der Dreizehente empfand indessen, da die Belagerung bei aller Anstrengung doch nur langsam vorwärts schritt, große Langeweile, und sehnte sich nach Paris zurück. Er verließ die Armee im Februar 1628, und übergab das Oberkommando über das gesamte Kriegsheer dem Kardinal, der nicht nur auf strenge Mannszucht hielt, sondern auch für eine gute Verpflegung der Soldaten sorgte. Da ihm aber zur Ermunterung der Truppen und zu seiner eigenen Sicherheit die Gegenwart des Königs nothwendig schien, so machte er demselben so dringende Vorstellungen, daß er nach einer Abwe-

senheit

senheit von zehen Wochen ins Lager zurückkehrte. Bald nach seiner Rückkunft erschien (im Mai 1628) eine neue englische Hülfsflotte. Sie bestand aus 92 Segeln, und war mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen beladen, aber der Damm, der um diese Zeit vollendet wurde, setzte ihrer Annäherung unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Engländer kamen der Reihe nach, ihre volle Ladung auf den Damm loszubrennen, welches die Franzosen, die auf beiden Seiten des Kanals postirt waren, mit Nachdruck erwiederten. Zwei oder drei Stunden lang dauerte diese fürchterliche Kanonade, allein ganz ohne Wirkung, und die Engländer segelten nach sieben Tagen zurück, nachdem es blos einer einzigen Schaluppe gelungen war, etwas Proviant in die Stadt zu bringen.

Da den Rochellern alle Zufuhr von der Land- und Wasserseite abgeschnitten war, so äußerte sich bald ein Mangel an Lebensmitteln, und man sah in Kurzem einer furchtbaren Hungersnoth entgegen. Schon im März 1628 stieg der Mangel so hoch, daß die Herzoginn von Rohan und ihre Töchter nichts als Pferdefleisch und höchstens drei oder vier Unzen Brods täglich zu sich nahmen, das gemeine Volk aber zu allerlei ungesunden Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen mußte. Dennoch war man zur muthigsten Gegenwehr entschlossen, man fuhr fort, sich mit beispielloser Tapferkeit zu vertheidigen, und glaubte die Gewissensfreiheit mit dem Leben nicht zu theuer zu bezahlen. Die Prediger ermahnten das Volk zur Beharrlichkeit, und gaben selbst das Beispiel der Entsagung und des Muthes.

Den höchsten Heroismus bewies ein gewisser Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper, aber entschlossener Seele, der weite Reisen und große

Kriegs-

Kriegsexpeditionen zur See gemacht hatte. Er lebte in einem schön meublirten Hause, und hatte einen Saal ganz mit den seinen Feinden abgenommenen Siegeszeichen ausgeziert. Man bat ihn einmüthig, nachdem die Belagerung schon ein halbes Jahr gedauert hatte, in dieser Noth das Bürgermeisteramt zu übernehmen. Nicht ohne viele Weigerung nahm er den Posten an, aber indem er einwilligte, ergrif er einen Dolch, und sagte: „Weil ihr es so haben wollt, so übernehm' ich die Stelle, aber mit dem Beding, daß es mir erlaubt sey, dem ersten, der von Uebergabe spricht, den Dolch in die Brust zu stoßen. Mir selbst soll man dieß thun, sobald ich dazu geneigt seyn sollte, und ich verlange, daß zu dem Ende dieser Dolch hier immer auf dem Tische liegen bleibe." Alle Anwesende stimmten bei, und der Dolch blieb seitdem auf dem Tische der Rathsversammlung liegen.

Das Elend der Belagerten nahm inzwischen mit jedem Tage zu, und stieg allmählich zu einer furchtbaren Höhe. Der Hunger stund auf allen Gesichtern geschrieben. Man theilte die wenigen Lebensmittel nach Maaß und Gewicht jedem Einwohner ohne Unterschied aus. Das Maaß ward immer so geschmälert, daß Auszehrung und Hunger täglich mehrere aufrieben. Als einst jemand dem Bürgermeister eine matt vorüberschleichende, vom Hunger ganz abgezehrte Person zeigte, antwortete er: „Und das kann Sie befremden? Es wird uns beiden eben so gehen, wenn wir nicht bald Hülfe bekommen." Da man ihm sagte, es stürben so viele Leute Hungers, daß bald niemand mehr da seyn würde, antwortete er kaltsinnig, es sey genug, wenn nur einer noch übrig bliebe, um die Thore zu sperren. Ein Scheffel Korn kostete acht hundert

Franken, eine Kuh sieben hundert Thaler, ein Pfund Ochsenhaut mit Zucker zugerichtet, einen Thaler. Seitdem an Brod gänzlicher Mangel war, verschlang man alles, was nur je den Hunger stillen konnte, Gras, Wurzeln, Hunde, Ratten, Mäuse, Leder, Pergament, die Exkremente sogar. Die Hungersnoth erregte von Zeit zu Zeit einen Aufstand, aber man warf die Anstifter ins Gefängniß, und der Bürgermeister behielt die Oberhand.

Der König ließ die Stadt verschiedentlich auffordern, da man ihm aber gar keine Antwort gab, so verdoppelten die Belagerer ihre Grausamkeit. Ausgehungerte Greise, Weiber und Kinder kommen an die Linien, und winseln um Brod. Man giebt ihnen Peitschenhiebe, Stösse und Kugeln, ja man droht sie aufzuhängen, wenn sie sich bis auf vierzig Schritte nähern würden. Dennoch wagen diese Unglücklichen es, auf den Grasplätzen zwischen der Stadt und den Linien Wurzeln und Kräuter zu suchen. Man schiest auf sie, und verderbt diese armselige Speise. Das Elend erreicht nun eine solche Höhe, daß der Bürgermeister Gefahr läuft, und sich gezwungen sieht, mit dem Kardinal in Unterhandlung zu treten. Dieser verlangt die Schleifung der Festungswerke, allein die Einwohner sehen dieß als einen Beweis an, daß man sie verderben wolle, und raffen daher ihre letzten Kräfte zusammen. Sie rechneten dabei noch immer auf Unterstützung der Engländer, und wirklich erschien im October eine Hülfsflotte von 140 Schiffen, durch die aber eben so wenig ausgerichtet wurde, als durch die frühern. Widrige Winde, Nachläßigkeit des Befehlshabers und schlechter Wille der Engländer überhaupt verursachten, daß die ganze Flotte, nachdem sie die französische einen Tag lang beschossen hatte, unverrichteter

richteter Sache abzog. Vielleicht hatte der Admiral Befehl, die Flotte nicht auf's Spiel zu setzen.

8.

Einnahme von Rochelle. Entwaffnung der Hugonotten. Ende des Religionskrieges.

Die Rochseller waren nun gänzlich ihrem Schicksale überlassen, und nirgend zeigte sich eine Aussicht auf Erlösung. Dennoch hielten sie sich, während dem unsäglichsten Elend, noch einen Monat lang, in der Hoffnung, das hohe Meer und die gewöhnlichen Herbststürme würden den Damm zerreissen. Aber auch diese Hoffnung verschwand, und die Kraft zur fernern Vertheidigung war gänzlich vernichtet.

Unterdessen hatte sich der Kardinal bemüht, zwischen den Engländern und Rochellern Mißtrauen und Eifersucht zu erregen. Er ließ den erstern Friedensunterhandlungen anbieten, und sorgte zugleich dafür, daß es den Rochellern nicht unbekannt blieb. Um ihr Mißtrauen zu vermehren, und sie zur Uebergabe geneigter zu machen, ließ er ihnen unter der Hand sagen, daß der König von England bei der angefangenen Friedensunterhandlung blos auf seinen eigenen Vortheil sehe, und daß sie am besten thun würden, wenn sie sich dem König Ludwig in die Arme würfen, der gewiß mehr auf ihre freiwillige Unterwerfung, als auf die Vermittlung des Königs von England achten würde. Diese Insinuationen, verbunden mit der wüthendsten Hungersnoth, thaten so viel Wirkung, daß die Belagerten und die französischen Hugonotten auf der englischen Flotte Abgeordnete ins Lager schickten, und sich zur Unterwerfung erboten. Richelieu dictirte die Bedingungen selbst,

und am 28 October 1628 wurde die Kapitulation unterzeichnet. Vermöge derselben bewilligte der König den Rochellern eine völlige Amnestie, die Sicherheit ihrer Personen, den fernern Genuß ihrer Güter und die freie Religionsübung; aber ihre Privilegien und ihre Festungswerke wurden der Willkühr des Ueberwinders überlassen. Den Franzosen auf der englischen Flotte wurde ebenfalls die Amnestie, die freie Religionsübung und die Restitution ihrer Güter bewilliget, nebst einer Frist von drei Monaten für die ausgewanderten Einwohner der Insel Rhé und der Stadt Rochelle, in welcher sie zurückkehren könnten, um dieselben Vortheile zu genießen.

Die Engländer waren sehr aufgebracht, daß die Rochelle ohne ihre Theilnehmung kapitulirt hatten. Sie sprachen von Undank und Verrätherei, ungeachtet sie selbst zuerst über einen Frieden einseitig tractirt hatten. Richelieu kehrte sich daran um so weniger, da er wußte, daß der König von England mit seinem Parlamente entzweit war, und an eine kräftige Fortsetzung des Krieges nicht denken konnte.

Am dreißigsten October zog die französische und Schweizergarde in Rochelle ein. Die Besatzung, die nur noch aus 64 Franzosen und 90 Engländern bestand, erhielt freien Abzug, die Officiere mit dem Seitengewehr, die Gemeinen mit weissen Stäben. Kraftlos, wie Schatten, wankten sie zum Thore hinaus. Die ganze Stadt stellte das rührendste Bild des menschlichen Elendes dar. Große Haufen von Leichen, zu deren Beerdigung die Hände der wenigen entkräfteten Leute nicht hinreichten, gewährten den häßlichsten Anblick, und erfüllten die Luft mit verpesteten Ausdünstungen. Viele, der Hoffnung,

nung, ferner zu leben, beraubt, waren bis auf die Kirchhöfe gekrochen, um ihrem Grabe desto näher zu seyn. Man fand verschlossene Häuser, die ihren Einwohnern zum Grabe dienten. Es war den einziehenden Soldaten bei Todesstrafe verboten, ein Haus zu betreten, und die Befehlshaber hielten strenge Mannszucht. Gerippen ähnlich kamen die ausgehungerten Einwohner den Soldaten entgegen, um ihnen das Brod von ihren Bandelieren zu nehmen, und die Soldaten gaben es gerührt hin. Richelieu ließ eine Menge Brod in die Stadt bringen und umsonst austheilen. Viele aßen es so gierig, daß sie sogleich starben. Man brauchte einige Tage, um die Gassen und Häuser von den Leichnamen zu reinigen, denn von zwanzig tausend Einwohnern, die im Anfange der Belagerung sich in der Stadt befanden, waren über fünfzehen tausend Menschen Hungers gestorben, und die übrig gebliebenen erschienen als abgezehrte Gerippe, von denen kaum noch hundert im Stande waren, Dienste zu thun. Ohne diesen gräßlichen Hunger hätte sich die Stadt wahrscheinlich noch länger gehalten.

Nachdem die Todten auf die Seite geschafft, und die Straßen und Häuser größtentheils gereinigt waren, kam der Kardinal am ersten November, dem Tage Allerheiligen, frühe Morgens in die Stadt, las die Messe, und gieng darauf dem Könige entgegen. Der Monarch hielt seinen Einzug zu Pferde, der Kardinal ritt ebenfalls allein vor ihm her, und in ihrem Gefolge befanden sich viele Generale und Officiere mit einem ansehnlichen Gefolge. Der brave Bürgermeister Guiton hatte sich zum Thore begeben, wo der Einzug geschah, um dem Könige die Schlüssel der Stadt zu übergeben. Er war in seinen Amtsverrichtungen zu Rochelle immer unter

dem

dem Vortritte von zwölf Hellebardieren, die in seine eigene Livree gekleidet waren, erschienen. So wollte er jetzt auch beim Einzuge des Königs erscheinen, allein der Kardinal ließ ihm den Morgen zuvor sagen, er möchte seine Leute weglassen, der König wäre nun allein Herr der Stadt. Jetzt sah Guiton, daß es um die Privilegien von Rochelle geschehen sey, und ließ sich vernehmen: wenn er das gewußt hätte, so würde er die Stadt noch nicht übergeben haben. Und als man dagegen erinnerte, die, welche sie noch vertheidigen könnten, wären ja seither von Hunger und Elend umgekommmen, und eine Handvoll sterbender Skelette würde sich nicht lange mehr gehalten haben, sagte er ganz kalt: „Der letzte hätte noch die Thore beschlossen halten können."

Der König verweilte bis in die dritte Woche zu Rochelle, und kehrte, nachdem er alle Privilegien der Stadt aufgehoben und die Niederreissung der Festungswerke angeordnet hatte, nach Paris zurück. Vierzig Millionen Livres soll diese Belagerung, die im Ganzen vierzehn Monate dauerte, den König gekostet haben. Mit Rochelle gieng das vornehmste Bollwerk der Hugonotten, und zugleich ihre Freiheit verloren. Man hatte ihnen zwar die Fortdauer ihrer Religionsübung versprochen, sie mußten aber dennoch den Katholiken sogleich ihre Kirche überlassen, und einen andern Platz zu ihrem Gottesdienste außerhalb der Stadt wählen.

Kurz darauf wurden auch die übrigen festen Plätze der Hugonotten geschleift. Der Herzog von Rohan stund noch an der Spitze einer starken Parthei in Languedoc, und vertheidigte sich gegen eine große Uebermacht mit ungemeinem Muthe. Er schloß sogar einen Vertrag mit Spanien, der ihm aber mehr zum Vorwurfe gereichte, und endlich sah

er

er sich gezwungen, der Gewalt zu weichen, und sich dem Könige, wie alle übrigen Hugonotten, zu unterwerfen. Ludwig bewilligte ihm und seinen Anhängern in dem sogenannten Gnadenedict von Nimes (den 27 Junius 1629) eine gänzliche Vergebung alles Geschehenen und freie Religionsübung, aber mit Hinzufügung des Wunsches, daß sich die Abtrünnigen bekehren möchten, um der königlichen Huld noch mehr versichert zu seyn. Auch sollten alle Festungswerke, die noch im Besitz der Hugonotten waren, geschleift werden, die Katholiken sollten ihre Güter und eine freie Religionsübung allenthalben wieder erhalten. Anfangs wollte die Stadt Montauban sich nicht unterwerfen; allein die Furcht vor einer Belagerung nöthigte auch sie, ihre Festungswerke schleifen zu lassen.

Von jetzt an hiengen die Hugonotten von der Willkühr der Regierung ab, und die Stützen waren zerstört, die ihnen gegen die fanatische Tyrannei der herrschenden Kirche so nöthig gewesen waren. Zwar wurden die ältern, zu ihrem Besten ergangenen Verordnungen erneuert, und bis auf wenige Ausnahmen erhielten sie ihre darinn zugestandenen Rechte wieder. Allein sie stellten nun nicht mehr eine große fest verbundene, zum Theil politische Gesellschaft im Reiche vor; ihre Sicherheitsplätze waren verloren, auf die Gesinnungen des Hofes konnten sie sich nicht verlassen, und von dem erbitterten Religionseifer ihrer katholischen Mitbürger, besonders der Geistlichkeit, hatten sie alles zu fürchten. Der päbstliche Hof drang nachdrücklich darauf, daß die Hugonotten, als Ketzer, in ganz Frankreich ausgerottet werden sollten. Allein Richelieu, obgleich Kardinal seiner Kirche, fand es nicht angemessen, dieser Zumuthung Gehör zu geben. Entweder sah

er

er die Sache der Hugonotten mit einem Auge an, welches vom Fanatismus nicht geblendet war, oder er hielt ihre Ausschließung von Hofstellen, hohen Staatsämtern und einträglichen Bedienungen für hinreichende Anlockung zum äußern Glaubenswechsel. Religionsabsichten standen überhaupt bei seinen grossen politischen Entwürfen nur im Hintergrunde; die Feststellung seiner eigenen Größe gieng voran. Weit mehr, als an der Bekehrung der Hugonotten, lag ihm daran, daß sie aus dem Verhältniß einer besondern körperlichen Parthei traten, daß sie ihre Waffen streckten und ihre festen Plätze räumten, daß ihre kirchlichen Versammlungen ferner nicht über Staatssachen berathschlagten, und daß nicht mißvergnügte Große, unter dem Vorwande einer Beschützung der Religionsfreiheit, sich an ihre Spitze stellen könnten, um Unruhe und Empörungen zu erregen.

Als Richelieu diese Absichten erreicht hatte, ließ er die Hugonotten in Ruhe. Zwar wurden sie öfters in der Uebung ihrer Religion gestört, die katholischen Obrigkeiten machten ihnen manche ihrer Rechte streitig, und die sogenannten Fortpflanzer des Glaubens oder Missionarien wurden ihnen nicht selten durch ihren Bekehrungseifer beschwerlich, denn wenn es ihnen auch nicht gelang, viele Proselyten zu machen, so trugen sie doch kein Bedenken, den Ketzern auf jede Art, vornemlich durch Aufhetzung des großen Haufens gegen sie, zu schaden. Aber das Edict von Nantes hatte doch noch in den meisten Fällen seine Gültigkeit, und die Hugonotten lebten ruhig und zufrieden. Sie hatten ihre Universitäten zu Saumur und Sedan; mehrere andere Lehranstalten und eine Menge Kirchen, unter welchen die zu Charenton, einem großen Flecken nahe bei

Paris,

Paris, zu dem Gottesdienste der zahlreichen Hugonottengemeinde in dieser Hauptstadt bestimmt war. Sie durften auch ihre Provinzialsynoden über kirchliche Angelegenheiten halten. Die innern Unruhen in Frankreich dauerten zwar fort, aber die Hugonotten nahmen weiter keinen Antheil daran, als zum Besten des Königs. Ludwig selbst giebt ihnen dieß Zeugniß in einer Deklaration vom 23 August 1632, indem er versichert, er habe alle Ursache, mit ihnen zufrieden zu seyn. Sie trugen durch einen höhern Grad von Industrie zum Wohlstand des Staates vieles bei, und genoßen die Achtung aller Katholiken, die sich über religiöse Vorurtheile zu erheben vermochten.

9.

Gesinnungen Ludwigs des Vierzehenten gegen die Hugonotten.

Als der Kardinal Richelieu im Jahr 1642 starb, und ihm der König nach wenig Monaten im Tode nachfolgte, kam die Krone an seinen Sohn Ludwig den Vierzehenten. Nie zuvor sah Europa eine so lange, so prächtige und glanzvolle Regierung, als die seinige; sie machte Epoche in der Geschichte der Kriege, der Wissenschaften und der Sitten. So lange dieser Monarch auf dem Throne saß, hatte Europa keine Ruhe, die Wohlfahrt der Staaten keine Sicherheit. Dürstend nach großen Thaten aus unbegrenztem Ehrgeitz, verwegen in seinen Unternehmungen durch ihren fast immer glücklichen Erfolg, und von einer mächtigen Nation, die, stolz darauf, daß sie einen König hatte, der selbst regierte, zur Ausführung seiner Entwürfe ihr Blut

und

und ihren Erwerb hingab, gleich einer Gottheit verehrt, fiel dieser Despot, wie ein heißhungeriger Löwe, über seine Nachbarn her, so oft die Lust ihn anwandelte, und so oft er irgendwo Sicherheit oder Ohnmacht bemerkte. Von vier und sechzig Jahren, die er als Frankreichs Selbstherrscher verlebte, wurde ein Drittheil auf räuberische Entwürfe verwendet, und zwei Drittheil auf ihre gewaltsame Ausführung durch bluttriefende Waffen, und von fünf großen verwüstenden Kriegen, die er führte, gab die Gerechtigkeit nur dem letzten etwas mehr als ihren Schein. Nach allen Arten von Ruhm geitzig, sah man ihn die widersprechendsten Handlungen begehen, war er bald Unterdrücker, bald Beschützer der Unterdrückten; hier unversöhnlicher Feind der Protestanten, dort Vertheidiger ihrer Gerechtsame; jetzt Eroberer großer Provinzen, und oft, wenn er als unbezwinglicher Sieger Gesetze des Friedens gab, ward seine Mäßigkeit gepriesen, weil er — nur das meiste behielt, oder einen wichtigern Vortheil in der Ferne erblickte, der ihm die scheinbare Rolle des Großmüthigen zu übernehmen befahl.

Da Ludwig bei dem Tode seines Vaters erst fünftehalb Jahre alt war, so übernahm seine Mutter, Anna von Oesterreich, die vormundschaftliche Regierung, und ihr erster Minister und Rathgeber war der Kardinal Mazarin, ein geschmeidiger und geschickter Italiäner, der seit einiger Zeit seinen Aufenthalt in Frankreich genommen hatte. Von Richelieu begünstigt, kam er auf dessen Empfehlung in den Staatsrath. Als Staatsmann gab er seinem Beschützer nichts nach, nur dessen Standhaftigkeit und Härte besaß er nicht. Geldsüchtig im höchsten Grade, wollte er durch Nachgeben die mißvergnügten Gemüther der Großen sich geneigt machen,

chen, und beförderte dadurch innere Empörungen, welche Richelieu durch sein unerbittliches Richtschwerdt, wo nicht verhindert, doch früher gehemmt haben würde.

Da Mazarin nicht verfolgungssüchtig war, so ließ er die Hugonotten bei allen bürgerlichen Unruhen, die während seines Ministeriums das Reich zerrütteten, in Ruhe. An Bekehrungsversuchen fehlte es freilich niemals, und die Missionarien wanderten beständig im Reiche umher, um Proselyten zu machen. Die Regierung war, aus politischen Grundsätzen und Argwöhnungen, ernstlich darauf bedacht, die Zahl und Macht der Protestanten, vornehmlich durch alle Arten von Zurücksetzungen, zu schwächen, ihnen die Wege zu verschließen, ihr Glück zu machen, und so zu bewirken, daß die ganze Parthei von selbst zusammen fiele. Dabei aber blieb's, und Mazarin gab nicht zu, daß man die gedemüthigte Parthei, der man keine Verletzung der bürgerlichen Pflichten vorwerfen konnte, ihrer kirchlichen und gottesdienstlichen Rechte beraubte. Er ernannte sogar im Jahr 1650 einen Protestanten von englischer Herkunft, Namens Herwart, zum Aufseher der Finanzen, obgleich die Geistlichkeit lebhafte Einwendungen dagegen machte, und bediente sich auch sonst geschickter Protestanten bei diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung.

Ludwig der Vierzehente übernahm darauf selbst die Regierung, und auch er bezeugte sich gegen die Hugonotten nicht ungünstig. In einer Deklaration vom 21 Mai 1652 sagte er, sie hätten ihm unzweideutige Beweise von ihrer Zuneigung und Treue gegeben. Drei Jahre nachher schrieb er in einem Briefe nach England: „Ich habe Ursache, ihre Treue und ihren Eifer in meinen Diensten zu rühmen.

men. Sie versäumen keine Gelegenheit, mir Beweise davon zu geben, und mehr als man von ihnen vermuthen sollte. In allen Fällen suchen sie das Beste meiner Angelegenheiten zu befördern.“ In einem andern Briefe an den Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm vom sechsten December 1666 sagt er: „Ich sorge dafür, daß man sie bei den ihnen verliehenen Privilegien erhalte, und daß man sie, wie meine übrigen Unterthanen behandle. Dazu bin ich verbunden kraft meines königlichen Worts. Dieses ist die Regel, welche ich mir selbst vorschreibe, um sowohl die Gerechtigkeit zu beobachten, als meine Zufriedenheit über ihren Gehorsam und Diensteifer, so sie seit der letzten Pacifikation 1629 bewiesen, wie auch meine Erkenntlichkeit gegen die Proben zu bezeugen, welche ich von ihrer Treue erhalten habe; vorzüglich unter den letzten Empörungen, da sie zu meinem Dienste die Waffen ergriffen, und sich bösen Absichten eben so muthig als glücklich widersetzt haben, welche ein aufrührerischer Haufe in meinen Staaten wider meine landesherrliche Autorität gefaßt hatte.“

So dachte und schrieb der König in jüngern Jahren; aber selbst schon damals geschah manches, was sich mit diesen Aeußerungen gar nicht reimte, und was die Hugonotten zu gerechten Klagen veranlaßte. Man nahm ihnen einen Theil ihrer Kirchen, als solche, welche sie vor dem Edict von Nantes nicht besessen hätten. Man drückte sie mit ungerechten Kriminalprocessen, indem man sie wegen Handlungen und Worten seit zwanzig Jahren her gerichtlich zu verfolgen erlaubte. Diese Verfolgung betraf vornehmlich die Prediger. Priester, Mönche und Missionarien hörten ihren Predigten zu, und verdrehten ihre Worte, um sie des Aufruhrs zu beschuldigen.

schuldigen. Denn sobald ein Prediger von Egypten, vom Pharao, von den Israeliten, von Gottlosen und Frommen gesprochen hatte, so sagten diese Laurer, daß sie unter Egypten und unter den Gottlosen die Katholiken, und unter den Israeliten die sogenannten Protestanten verstanden hätten. Solche Aussagen waren hinlänglich, Prediger ins Gefängniß zu bringen. Bald gieng man weiter. Man benahm ihnen die Mittel, ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen, und durch ihre Wohlhabenheit den Staat wohlhabender zu machen. Man erschwerte ihnen die Meisterschaft bei den Handwerkern, und schloß sie immer mehr von öffentlichen Aemtern aus. Ueber die Erklärung des Edicts von Nantes entstunden unzählige Streithändel, und alle, die vor ein Gericht kamen, wurden zu Gunsten der Katholiken entschieden.

Dem Könige blieben die Klagen der Hugonotten nicht unbekannt, aber er war nicht geneigt, ihnen abzuhelfen. Für seinen Stolz war das schon eine Beleidigung, daß sie einen andern Glauben haben wollten, als den seinigen. Seine Mutter hatte einen Grund von Bigotterie in ihn gelegt, den seine Beichtväter auf alle Art zu nähren suchten. Bald nach dem Tode seiner Gemahlinn Maria Theresia im Jahr 1660, einer Tochter des Königs Philipps des Vierten von Spanien, hatte er durch ausschweifende Wollüste seine Geisteskräfte immer mehr geschwächt. Seines besten Rathgebers, des Finanzministers Colbert, wurde er erst überdrüssig, und endlich beraubt. Genie, Wissenschaft und Kunst, welche dieser edle Mann während seiner Staatsverwaltung so herrlich ermuntert hatte, ehrte Ludwig blos, weil sie seine Eitelkeit vergnügten, und ihm an seinen Prachtfesten arbeiteten. Mit Colberts

Duld-

Duldsamkeit in der Religion war der bigotte König nicht zufrieden. Entzückt aber hörte er sich von bezahlten Lobrednern den größten und frömmsten König nennen, und wenn sich bisher in seinen Stolz blos der schröckliche Wahn eingefressen hatte, daß er Kriege führen und Länder erobern müsse, um groß und unsterblich zu seyn; so erregten nun vornehme Geistliche unabläßig die Begierde in ihm, seine vielen tausend verirrten Unterthanen in die rechtglaubige Kirche und in den Himmel einzuführen. Ihm sey es vorbehalten, sagte man, das Ungeheuer der Ketzerey, welches sechs Könige nicht bezwungen hätten, zu vernichten. Man bewies ihm, daß er eigentlich kein ganz vollkommener Souverain zu nennen sey, so lange noch einige Millionen Menschen einem andern Glauben als dem seinigen huldigten, und versicherte ihn, daß der weise Heinrich der Vierte das Edict von Nantes gewiß nicht würde gegeben haben, wenn er Ludwigs unumschränkte Macht gehabt hätte.

Solche Vorstellungen fanden bei dem frömmelnden Monarchen immer mehr Eingang. Einem Könige meinte er, welcher dem ganzen Europa Gesetze vorschreiben dürfte, müsse es ein leichtes seyn, einen Theil seines eigenen Volkes zum Gehorsame zu bringen. Die Ablässe seines Beichtvaters waren ihm ein eben so nöthiges Bedürfniß, als die Sünden, zu denen er von jedem Ablaß, und von denen er wieder zum Ablaß übergieng. Er ließ sich gänzlich von den Eingebungen seiner Günstlinge und Schmeichler leiten; vornemlich aber von seiner zweiten Gemahlinn, der Wittwe des lustigen Dichters Scarron, die als Marquise von Maintenon so berühmt wurde. Sie hatte alle Ursache, und verstand sich auch trefflich darauf, zu verhüten, daß ihr Glaube dem

Könige nicht verdächtig wurde. Es konnte natürlich nicht in ihrem Plane liegen, für eine gedrückte Secte ins Mittel zu treten, in deren Schooße sie selbst gebohren war, und die unter ihren eigenen Vorfahren einige berühmte und tapfere Beschützer gehabt hatte. Vom Erzbischofe zu Paris und andern Prälaten unterstützt, wiegelte sie den im Lebensgenusse ziemlich abgestumpften König, immer mehr gegen die Hugonotten auf. Sie wußte ihm den Eifer des Kaisers Theodosius und Karls des Großen, die Ketzer auszurotten, so reitzend zu schildern; sie stellte ihm die Lehrsätze der Hugonotten als so verabscheuungswürdig, und seiner uneingeschränkten Regierung so ungünstig dar; sie verkündigte ihm einen so unsterblichen Ruhm, wenn er das von seinen Vorfahren angefangene Werk vollendete; sie versicherte ihm, was für ihn besonders wichtig war, die glückliche Aussöhnung mit Gott, die aus der Bekehrung der Hugonotten entspringen würde, mit so einnehmender Beredsamkeit, daß Ludwig für die Bekehrung der Ketzer ganz begeistert wurde. Er beschloß, auf so viele Großthaten, die seinen Ruhm bereits bis an das Ende der Welt ausgebreitet hätten, die eine noch folgen zu lassen, die bis in den Himmel dringen, und deren Andenken über der Welt Untergang hinauren würde.

10.

Allerlei drückende Methoden zu bekehren.

Nachdem der Bekehrungseifer des Königs in Flammen gesetzt war, berathschlagte man über die sicherste Art und Weise, das große Werk auszuführen. Es schien doch bedenklich, sogleich Gewalt

zu gebrauchen, besonders da der König selbst erklärte, er wolle weder verfolgen noch verbannen, sondern nur bekehren. Man beschloß daher zur List und zu schlauen Ueberredungskünsten seine Zuflucht zu nehmen. Beredte katholische Geistliche schrieben eigene Werke über die Nothwendigkeit, die lange entbehrte Glaubenseinheit herzustellen. Man wandte sich an die Prediger der Hugonotten, und suchte ihnen den Uebertritt zur katholischen Kirche auf jede Art angenehm zu machen, in der Hoffnung, ihr Ansehen und Beispiel würde die übrigen von selbst nach sich ziehen. Die Anträge geschahen selbst im Namen des Königs, der auch insgeheim erklären ließ, daß er nur Eine Religion in seinem Reiche künftig dulden werde.

Es gab wirklich Prediger, die theils aus Eigennutz, theils aus Mangel an Erfahrung den Insinuationen der katholischen Missionarien Gehör gaben, besonders da man mit vieler Schonung und Nachsicht zu Werke gieng. Es wurde vorläufig nichts weiter verlangt, als daß die hugonottischen Lehrer die Gemüther nicht durch Streitigkeiten erhitzen möchten; sie sollten darauf Bedacht nehmen, die entgegengesetzten Meinungen in Uebereinstimmung zu bringen, und Mißverständnisse zu heben; bei Einigen war man zufrieden, wenn sie sich nur einer Vereinigung nicht widersetzten. Der König errichtete eine Proselytenkasse, und wies den Ertrag des dem römischen Stuhle abgestrittenen Regale zum Theil dazu an. Der gewöhnliche Preis, der auf eine sogenannte Bekehrung gesetzt wurde, waren zwei, drei, vier bis fünf Pistolen, je nachdem die Personen, oder eine zahlreiche Familie, die man gewinnen wollte, beschaffen waren; selten gab man einem einzigen Manne hundert Franken. Das Geld verleite-

te

te eine Menge Protestanten, abtrünnig zu werden; viele wurden es nur verstellter Weise; Kinder von sieben Jahren, deren manches durch Zuckerbrod angelockt wurde, durften sich erklären, zur katholischen Kirche treten zu wollen. Man rühmte sich, mit ohngefähr sechstausend Francs gegen achthundert Ketzer bekehrt zu haben. Der König schloß aus den langen Verzeichnissen von Neubekehrten, die man ihm vorlegte, daß es sehr leicht seyn müsse, diese ganze Religionsparthei in seine Kirche zu ziehen. Seine Staatsbedienten und die Intendanten der Provinzen bestärkten ihn in dieser Meinung; sie beredeten ihn zu erlauben, da der edelste Theil der Irrgläubigen schon mit Güte gewonnen sey, die übrigen mit Gewalt der Hölle zu entreissen. Dieser Erlaubniß bedienten sich die Befehlshaber in immer weiterer Ausdehnung. Wo Geld und Drohungen fruchtlos waren, da verfuhr man oft so wüthend, als kein menschlich gesinnter Sieger wider bewaffnete und wilde Feinde verfährt. Die hohe katholische Geistlichkeit und die vornehmsten Minister waren darinn einverstanden, man müsse dem König den wahren Zustand dieser Angelegenheiten verbergen; und daher konnten in seinem Namen so viele harte und ungerechte Verordnungen gegen eine Religionsparthey ausgefertiget werden, deren einzige Schuld darinn bestand, daß sie nicht Römischkatholisch war. Nur Paris verschonten die Bekehrer mit ihren Grausamkeiten, weil sie besorgten, das Jammergeschrei, wenn es sich zu nahe beim Throne hören ließ, möchte den König, wo nicht erweichen, doch wenigstens beunruhigen. Die wenigsten seiner Geschäftsausrichter waren Eiferer für den katholischen Glauben.

Das Edict von Nantes war eigentlich schon fünf Jahre vor seiner förmlichen Aufhebung so gut

als vernichtet. Die härtesten Verordnungen folgten rasch hintereinander, bis alle Freiheiten, sowohl des bürgerlichen Lebens, als des Gewissens und des Cultus der Hugonotten dahin waren. Eine königliche Deklaration vom Jahr 1680 erkannte sie für unfähig zu jeder Art von Bedienungen, bei den Finanzen und Gerichtshöfen, von der größten bis zu der kleinsten, selbst Schreiber- und Gerichtsdienerstellen nicht ausgenommen. Nicht einmal gerichtliches Zeugniß, gerichtliche Bürgschaft sollte von ihnen angenommen werden. Man erklärte sie für untüchtig, bei Posten, bei öffentlichen Landkutschen, zum Bothschaftgehen und andern dergleichen Dingen gebraucht zu werden. Im Jahr 1681 wurden im ganzen Königreiche alle protestantische Notarien, Advokaten, Thürsteher und Gerichtsdiener abgesetzt. Ein Jahr nachher mußten alle Bediente der Großen, der Edelleute und Oberrichter verabschiedet werden.

Da die Hugonotten ferner durchaus kein Richteramt bekleiden sollten, und überhaupt von allen bürgerlichen Bedienungen und Anwaltschaften ausgeschlossen waren, so besorgte man, sie möchten sich fortan häufiger auf die Arzneiwissenschaft legen. Das konnte aber durchaus nicht geduldet werden. Protestantische Aerzte mußten ja nothwendig dem Seelenheil katholischer Kranken höchst nachtheilig werden, indem sie ihnen ihre Gefahr, und die rechte Zeit, sich mit den heiligen Sakramenten zu versehen, verschwiegen. Es wurde ihnen daher unter schwerer Bedrohung verboten, ferner die Arzneikunst zu lernen oder zu treiben. Gleichfalls wurde ihnen aus bösem Argwohn das Geschäft der Wundärzte und Apotheker untersagt; ja keiner sollte auch nur ein Handwerk treiben können. Endlich gieng man in dem Verbot aller ehrlichen Arten, sein Brod zu

verdienen,

verdienen, so weit, daß man auch keine protestantische Wehemütter mehr leiden wollte. Sie sollten so lange keiner Gebährenden beistehen, als sie die Nothwendigkeit einer Taufe neugeborner Kinder auf der Stelle läugnen würden.

Eine Ungerechtigkeit folgte auf die andere. Ein Arret des Staatsrathes befreite alle Neubekehrte auf drei Jahre von der Verbindlichkeit, ihre Schulden zu bezahlen. Dieses traf größtentheils die vormaligen Glaubensbrüder solcher Menschen, welche, da sie weiter nichts zu verkaufen hatten, ihre Religion verkauften. Man befreite sie zugleich von allen Schulden, welche sie ehedem gemeinschaftlich mit ihren Brüdern gemacht hatten. Ein anderer königlicher Befehl verbot die Veräußerung des Vermögens — ein abscheulicher Eingriff in das Recht des Privateigenthums, welcher allein schon die Kraft hatte, alle Verbindung zwischen König und Unterthanen zu zerreissen. Die Intendanten aus den Provinzen erhielten Befehl, die Steuren der Neubekehrten auf ihre vorigen Mitbürger zu legen, und diese noch durch andere Auflagen, welche man taxes d'office nannte, mürbe zu machen. Es ist beinahe unglaublich, wie weit diese Härte getrieben wurde. Wer z. B. vorher in dem Steuerregister mit vierzig oder fünfzig Livres angesetzt war, der wurde durch diese Auflage auf sieben bis achthundert Livres gesteigert. Ein Intendant über den andern suchte sich dem Hofe durch immer neue Bedrückungen zu empfehlen. Kam es bei bürgerlichen Streitigkeiten zwischen einem Katholiken und Protestanten auf ein Stück Land oder eine Geldsumme an, so machte die Religion bei dem Urtheile fast jedesmal den Entscheidungsgrund aus. Die Mönche, die zur Bekehrung der Ketzer verordneten Missionarien und die Beichtväter

 behaup-

behaupteten den abscheulichen Satz, daß ein Nichtkatholik jedesmal Unrecht haben müße, und nur sehr wenige Richter konnten dem blinden Religionseifer, oder der Furcht, für Gönner der Ketzerei gehalten zu werden, widerstehen. Dieß wirkte eine Menge ungerechter Urtheilsprüche, und wer sich darüber beklagte, bekam zur Antwort: „Ihr habt ja die Hülfe in Händen; warum werdet ihr nicht katholisch?" Man stellte gegen die Hugonotten Verfolgungen an, unter dem Schein, ihre Verbrechen zu bestrafen; man hörte falsche Zeugen gegen sie ab, von denen man wußte, daß sie falsch waren; und dennoch verdammte man den Angeklagten zur Peitsche, zur Galeere, zur Landesverweisung. Wenn auch noch ein Rest von Ehre und Gewissenhaftigkeit in dem Richter wohnte, so war doch der falsche Zeuge versichert, daß er nicht bestraft wurde. Diese Art von Verfolgung traf vornemlich die Prediger, welche stets von Horchern umgeben waren, die ihren Worten die verhaßteste Deutung gaben, um sie zur Strafe ziehen zu können.

Um die Ketzerei im Keime zu ersticken, richteten die Verfolger ihr Augenmerk auch auf die Kinder. Es ward den Hugonotten untersagt, die Kinder in ihren Schulen etwas anders lehren zu lassen, als Lesen, Schreiben und Rechnen. Ihre Akademieen zu Sedan, Saumur, Puilaurens und Die sollten geschlossen werden; das Singen der Psalmen in den Privathäusern ward untersagt; die Eltern wurden genöthiget, ihren neubekehrten Kindern ein übergroßes Kostgeld zu bezahlen, und ihren unmündigen Kindern keine andere, als katholische Vormünder zu setzen. Ein Edict von 1682 befahl: alle unehelichen Kinder beiderlei Geschlechts, von welchem Stande und Alter sie wären, müßten in der katholischen

lischen Religion unterrichtet und erzogen werden. Schon vorher war eine Verordnung da, daß siebenjährige Kinder die protestantische Religion abschwören, und die katholische annehmen könnten, weil in dem Edict von Nantes nicht ausdrücklich gesagt worden, daß sie bis zu diesem Alter unter der Gewalt ihrer Eltern seyn sollten. Als man diese Verordnung in einigen Provinzen vollzog, und in die Häuser der Eltern solcher Kinder sogar Soldaten geschickt wurden, flüchteten sich sogleich viele protestantische Familien aus Poitou, Saintonge und andern benachbarten Gegenden. Diesen bot der König von England alle Erleichterung an, und ermunterte sie, sich in seinem Reiche niederzulassen. Der König von Dänemark versprach ihnen freie Religionsübung in eigenen Kirchen, nebst andern Vortheilen, und die Stadt Amsterdam erbot sich, ihnen tausend Häuser zu bauen, in welchen sie mit geringen Kosten leben könnten; auch Geldvorschüsse wurden ihnen angeboten.

Als die Minister erfuhren, daß so viele Künstler, Manufacturisten und Kaufleute, die der Staatskasse durch ihre Gewerbsamkeit nicht geringe Vortheile brachten, das Reich verlassen wollten, so wurde jeder mit der Galeerenstrafe bedroht, der es wagen würde, über die Grenze zu gehen. Mehrere protestantische Familien verkauften ihre liegenden Güter; diese wurden aber sogleich auf den Fall eingezogen, wenn die Verkäufer innerhalb eines Jahres aus Frankreich wegzögen. Man nahm den Protestanten immer mehr Gotteshäuser weg, und verjagte sie aus ihren Schulen. An einigen Orten, wo sie ehemals Kirchen gehabt hatten, versammelten sie sich gleichwohl zum Gottesdienste; man griff sie an, zerstreute sie, und die Gefangenen unter ihnen,

nen, worunter auch Prediger waren, wurden hingerichtet.

Bei allen diesen Maaßregeln erklärte der König einmal über das andere: seine Absicht wäre es gar nicht, die Kraft des Edicts von Nantes zu schwächen, sondern er wolle es nur in einem und dem andern Punkte näher untersuchen und erklären lassen. Zum Schein mißbilligte er auch öffentlich das Verfahren einiger Intendanten in den Provinzen, welche aber doch nicht gestraft wurden, und nicht gestraft werden konnten, weil sie königliche Befehle aufzuzeigen hatten.

11.

Dragonerbekehrungen. Die Wölfe unter den Schaafen.

Die fürchterlichste Geißel der Protestanten war der Kriegsminister Louvois, ein äußerst hartherziger und grausamer Mann, der Schöpfer der französischen Kriegseinrichtung, der seinen König dadurch in den Stand setzte, die Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe wagen zu dürfen, und zum Theil auszuführen. Aber auch der Schöpfer sehr vielen Unglücks, das durch diese Kriege über Frankreich gekommen ist. Er liebte den Krieg leidenschaftlich, und die Mordbrennereien, welche die französischen Heere auf seinen Befehl in der Pfalz verübten, haben seinen Namen in ganz Europa dem Abscheu und der Infamie auf immer geweiht. Diesem Manne schenkte Ludwig sein ganzes Vertrauen, und er war es vornemlich, der zur blutigsten Verfolgung und Ausrottung der Ketzer Veranlassung gab. Da ihm aus vielen Erfahrungen bekannt war, daß der König alle Plane schnell ausgeführt wissen wollte, und

da

da er sich vor den unzähligen Schwierigkeiten fürchtete, die mit der Bekehrung so vieler tausend Unterthanen verknüpft waren, so hielt er die bewaffnete Gewalt für unumgänglich nothwendig, wenn man mit den Ketzern fertig werden wollte. Er beredete daher den König, Kriegsvölker in die Gegenden zu schicken, wo die Hugonotten die zahlreichsten und angesehensten Einwohner ausmachten, um ihre vermeinte Bekehrung desto schneller zu vollenden.

Anfangs wurde nur ein Regiment Reuter ausgesandt, mit dem Befehle, den Hugonotten doppelte Einquartierung zu geben. Bald aber überschwemmte Louvois alle Städte und Schlösser im südlichen Frankreich, wo die Hugonotten die größte Anzahl ausmachten, mit Soldaten, die blos in die Wohnungen der Ketzer eingelegt werden sollten. Mit gutem Bedacht verbarg er dem Könige seine Grausamkeiten, schrieb aber den Vollstreckern seiner Wuth: „Es ist der Wille des Monarchen, daß man diejenigen die höchste Schärfe empfinden lasse, und sie bis aufs Aeußerste treibe, welche seine Religion nicht annehmen, oder die thörichte Ehre haben wollen, die letzten zu seyn.“

Diese Soldaten, Mönche und Intendanten, denen das Bekehrungsgeschäft übergeben war, vollzogen die grausamen Befehle des Ministers nur allzu pünktlich. Wenn sie in einer Provinz oder in einem Ort einrückten, so machten sie den Hugonotten zuerst den Befehl des Königs bekannt, daß sie auf der Stelle katholisch werden sollten, mit der Drohung, wofern sie nicht gutwillig gehorchten, würde man Gewalt brauchen. Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß sie bereit wären, dem Könige Gut und Leben aufzuopfern, aber ihrer Ueberzeugungen nicht Meister wären, so rückten die Dragoner in Begleitung

tung ihrer weltlichen und geistlichen Anführer heran, besetzten alle Zugänge, drangen mit dem Degen in der Faust in die Plätze ein, und schrieen mit fanatischer Wuth: „Sterbt oder werdet katholisch!“*)

Die barbarischen Legionen wurden nun in die Häuser der Hugonotten einquartiert, und wirthschafteten mit den Häusern und Gütern derselben als mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Wochen. Nur selten gelang es, von dem Erworbenen etwas in Sicherheit zu bringen, oder der Raubgier zu entziehen. Zuerst verschleuderten die bewaffneten Bekehrer alle Lebensmittel, die sie bei ihren Wirthen antrafen; dann raubten sie alles, was sie an Geld, Kostbarkeiten und Kleinodien besaßen; endlich vergriffen sie sich an ihren Personen, und verübten an ihnen alle Arten von Grausamkeiten. Männer und Frauen, einer anständigen Behandlung gewohnt, wurden ohne Unterschied blutdrünstig, ja wohl gar ungesund geprügelt. Die Kinder wurden den Müttern aus den Armen gerissen, die geistlichen Bücher durch des Henkers Hand ins Feuer geworfen, den Weibern, die französische Psalmen sangen, die Haare abgeschnitten. Prediger, die ihre Heerde nicht verlassen wollten, wurden zum Rade verurtheilt. Schwache Greise, die dem Grabe entgegen wankten, wurden zum Altare geschleppt, und unter furchtbaren Lästerungen gezwungen,

*) Die Franzosen selbst bezeichneten diese verabscheuungswürdige Gewaltthaten mit dem Namen: Dragonerbekehrung (les Dragonades), Bekehrung durch Einquartierung (les Conversions par logemens), und die gestiefelte Mission (la Mission bottée).

gen, das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen. Die Zurückgefallenen wurden in die abscheulichsten Gefängnisse geworfen, die Neubekehrten umgab man mit Auflaurern, welche alle ihre Seufzer zählten, und Väter wurden auf das Angeben ihrer Kinder verurtheilt. Die Sterbenden quälte man noch in ihren letzten Augenblicken mit der aufgedrungenen Bekehrung, und ließ sie des Todes Bitterkeit zehenfach empfinden. Die Leichname derer, die nur aus Furcht ihren Glauben abgeschworen hatten, nachher aber bei einer protestantischen Religionsübung oder auch nur über einer unkatholischen Aeußerung ertappt worden waren, wurden wieder ausgegraben, mit Füßen getreten, und auf den Schindanger geworfen. Die viehische Wollust wurde ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Ort befriediget; die Unmenschen schändeten Weiber vor den Augen ihrer Männer, und Töchter in den Armen ihrer trostlosen Mütter.

Wenn die Soldaten eigentlich niemanden das Leben nehmen sollten, so schienen sie doch die stillschweigende Erlaubniß zu haben, durch ihre Quaalen und Drangsale den Tod eines solchen Unglücklichen zu beschleunigen. Und diese Verfolgungen trafen nicht blos den Bürger und Landmann, sondern auch den Adel. Seine Güter wurden verwüstet, seine Häuser geplündert, seine Schlösser niedergerissen, seine Kinder entführt, und der wilde Dragoner schonte weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand. Diejenigen, die in Paris eine Zuflucht zu finden glaubten, erhielten durch einen Parlamentsschluß die Weisung, wieder nach Hause zu gehen. Wenn die Dragoner durch ihre Barbareien einige Hugonotten zu einer scheinbaren Glaubensänderung gezwungen hatten, so veränderten sie ihre Quartiere,

und

und begaben sich in die Häuser derer, die noch standhaft blieben, so daß diese am Ende alle Soldaten bekamen, die bisher unter alle Hugonotten des Orts vertheilt gewesen waren. Aenderte ein Hausherr seinen Glauben, so wurde er doch noch nicht frei, wenn nicht sein ganzes Haus dasselbe that, und wenn einer von seinen Hausgenossen entwich, so hörte man noch nicht auf, ihn zu quälen, bis er ihn wieder herbeigeschafft hatte. Einige ließen sich bewegen, um von ihren Peinigern los zu werden, eine ziemlich zweideutige Abschwörungsformel zu unterschreiben, die ihnen vorgelegt wurde. Dieß war aber eine bloße Schlinge, in der man sie zu fangen suchte, denn nach wenigen Tagen wurden sie gezwungen, eine weit härtere Formel zu unterschreiben, in der sie überdieß bezeugten, daß sie die katholische Religion willig angenommen hätten, und daß sie weder durch Vorstellungen noch durch Gewalt dazu gezwungen worden wären. Wehe dem, der jetzt noch einige Schwierigkeit machte, alle Ceremonieen des katholischen Gottesdienstes aufs genaueste mitzumachen! man belegte ihn mit Geldstrafen, die Dragoner zogen wieder bei ihm ein, und es läßt sich denken, welche neue Barbareien und Mißhandlungen dann vorfielen.

Das Abscheulichste bei diesem unmenschlichen Verfahren war, daß man in alle Häfen und Grenzstädte strenge Befehle geschickt hatte, alle Personen anzuhalten, die das Reich verlassen wollten, und wofern sie keine authentischen Zeugnisse aufweisen könnten, daß sie katholisch wären, sollte man sie ohne weiters in die Gefängnisse werfen, und als Staatsverbrecher behandeln. Die Wuth gieng so weit, daß man sogar einige benachbarte Staaten zwingen wollte, keine Flüchtlinge aufzunehmen, und die aufgenommenen zurück zu senden.

Der

Der Anfang mit diesen Grausamkeiten wurde in Bearn gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saintonge, Poitou, Languedoc und Dauphiné. Hierauf wandte sich der Dämon des Fanatismus hinauf nach der Normandie, Picardie, nach Bretagne, Champagne, Bourgogne, Orleanois, Isle de France und die übrigen Provinzen. Freilich häuften sich auf diese Art die sogenannnten Bekehrungen zu vielen Tausenden; allein ausserdem, daß eine Menge der Bekehrten ihrer Religion im Herzen zugethan blieb, beharrten auch unzählige Andere standhaft, mitten unter allen Leiden, bei derselben. Ohngefähr viermal hunderttausend Hugonotten wurden genöthiget, in die Messe zu gehen; manche von ihnen warfen die Hostie weg, welche sie empfangen hatten, und wurden dafür lebendig verbrannt. Während dieß alles geschah, gab sich die hohe französische Geistlichkeit, die im Jahr 1682 eine berühmte Versammlung zu Paris hielt, das Ansehen, als wenn sie durchaus keine Gewalt gegen die Protestanten gebraucht wissen wollte. In einem Umlaufschreiben an die übrigen Bischöfe nannte sie die so grausam Verfolgten ihre geliebten Brüder, gegen die sie keine andern Waffen gebrauchen wolle, als die Waffen der Liebe und der väterlichen Ermahnung.

12.

Widerrufung des Edicts von Nantes. Unmenschliche Grausamkeiten. Flucht der Hugonotten und Aufnahme derselben in andern Ländern.

Von den zahllosen Gewaltthaten und unerhörten Grausamkeiten, die an den Hugonotten verübt

übt wurden, wußte der König, in dessen Namen sie geschahen, das wenigste. Das Geschrei der Unglücklichen drang nicht in sein Ohr; seine Umgebungen erhielten ihn in dem eitlen Wahne, das Bekehrungsgeschäfte habe den erwünschtesten Fortgang. Man legte ihm fortdaurend von den angeblich Neubekehrten so große Verzeichnisse vor, daß es seinen Schmeichlern und Rathgebern leicht wurde, ihn zu überreden, es seyen nur noch wenige Hugonotten vorhanden, und zwar meist unruhige Köpfe, die mit Ernst zum Gehorsam gebracht werden müßten. In dieser falschen Voraussetzung erließ der König eine Verordnung, wodurch das Edict von Nantes, als ganz überflüssig, widerrufen und völlig aufgehoben wurde *).

Am achtzehenten October 1685 ward das Widerrufungsedict publicirt, und von allen Parlamentern ohne Widerrede angenommen. Es besteht aus einer Vorrede und zwölf Artikeln. In der Vorrede erklärt der König, daß sein Großvater, Heinrich der Vierte, das Edict von Nantes in keiner andern Absicht gegeben, und daß es sein Vater, Ludwig der Dreizehente, in keiner andern Absicht durch sein Edict von Nimes bestätiget habe, als mit desto größerem

---

*) Mit Entzücken unterzeichnete der Kanzler le Tellier, der Vater des Kriegsministers Louvois, und mit diesem von Einer Denkart, die sehnlichst gewünschte Verordnung auf dem Todbette, und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren." — Man glaubt, den König damit zu entschuldigen, daß ihm die wahre Lage der Sachen unbekannt war. Entschuldigt es aber den Bankerottier, der in Sorglosigkeit und Lüstelei eigenes und fremdes Vermögen durchgebracht hat, wenn man sagt, er war von den Angelegenheiten seiner Handlung übel unterrichtet? Ludwig hätte sehen können und sollen.

größerem Nachdruck an der Vereinigung ihrer sogenannten protestantischen Unterthanen mit der römischen Kirche zu arbeiten. Er selbst auch habe bei seiner Gelangung zur Krone diese Absicht gehabt, woran er aber durch Kriege gehindert worden sey, die er mit den Feinden seines Staats zu führen gehabt habe. Allein, da er jetzt mit allen europäischen Mächten im Frieden lebe, so habe er alle seine Sorge und Fleiß angewendet, diese Vereinigung glücklich zu Stande zu bringen. Gott habe ihm auch die Gnade erzeigt, und ihm dieses sein Vorhaben gelingen lassen. Weil nun der beste und größte Theil seiner Unterthanen von der gedachten Religion die katholische angenommen hätte, so wären die Edicte von Nantes und Nimes und andere nachher gegebene, ganz und gar unnütz. Im ersten Artikel widerruft und unterdrückt er dieselben in ihrem ganzen Umfange, und befiehlt, daß alle Kirchen der Hugonotten, die sich noch in seinem Königreiche befänden, unverzüglich niedergerissen und der Erde gleich gemacht werden sollen. In dem zweiten verbietet er alle Versammlungen zur Uebung gedachter Religion, unter was für Vorwand solches auch geschähe. Der dritte untersagt auch allen Herren, von was für Stande sie nur seyn mögen, diese Religionsübung, unter angedrohter Einziehung ihrer Personen und Güter. Der vierte verbannt alle Prediger der Hugonotten aus seinem Königreiche, und aus den unter seiner Bothmäßigkeit stehenden Ländern, und befiehlt ihnen, unter Strafe der Galeeren, dieselben in einer Zeit von vierzehen Tagen nach der Bekanntmachung des Edicts zu räumen. Im fünften und sechsten Artikel verspricht er den ketzerischen Predigern und ihren Wittwen, so sie sich bekehren würden, Belohnungen und Vortheile. Im siebenten

und

und achten verbietet er den Unterricht der Kinder in der sogenannten protestantischen Religion, und verordnet, daß die, so geboren werden, in Zukunft in der katholischen Religion getauft und erzogen werden sollen. Er befiehlt auch Vätern und Müttern, dieselben, unter einer Geldstrafe von fünfhundert Livres, in katholische Kirchen zu schicken. Im neunten Artikel wird denen, die sich schon aus dem Königreiche begeben haben, eine Frist von vier Monaten bestimmt, in welcher sie dahin zurück kommen können; nach Verlauf dieser Zeit sollen ihre Güter eingezogen werden. Der zehente verbietet nochmals allen seinen Unterthanen, ihren Weibern und Kindern von gedachter Religion, sich aus dem Königreiche zu entfernen, oder ihre Habe aus demselben wegzuschaffen, unter Galeerenstrafe für die Männer, und unter der Strafe der Einziehung, sowohl ihrer Güter als Personen, für die Weiber. Der eilfte bestätiget die vorher schon gemachten Erklärungen gegen Zurückgefallene. Der zwölfte und letzte erklärt, daß seine andern Unterthanen von gedachter Religion, in Erwartung, daß sie Gott erleuchten werde, in den Städten seines Königreichs, und in den unter seiner Bothmäßigkeit stehenden Ländern bleiben, ihr Gewerbe daselbst fortsetzen, und ihre Güter allda genießen könnten; daß sie unter dem Vorwande gedachter Religion, weder beunruhiget, noch verhindert werden sollten, so lange sie nemlich sich aller öffentlichen und heimlichen Uebung derselben enthalten würden.

Das Edict wurde sogleich nach seiner Bekanntmachung auf das härteste vollzogen. Um die Richtigkeit des zwölften Artikels recht deutlich zu machen, folgte eine tyrannische Verordnung auf die andere. Man gebot den Eltern bei großer Geldstrafe, ihre

Taufen

Taufen und Trauungen von katholischen Priestern vollziehen zu lassen; ihre Kinder in die katholischen Schulen zu schicken, oder man nahm sie ihnen geradezu weg, steckte sie in Klöster, und ließ sie dafür schweres Kostgeld bezahlen. Die Aerzte durften keinem Kranken, die Wehemütter keiner Gebährenden beistehen, wenn beide nicht ihren väterlichen Glauben abschworen. Keiner durfte ein Testament machen, keiner eine Schenkung seines Vermögens ertheilen. Alle Ehen, die ein protestantischer Priester eingesegnet hatte, wurden für ungültig, und die aus ihr erzeugten Kinder für Bastarde erklärt. Um endlich keine Abscheulichkeit ungethan zu lassen, gebot eine königliche Verordnung, daß die Kranken, welche das Sakrament nicht nehmen wollten, wenn sie geneseten, zu den Galeeren verdammt seyn, und stürben sie, ihre Körper auf den Schindanger geworfen werden sollten. Dieser Verordnung gemäß wurden viele unmenschliche Exekutionen vorgenommen, welche auch nicht eher nachließen, bis die katholischen Pfarrer darum Ansuchung thaten, alswelche ihre Begräbnißgebühren den Henkersknechten nicht überlassen wollten.

Alle diese Verordnungen waren noch gelinde, gegen die Greuelthaten, die bald darauf folgten. Ganze Regimenter Dragoner mit Mönchen, losgelassenen Mördern, mit Spitzbuben, wurden im Namen Gottes ausgesandt, um die sanfte Lehre Jesu unter den Hugonotten zu verkündigen. Die Grausamkeiten, welche diese königlichen Henkersknechte verübten, übersteigen allen Glauben. Die unterirdischen tödtlichen Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht in die katholische Kirche gehen wollten. Sechzehenhundert protestantische Kirchen wurden nie-

der

dergerissen, und nur sechzig neue katholische Kirchen entstanden dafür. Alle Neubekehrte nöthigte man, aus gerechtem Mißtrauen, fast täglich zu neuen Glaubensproben, und da auch das nicht half, vervielfältigte man die Strafen und Quaalen auf eine unerhörte Art. Den Soldaten, welche mit den Mördern an ihrer Spitze bekehren sollten, war jede Grausamkeit erlaubt, ausgenommen die gelindeste, mit einemmal zu tödten. Sie ließen ihre Wirthe, auf deren Kosten sie zechten und schwelgten, so lange tanzen, bis sie ohnmächtig hinsanken; man goß ihnen wider ihren Willen berauschende Getränke ein, und behauptete dann, sie hätten während dieser Sinnlosigkeit ihren Glauben abgeschworen. Einigen zog man unter die Nase einen Strick, den man hinter dem Kopfe zuband, und hieng sie so an Balken, daß der zarteste Theil ihres Gesichts die Schwere des ganzen Körpers tragen mußte. Andern band man die großen Zehen mit feinen Stricken, knüpfte sie hinterwärts mit den Daumen oder der Hand zusammen, und zog sie so fest an, daß die Stricke im Fleisch einschnitten und versteckt blieben. Hierauf umwand man Füße und Hände mit einem größeren Stricke, und indem sie denselben über einen Balken oder eine Rolle aufzogen, wipten sie den Unglücklichen oft so lange, als das Seil es aushielt. Einem Bauer zog man mit Fett gefüllte Stiefeln an, und machte sie so lange an einem Feuer heiß, bis ihn der Schmerz aller seiner Kräfte beraubte. Einen Andern band man auf eine entsetzliche Art zusammen, umwand seine Finger, stach Nadeln unter die Nägel, zündete in seinen Ohren Pulver an, durchbohrte ihm an vielen Orten das dicke Fleisch, und goß in die Wunden Essig und Salz. Einen Andern ließ man dreißig Gläser Wasser hinter einander austrinken,

und ihm alsdann Talg von einem brennenden Lichte in die Augen tröpfeln, bis er starb. Da stellte man Frauenzimmer ohne Unterschied des Standes, des Alters, der Erziehung, Tage lang nackend auf die Straßen; nicht genug sie nur zu schänden, durchstach man ihnen die Augen und die Brüste mit Bajonetten. Dort wurden Mütter Tage lang an die Bettpfosten gebunden, und ihnen gegen über fesselte man ihre Säuglinge, um sie durch dieses zweifache Leiden zur Annahme des katholischen Aberglaubens zu zwingen. Andere quälte man durch erzwungenes Wachen so lange, bis sie ihren Verstand verloren.

So unerschöpflich war die Erfindungskraft der Barbaren in Aussinnung entsetzlicher Quaalen, vor denen das Blut in den Adern starrt. Kein Wunder, daß in kurzer Zeit Tausende, zusammen der zwanzigste Theil aller Hugonotten, unter entsetzlichen Quaalen das Leben verloren, blos weil sie sich nicht in die Messe zwingen liessen. Die Unglücklichen gaben lieber mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit ihr Vermögen, ihre Kinder, ihre Freiheit und ihr Leben hin, als daß sie Wahrheiten verläugneten, die ihnen theuer waren.

Den unglücklichen Schlachtopfern der Religionswuth blieb das Auswandern auch nach der Aufhebung des Edicts von Nantes bei schwerer Strafe verboten. Die Grenzen des Landes und alle Ausgänge waren gleichsam mit einer zusammenhängenden Kette von Schildwachen umzogen, überall lauerten Häscher und Stockmeister, die Seeküste ward aufs sorgfältigste bewacht, und von dem Untergange der Flüchtlinge wurden die greulichsten Nachrichten verbreitet. Dennoch war des Auswanderns kein Ende, und binnen drei Jahren fanden gegen fünfzigtausend Familien Mittel, aus dem Reiche zu entkommen.

Es fehlte nicht an solchen, die mit Lebensgefahr für ein Stück Geld die Flüchtlinge über die Grenzen brachten; und so häuften sich Verbrechen aller Art in dieser zur Ehre des Glaubens unternommenen Verfolgung. Die Zurückbleibenden durften weder öffentlich noch heimlich bei Lebensstrafe zu ihrem Gebete zusammenkommen; man jagte sie auf in ihren Wäldern und Schlupfwinkeln; man setzte Preise auf ihre Köpfe. Dennoch erröthete man nicht, dem Könige zu sagen, er habe keine andere Waffen und Kräfte wider die Feinde Gottes angewandt, als solche, die ihm der liebevolle Eifer für ihre Bekehrung, und die offenbare Gerechtigkeit dargereicht hätte, und der Erfolg davon sey der glücklichste gewesen. Was aber jeder Gewissenszwang älterer und neuerer Zeit lehrte, daß Gewalt zwar Altäre umstürzen, aber nicht Einsichten aufbauen kann, das mußte auch Frankreich in der Folge erfahren. Ohngeachtet fünf- bis sechsmal hunderttausend Hugonotten, und drüber, die Freiheit ihres Gewissens binnen weniger Jahre außer ihrem Vaterlande suchten, so blieb doch noch eine große Menge tapferer Bekenner zurück, die zuletzt durch fortgesetzte Grausamkeiten zu einem wilden Eifer der Gegenwehr entzündet wurden. In Languedoc allein waren noch gegen zweimal hunderttausend Hugonotten, und unter allen nachfolgenden Stürmen hat sich das Licht der bessern Erkenntniß bis auf unsere Tage erhalten.

Die unglücklichen Flüchtlinge, die ihren Verfolgern nach der Aufhebung des Edictes von Nantes entgangen waren, und die man Refugiés nannte, fanden in mehreren protestantischen Ländern, besonders in der Schweiz

Schweiz *), in Deutschland, Holland und England eine sehr freundschaftliche Aufnahme und Unterstützung. Besonders wohlwollend gegen sie bewies sich der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Schon am 29sten Oktober 1685, also eilf Tage nach Widerrufung des Edicts von Nantes, erließ er eine öffentliche Bekanntmachung, worinn er sie zu Niederlassungen in seinen Ländern einlud. Officiere und

 Kriegs-

*) In dem Schreiben, in welchem die verfolgten Hugonotten die reformirten Kantone der Schweiz um Aufnahme und Schutz flehen, sagen sie unter anderm: „Es würde umsonst seyn, den ganzen Umfang unsers Elends schildern zu wollen; nur das Eine und Andere wollen wir in möglichster Kürze berühren. Jenes Blutbad am St Bartholomäusfeste, bei welchem über dreitausend Menschen erwürgt worden, kömmt noch in keine Vergleichung mit dem Schicksale der jetzigen Protestanten in Frankreich. Unsere Brüder übergiebt man der Mordlust der Dragoner, jener Werkzeuge des rothen Drachen, der ihnen seine Wuth einhaucht. Bei fünfzig und hunderten dringen diese Unmenschen in die Wohnungen, rauben oder verbrennen das Geräthe, verkaufen an Abtrünnige die Güter und Häuser, schleppen die Hausgenossen bei den Haaren und unter Geisselhieben zur Messe, schieben sie in Säcke und rollen sie also die Treppen und Strassen auf und ab, hängen sie in die Schornsteine, bis ihnen das Feuer auf dem Heerd die Knöchel versengt; sie giessen ihnen Wasser ein, bis sie zerbersten, siedendes Oel das ihre Eingeweide zerreißt; sie braten sie an langsamem Feuer; sie durchbohren ihr Fleisch mit spitzigen Nägeln; kurz, keine Höllenquaalen, die sie nicht ausdenken. Durchaus vertilgt blinder Religionseifer jedes Gefühl der Menschlichkeit und des Anstandes. Die schüchterne Heerde der Frauen und Töchter treibt man völlig entkleidet bei hellem Mittage über den Marktplatz; man zwingt sie zu den schändlichsten Gebehrdungen; man giebt sie dem Nothzwange Preis; bei ihrer

Kriegsfähige nahm er in seine Armee auf, und gab ihnen höhere Grade, als sie in Frankreich gehabt hatten. Künstler, Fabrikanten, Handwerker u. Landbauer erhielten eine zehenjährige Freiheit von Abgaben, die nöthige Baumaterialien und Geldunterstützungen. Die Geistlichen wurden theils bey Hofe, als Kapelläne, theils bei Kirchen der Ansiedler angestellt. Ganz Verlassene bekamen Pensionen und Gnadengehalte. Hierzu bestimmte der Churfürst vierzig tausend Thaler. Es wurde eine besondere Regierung für sie errichtet, und alles in geistlichen und weltlichen Dingen so angeordnet, wie sie es in ihrem Vaterlande gewohnt waren. So bildeten sich zu Berlin, Magdeburg, zu Halle, Frankfurt an der Oder und in andern brandenburgischen Städten, aber auch in mehreren deutschen Ländern französische Kolonien und Gemeinen, die bis auf unsere Zeiten geblühet haben. Auch in andern Ländern lebten sie geachtet, glücklich und zufrieden.

Der stolze Ludwig der Vierzehente empfand es sehr übel, daß die flüchtigen Hugonotten überall so viel Wohlwollen und Unterstützung fanden. Besonders machte er dem Churfürsten von Brandenburg die

---

ihrer Widersetzlichkeit sperrt man sie in Klöster ein; man schlägt sie mit Ruthen, man schreckt sie im Schlafe auf; wenn sie niedersinken, sticht man sie mit Stechnadeln und zwingt sie zum Tanze; kurz, man läßt sie nicht ruhen, bis sie sich entweder zum Abfalle verstehen, oder bis ihre Sinne verrückt sind. Haufenweise retten sie sich in Waldungen und Felsenklüfte, und werden von Hunger und Frost aufgerieben. Andere ertappt man auf der Flucht, und wrft sie auf jimmer entweder auf die Galeeren oder in dunkle Gefängnisse."

die bittersten Vorwürfe, daß er die barbarische Behandlung der Hugonotten eine Verfolgung genannt habe. Er drohte ihm selbst mit kochender Rache, und beklagte sich, daß der Churfürst ihm seine Unterthanen aus dem Reiche lockte, daß er ihre Widerspenstigkeit beschütze und innere Empörung begünstige. Der Churfürst verachtete aber Ludwigs Drohungen, und fuhr fort, seine verfolgten Glaubensgenossen menschenfreundlich zu beschützen.

Frankreich büßte durch die unbegreifliche Blindheit seines Königs, und durch die Raserey und Mordlust heuchlerischer Glaubenseiferer unendlich viel ein. Die Auswanderer, meistens aus dem arbeitsamen Mittelstande, bereicherten durch ihr Vermögen und ihren Kunstfleiß die Feinde ihres undankbaren Vaterlandes. Sie errichteten Seiden : Hut : und Strumpfmanufacturen und andere Fabriken, welche Waaren lieferten, die bisher nur in Frankreich verfertigt worden waren. Eine ganze Vorstadt von London wurde mit französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Verlust an Menschen war vielleicht noch geringer als der Verlust an Handel, denn mehrere Kaufmannsgüter, die man sonst aus Frankreich bezogen hatte, wurden seit der Zeit in England und Deutschland verfertiget. So lenkt der Genius der Menschheit oft selbst den Unsinn eines verwirrten Kopfes Andern zum Segen.

Am französischen Hofe war man weit entfernt, diesen Nachtheil in Anschlag zu bringen. Die feilen Schmeichler des bigotten Königs achteten allen Schaden für gering, gegen den Gewinn, daß die Ketzerey aus dem Reiche verschwunden, und mit ihren falschen Göttern über das Meer hinweg geflohen war.

Tau-

Tausend Lobreden, Lobgedichte und Predigten rühmten diese That als die größte von allen, die der König verrichtet, durch die er das Glück seines Reichs vollendet, und aller Welt Bewunderung erworben habe. Die Jesuiten im Kollegium Ludwigs des Großen stellten ein Freudenfest an, wegen glücklicher Zerstörung der Ketzerey, und einer von ihnen überreichte dem Könige von allen den schändlichen Schmeicheleyen, mit welchen redende und bildende Künste ihn dabei überschüttet hatten, ein kleines Denkbuch voll Sinnbilder und Innschriften, lateinischer und französischer Verse.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Krieg um eine Reliquie zu erobern.

Don Ferdinand, König von Leon und Castilien, hatte im eilften Jahrhunderte dem heiligen Johannes dem Täufer zu Ehren, eine schöne Kirche zu Leon erbauet. Ihr fehlte nur noch die Reliquie eines Heiligen. Besonders strebte Ferdinand nach dem Körper der heiligen Justa, einer Märtyrerinn des christlichen Glaubens, deren Körper, wie es hieß, in Sevilien zu finden war. Aber Sevilien befand sich in den Händen der unglaubigen Mauren. Um den heiligen Schatz zu erhalten, fand man nach reiflicher Ueberlegung kein anderes Mittel, als — die Gewalt der Waffen; denn solcher Zweck, meinte man, heilige auch das Mittel.

Mahomet Aben Habet, der König der Ungläubigen, sah sich im tiefsten Frieden plötzlich durch ein übermächtiges christliches Heer in seinem Lande überfallen. Unvermögend zum Widerstande, kam er mit Haufen Goldes und Silbers in Ferdinands Lager und bat um Frieden. Ferdinand gewährte ihn; auch

wies

wies er die Haufen Goldes und Silbers nicht zurück, vor allem aber foderte er den Leichnam der heiligen Justa. Mahomet war gar nicht schwierig, auch dieß zu bewilligen, und sofort machten sich drei christliche Bischöfe und drei Grafen auf den Weg nach Sevilien, die Reliquien in Empfang zu nehmen. Aber es schien, als ob die Heilige, welche den Namen der Gerechten trägt, nicht der Preis eines unrecht erhobenen Krieges seyn wollte. Aller Bemühungen ungeachtet war ihr Körper in Sevilien nicht zu erforschen.

Man denke sich die Bestürzung der Bischöfe und Grafen, als sie sahen, daß sie ohne den Schatz, nach welchem ihr Monarch so sehnlich strebte, würden heimreisen müssen! Einhellig beschlossen sie, durch strenges Fasten sich den Himmel geneigt zu machen. Drei Tage hatten sie gefastet, da erschien dem einen Gesandten, dem Bischof Aloytus, im Traume eine menschliche Gestalt, voll Hoheit in der Miene.

„Ich bin der Geist des heiligen Isodorus, sprach die Gestalt. Gott will nicht, daß ihr den Körper der heiligen Justa aus dieser Stadt führt. Aber zur Vergeltung eures Eifers und zum Lohne der Frömmigkeit eures Königes, ist euch mein Leichnam geschenkt; dort ist die Stätte seiner Ruhe.“ Mit diesen Worten bezeichnete er mit einem Stabe den Ort, wo dieser köstliche Schatz zu finden sey.

Wirklich fanden die Gesandten den Heiligen an der bezeichneten Stelle in einem elfenbeinernen Sarge. Als dieser eröffnet ward, stieg der lieblichste Geruch von dem Leichnam empor. Mahomet, der nicht wußte, wer dieser heilige Isidor gewesen, verstattete an der Justa Stelle gern die Versendung der bezeichneten Knochen. Die Reliquie ward mit großem Pompe abgeführt. Der König Ferdinand eilte ihr

mit

mit seinen Söhnen entgegen, und begleitete sie nach Leon, wo sie in der Kirche des heiligen Johannes des Täufers die Verehrung der Glaubigen erhielt.

II. Der Krieg mit seinen Folgen.

Eine Scene aus dem Jahr 1499.

Der Krieg zwischen den schweizerischen Eidgenossen und dem schwäbischen Bunde, an dessen Spitze der Kaiser Maximilian stand, war eben so langwierig als blutig. Endlich zeigten drei verlorne Hauptschlachten — bei Hard, Schwaderloch und Frastenz — dem Bunde die Gefahr, worinn er sich selbst und ihr Oberhaupt gestürzt hatte. Schon seit einiger Zeit schrieben die Unglücklichen an den Kaiser Maximilian, und baten ihn dringend, aus den Niederlanden heraufzukommen, und durch seine Gegenwart den erschrockenen Muth seiner Völker wieder zu beleben, und mit der Macht des ganzen Reichs zu unterstützen.

Maximilian schloß endlich mit dem Herzoge von Geldern im Jahr 1499 einen Waffenstillstand, rückte mit einigen tausend Mann am Rhein herauf, und kam nach Freiburg im Breisgau, um mit den Schweizern einen unnützen Krieg fortzuführen. Er entbot allen Reichsständen seinen kaiserlichen Gruß, und foderte sie nachdrücklich zur Unterstützung in diesem für das Reich eben so gefährlichen als verderblichen Kriege auf. Spät aber und unvollkommen lieferten diese ihr Kontingent zu einem Kriege, den sie weniger für die Sache der Nation, als für eine Privatfehde des Hauses Oesterreich hielten, welches sie mit ihrer Hülfe nicht noch mächtiger machen wollten.

Die

Die Kaiserlichen waren fortgesetzt unglücklich; denn gegen die Tapferkeit der freiheitsliebenden Schweitzer, vermochten flüchtige Söldlinge nichts. Der Kaiser rückte von Freiburg weiter herauf in seinen vorderösterreichischen Ländern. Er ritt durch abgebrannte Dörfer und verheerte Saaten, und hörte überall das Geschrei verwaiseter Kinder und Wittwen, die ihre Männer verloren hatten. Als er die eingerissenen Landwehren sahe, sagte er entrüstet zu denen, die ihn begleiteten: „mit so viel Volk und Geschütz, hinter so unersteiglichen Bollwerken, habt ihr euch gegen ein Handvoll Feinde nicht wehren können? Ach, nicht die Ausgelassenheit der Landsknechte, sondern die Feigheit und Unwissenheit ihrer Anführer sind Schuld an unserer Niederlage.“

Um diese Zeit kam der Hauptmann Bilibald Pirkheimer, welcher diesen Krieg im Geiste der Alten beschrieben hat, mit dem Kontingent von Nürnberg im kaiserlichen Lager an. Maximilian kannte ihn schon als einen herzhaften Mann voll militairischer Klugheit, und gab ihm deshalb den Auftrag, mit zweihundert Mann die Zufuhr von Proviant zu decken, welche der Herzog von Mailand dem Kaiser versprochen hatte, und woran sein großes Heer in dieser armen Berggegend schon seit mehreren Tagen Mangel litt.

„Als ich, erzählt dieser wackere Geschichtschreiber, in ein großes aber abgebranntes Dorf kam, traf ich am Ende desselben auf zwei alte Frauen, welche an die vierhundert kleine Kinder wie eine Heerde vor sich her trieben. Sie waren alle von Hunger hager und abgezehrt; ein entsetzlicher Anblick! Ich fragte die Weiber: wohin sie diese Armee von Kindlein treiben wollten? — Sie antworteten mir mit einem verwirrten Blick, und konnten vor Mattigkeit

und

und Schmerz kaum den Mund öffnen. Ihr werdet es bald sehen, war alles, was die eine von ihnen hervorbrachte. Ich folgte ihnen. Sobald wir auf die nächste Wiese kamen, fielen die Kinder auf ihre Knie, weideten das Gras mit den Händen ab, und verzehrten es. Durch die Gewohnheit hatten sie schon gelernt, die unschmackhaften und ungesunden Kräuter stehen zu lassen, und besonders die säuerlichen auszusuchen. Ob diesem traurigen Anblicke ganz bestürzt, stand ich eine Weile da, und konnte kein Wort reden. Endlich sagte eine von den Alten: Siehst du nun, was diese Jammerschaar hier thut? Ach, wie viel besser, wenn sie nie geboren wären! Ihre Väter sind erschlagen, ihre Mütter von Hunger umgekommen, ihr Haabe hat der Feind genommen, und ihre Hütten sind abgebrannt. Uns elenden Weibern und diesen Kindern wurde, um unsers Alters willen, allein Schonung gegeben. Ach, wir hoffen, das Elend werde es bald mit uns und mit ihnen ein Ende machen! Es waren ihrer vor wenig Tagen noch einmal so viel.“

„Bittere Thränen stiegen mir bei dieser Erzählung in die Augen, und ich verfluchte den Krieg mit seinen schröcklichen Folgen.“

III. Der Fladenkrieg.

Im Jahr 1542 entstand in der Palmwoche zwischen Johann Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen, und dem Herzoge Moritz, ein kleiner Krieg, wozu die Stadt Wurzen, welche unter ihrem gemeinschaftlichen

lichem Schutze stand, und die jeder sich allein zueignete, und die ausgeschriebene Türkensteuer die Veranlassung gab. Der Kurfürst hatte schon die Stadt eingenommen, und Moritz war mit seinen Truppen auf dem Marsche. Der Krieg hätte heftig werden können, denn beide Theile waren äußerst erbittert. Allein Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, Herzog Moritzens Schwiegervater, vermittelte den Streit, und Luther schickte ein, ganz in seiner Kraftsprache abgefaßtes, Schreiben an beide Fürsten. Dadurch kam in den Osterfeiertagen ein gütlicher Vergleich zu Stande, nach welchem die Feindseligkeiten sogleich aufhörten.

Weil die Soldaten gerade zu den Osterfladen nach Hause kamen, so wurde dieser kleine Krieg zum Scherz der Fladenkrieg genannt. In Luthers Abmahnungsschreiben heißt es unter andern:

„Ist's doch das Städtlein Wurzen nicht werth der Unkost, so bereis darauf gegangen ist, schweige solchen großen Zorns, so großer mächtiger Fürsten und trefflichen Landschaften, und würde bei vernünftigen Leuten nicht anders angesehen, denn als zween volle Bauern sich schlügen in Kretzschmar umb ein zerbrochen Glas, oder zween Narren umb ein Stück Brods, ohne daß der Teufel und seine Glieder aus solchen Funken ein groß Feuer aufbliesen und also den Feinden eine Freude, den Türken ein Gelächter, dem Evangelio eine sonderliche Schande anthäten. — So wäre auch dieser Krieg, wie beide Theile wohl wissen (wo sie es bedenken), kein Krieg, sondern eine rechte Aufruhr, ja wohl ein Hausaufruhr, da Vater und Sohn, Bruder und Vetter in einander fallen. — Ich gedenke Herzog Friedrichs, seligen Gedächtnis, da er mit Erfurt übel stand, wollten ihm etliche Krieger Erfurt erlaufen, wo er fünf Mann wagen wollt.

Es wäre zu viel, sprach er, an einem Mann, so doch Erfurt viel ein ander Brate in die Kuchen wäre, denn Wurzen. Das war ein Fürst."

IV. Eine schauderhafte Kriegsscene aus dem Königreich Fetz.

Mehemet Almehoi, König von Fetz, hatte den Plan, sich ein benachbartes friedliches Volk zu unterwerfen, und strengte alle seine Kräfte an, ihn auszuführen. Doch bewundernswürdig war der unerschütterliche Widerstand der verzweifelnden Nachbarn. Nach langwierigen Anstrengungen sah sich der Tyrann genöthiget, trotz mehrerer, nicht unbedeutender Siege, den Krieg in die Länge zu ziehen, und seine Truppen begannen bereits, der fruchtlosen Aufopferungen überdrüßig zu werden.

Mehemet Almehoi beschloß nun eine Hauptschlacht, und jagte in die bereits siegende Feinde seine Leute mit solch einer blinden schonungslosen Wuth, daß sie unmuthig zu weichen begannen. Um ihre gesunkene Tapferkeit neuerdings anzufeuern, bediente sich der Unmensch folgender entsetzlicher Kriegslist. Er berief eiligst eine Anzahl solcher Officiere heimlich zu sich, auf deren Ergebenheit er noch am meisten rechnen zu können glaubte, und verhieß ihnen die glänzendsten Belohnungen, wenn sie sich auf kurze Zeit in Gräben wollten stecken lassen, als wären sie in der Schlacht geblieben. Für Oeffnungen zum Athemholen wolle er schon sorgen, und kämen dann die abergläubischen Soldaten zu diesen Gräbern, so soll-

ten sie erklären, daß sie nun das, was ihnen der König verheißen hatte, wirklich gefunden hätten, und derjenigen Glückseligkeit des Märtyrerthums genössen, welche jedem, der in der Schlacht umkäme, unausbleiblich zu Theil werden würde.

Die List war freilich ziemlich plump; aber Mehemet Almehoi kannte seine Leute. Genug, die Officiere ließen sich zu der Gaukeley gebrauchen, und wurden eingescharrt. Um Mitternacht versammelte der Tyrann im Lager die Vornehmsten der Armee, und redete sie mit erheuchelter Begeisterung also an: „Auf, ihr Soldaten Gottes, ihr Vertheidiger des Glaubens, ihr Beschützer der Wahrheit; bereitet euch, einen elenden Feind zu vernichten, der auch ein Feind des Höchsten ist! Jetzt ist der Augenblick gekommen, euch seine Gunst zu erwerben. Aber ich weiß, daß in eurer Mitte Feige und Ungläubige sich befinden; wohlan, ich will euch durch ein Wunderwerk die Wahrheit meiner Verheißung bekräftigen! Gehet denn hin auf das Schlachtfeld; befraget die Glücklichen, so heute das Leben verloren; sie werden euch die Versicherung geben, daß sie nun diejenige Glückseligkeit genießen, die jedem zu Theil wird, der in diesem geheiligten Kampfe umkommt.“

Bei diesen Worten führte er die betroffene Schaar selbst hin zu den Gräbern, und rief aus Leibeskräften: „O du Versammlung getreuer Märtyrer, thue uns kund, was du von den Wundern des Allerhöchsten Gottes gesehen hast!“ Sogleich erwiederten die lebendigen Todten: „Unaussprechlich sind die Belohnungen, die wir aus der Hand des Allmächtigen empfangen haben; kein Lebendiger vermag sie zu begreifen.“ Diese Erklärung machte auf die Anführer einen so ergreifenden Eindruck, daß sie sich auf der Stelle zu ihren Truppen begaben, und ihnen mit glühender

hender Begeisterung das Wunder verkündigten. Der erloschene Muth verwandelte sich in heiße Kampfbegierde. Alles brannte vor Verlangen den Feind zu vernichten, oder vielmehr, sich selber dem Tode zu opfern, um das glückliche Loos der Gebliebenen zu theilen. Während dessen überlegte der Tyrann, daß es ihm, um nicht für einen Betrüger zu gelten, und um die Frucht seiner Täuschung nicht zu verlieren, darum zu thun seyn müsse, denjenigen ein ewiges Stillschweigen aufzulegen, die die Rolle des Betrugs übernommen hatten. Er begab sich allein hin zu den Gräbern, und belohnte die leichtglaubigen Officiere damit, daß er die engen Luftröhre verstopfte. „Empfanget nun, sagte er ihnen bei diesem empörenden Geschäfte, in jener andern Welt die Belohnungen zuerst, die ihr den Andern verkündigt habt!“

V. Oeffentlicher Zweykampf zwischen einem Deutschen und einem Italiener. *)

Als man zählte nach Christi Geburt 1487 Jahr, zog Herzog Siegmund von Oesterreich mit Heeresmacht zu Felde gegen die Venediger, durch Hilfe und Beistand mehrerer Fürsten, in trefflicher Anzahl, und lagerte sich vor die Stadt Rovoredo an der Etsch.

Des

(* Nach dem Originale der Chronik der Truchsessen von Waldburg 1r Th. S. 144. 2r Th S. 150 Diesen Kampf erzählt auch Müller im Reichstags-Theater Bd. 2. S. 133. und Giustiniani Hist. Venet. Lib. X. p. 190. Savelli lib. VIII. p. 121. B. Fulgosus de gestis Pontific. Imperat. etc, p. 96. P. Bembo Hist. Venet. Lib. I. p. 19.

Des unterstanden sich die Venediger zu wehren und lagerten sich gegen ihn. Und als beide Heere etliche Tage neben einander gelegen, schrieb ein Walch *) Antonio Maria genannt, ein Sohn des Signor Ruberto, der damals der Venediger Hauptmann, und in trefflichem Ansehen war, in das österreichische Heer: Ob jemand sey unter den Deutschen, der mit ihm kämpfen wolle, den wollte er bestehen. Da das dahin kam, sagte Graf Hanns von Sonnenberg, ein geborner Truchseß von Waldburg: das will ich thun, und mag er kommen. Ich will kämpfen mit ihm von wegen der Deutschen, zu Rosse, um tausend Goldgulden (Dukaten) auch Waffen u. Roß." Und ward der Kampf also abgeredet, daß der Kampf sollte gehalten werden zwischen beiden Lagern, und verboten seyn bei Strafe des Henkens, daß jemand ein Wort reden, winken, zurufen, Zeichen geben ꝛc. sollte. Die Zeugen waren Ritter und Edle, eine erlesene Anzahl, und das Zeichen war St. Katharina. Wenn einer der Kämpfenden dieses schrie, sollte zugelaufen werden.

Als sie auf die Bahn kamen, legte jeder seine Lanze ein, und als die Trompeten erklangen, rannten sie auf einander zu. Der Graf fehlte seinen Gegner, dieser aber traf ihn auf die Brust. Aber an des Welschen Pferde brach das Eisen, es rannte davon, und warf ihn über die Schranken. Er raffte sich aber sogleich wieder auf, und nun traten beide mit den Schwerdtern gegen einander. Der Welsche entrang ihm dasselbe, und hatte der Graf nur noch Kolbe und Dolch. Die Kolbe warf er weg. Da erschracken die Deutschen gar sehr, und meinten er wolle sich gefangen geben. Da lief der Welsche ihn mit

*) Wale; Welscher; Italiäner.

mit seinem eigenen Schwerdte an, und der Graf machte mit seinem Dolche ein Kreuz vor sich, sprang seinem Gegner aus dem Stiche, und unterlief ihn. Nun kam es zum Ringen. Der Welsche vermeinte den Deutschen niederzuwerfen, aber es wollte nicht gehen, und beide fielen zusammen nieder. Des Welschen Kopf lag unter dem Arme des Deutschen, und jenes linken Hüfte über ihm. Des Ringens ziemlich matt, griff endlich der Deutsche nach des Welschen Blöße mit der linken Hand, hob ihm etlichemal den Ringharnisch auf, wechselte den Dolch mit der andern Hand, faßte den Dolch an der Klinge, in die er sich selbst schnitt, brachte aber doch den Dolch seinem Gegner in die Blöße, und stach ihm denselben von hinten hinauf an dem Beine, drei bis viermal in den Leib, bis der Dolch stecken blieb, so, daß er ihn am Hefte fassen konnte, und den Welschen hart verwundete. Da schrie dieser Santa Catarina! Sogleich liefen die Grieswärtel hinzu, sie aus einander zu bringen, und der Deutsche stand als Sieger auf. Sogleich fiel er wieder nieder auf die Knie, und dankte Gott für den Sieg. Antonio Maria wurde aufgehoben und verbunden, und mit vielen andern Welschen ins Lager geführt, wo sie wohl empfangen und traktirt wurden. Die Kämpfer beschenkten einander mit schön geschmückten Rossen, und wurden nachher die besten Freunde, wechselten Briefe, und schickten einander Geschenke; aber die tausend Dukaten bezahlte der Welsche nicht, ob er sie gleich verloren hatte, und der Deutsche mahnte ihn nicht.

In der Stiftskirche zu Wolfegg sieht man auf einer hölzernen Tafel den Kampf abgemalt, mit einer Erzählung desselben, in alten deutschen Reimen.

VI. Meutereyen englischer Seeleute.

Der Geist der Unzufriedenheit, der sich, während des französischen Revolutionskrieges, in Großbritannien, und in den damit verbundenen Ländern, aller Stände und Klassen des Volks bemächtiget hatte, zeigte sich besonders bey den Seeleuten in furchtbar drohender Gestalt. Sie rebellirten auf kleinen und großen Flotten sowohl, als auf einzelnen Schiffen, um eine Erhöhung des Soldes, und die Auszahlung desselben in den bestimmten Terminen zu ertrotzen.

Die blutigste von allen Meutereyen, die auf einzelnen Kriegsschiffen statt hatten, brach am zwei und zwanzigsten September 1797 auf der Fregatte Hermione, in Westindien aus, und endigte damit, daß der Kapitain des Schiffs, Pigot, mit seinen Officieren und einigen ihm ergebenen Seeleuten, in allem vierzig Personen ermordet wurden, und die Rebellen zu den Spaniern übergiengen. Von denjenigen, welche sich über ganze Flotten verbreiteten, ist der Aufstand, den Richard Parker leitete, bey weitem der furchtbarste, und merkwürdig genug, um eine Stelle in den Annalen des Krieges der Britten mit den Franzosen zu verdienen. Ein schwimmender Staat, ohne Land, von einem gemeinen Matrosen geleitet, und doch mächtig genug, mehrere englische Küsten zu ängstigen, den brittischen Handel zu beunruhigen, und die Engländer gerade in dem Augenblicke an ihre Abhängigkeit vom Schicksal zu erinnern, wo sie den höchsten Gipfel des Reichthums, der Macht und des Einflusses auf alle Völker der Erde, eine vollkommene Alleinherrschaft zur See errungen hatten, ist eine in ihrer Art einzige Erscheinung.

Der Anführer dieses Aufstandes, der im May 1797 in der Nore entstand, Richard Parker, stammte von einer angesehenen Familie aus Exeter her, erhielt eine gute Erziehung, und hatte am Ende des amerikanischen Krieges auf einem brittischen Kriegsschiffe als Lieutenant gedient. Nach Wiederherstelluug des Friedens verschwendete er nicht nur sein und seiner Gattinn Vermögen, sondern machte auch so viele Schulden, daß er, als der französische Revolutionskrieg ausbrach, in Edinburg gefangen saß, und dadurch bewogen ward, gegen ein gutes Handgeld, welches er mit dem Gläubiger theilte, der ihn hatte gefangen setzen lassen, Dienste zu nehmen.

Richard Parker wiegelte nicht allein die Mannschaft des Linienschiffes Sandwich, in welchem er diente, auf, sondern zog auch noch zehen andere Linienschiffe und viele Fregatten in seinen Bund, blokirte mit seiner Flotte die Themse, und nahm von den ankommnenden Schiffen, was er zum Unterhalte seiner Leute nöthig hatte. Wie er sich nichts weiter zueignete, als was zu seiner und der Seinigen Erhaltung unentbehrlich schien, so ließ er auch, mit einem von ihm unterzeichneten Paß, die Fahrzeuge neutraler Nationen und die englische Kohlenschiffe durch, und feierte am vierten Junius den Geburtstag des Königs auf die gewöhnliche Art.

Da mehr als drei Fünftheile des ganzen brittischen Handels in und über London betrieben werden, so durfte die Themse nicht lange gesperrt bleiben. Man sendete deswegen den Grafen Northesk, einen Liebling der Seeleute, an die Rebellen ab. Er fand zwar eine sehr freundliche Aufnahme, wurde aber mit dem Auftrage entlassen, dem Könige die Bedingungen zu eröffnen, unter denen sie zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten, und ihnen binnen vier und zwan-

zig Stunden eine bestimmte Antwort zu überbringen. Da die Rebellen nicht nur auf die Erhöhung und ordentliche Bezahlung ihres Soldes drangen, sondern auch manche unbilligere Foderungen machten, und unter andern verlangten, daß freiwillig zurückkehrende Deserteure nicht bestraft, verabschiedete Officiere nicht anders als mit Zustimmung der Schiffsmannschaft wieder aufgenommen werden sollten, so wurde beschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Die Rebellen erleichterten der Regierung den Sieg durch Uneinigkeit und Unentschlossenheit. Ein Schiff nach dem andern fiel von Parker ab, und zuletzt bezeugte auch die Mannschaft auf dem Linienschiffe Sandwich, eine so entschiedene Neigung zum Uebergange, unter der Bedingung eines Generalpardons, daß sich Parker selbst ebenfalls ergeben mußte.

Einer von den Repräsentanten der Rebellen, Namens Wallaje, erschoß sich, sobald er die königlichen Truppen anrücken sah; Parker hingegen ließ sich ruhig arretiren, und läugnete nicht, daß er die Rolle eines Anführers und Präsidenten übernommen habe. Mit vieler Ruhe und Geistesgegenwart führte er seine Vertheidigung, und behauptete, daß er nicht der Stifter der Rebellion sey, sondern nur darum an derselben Theil genommen habe, um der Wildheit der Rebellen Einhalt zu thun, die außerdem weit schröcklichere Verheerungen angerichtet haben würden. Da er indessen den Vorwurf nicht von sich ablehnen konnte, daß er befohlen habe, auf das Schiff Repulse zu feuern, als es die Linie der Rebellen verließ, so wurde er zum Tode verurtheilt. Er gieng ihm mit vieler Würde und Fassung entgegen, und sagte, als ihm das Todesurtheil vorgelesen wurde: „Meine Herren, ich unterwerfe mich Ihrem Ausspruche der mit Ueberzeugung, zu der mich die Pflicht ver-

verbindet, aber auch mit der Ueberzeugung, daß ich den Eingebungen eines schuldlosen Gewissens gefolgt bin. Der Gott, welcher der Menschen Herzen erforscht, wird mich nicht verstoßen, und mein Vaterland wird durch meinen Tod mit mir ausgesöhnt werden. Die braven Leute, die sich mit mir vereinigten, erhalten ohne Zweifel Verzeihung, und mir macht der Gedanke Freude, daß sie gewiß alle gern zu ihrer Pflicht zurückkehren. "

Parkers Leichnam wurde zu Scheerneß begraben; seine Frau grub ihn aber, mit Hülfe einiger andern Weiber wieder aus, und brachte ihn nach London, wo sich Neugierige haufenweise und so zahlreich um ihn versammelten, daß die Regierung in die Mitte treten, und ihn auf dem Whitechapel-Gottesacker begraben lassen mußte. Von seinen Mitschuldigen wurden nur Wenige hingerichtet, Andere ausgepeitscht, bei weitem die meisten aber, nach dem vom Admiral Duncan erfochtenen Siege, vom Könige begnadiget.

Fünfte

Fünfte Abtheilung.

Reise-Abentheuer.

I. Schiffbruch eines portugiesischen Ostindienfahrers.

Im Jahr 1585.

Der Portugiese Carracks segelte im Jahr 1585 von Lisabon nach Goa, einer sehr reichen und blühenden Kolonie dieser Nation in Ostindien. Am Bord eines dieser Schiffe waren nicht weniger als 1200 Mann von Schiffsleuten, Reisenden, Predigern und Mönchen. Der Anfang ihrer Fahrt war glücklich; aber nicht viele Tage darauf stieß, durch ein Versehen des Steuermanns, das Schiff auf einen Felsen, und sie sahen den nahen Tod vor ihren Augen. In dieser Noth befahl der Kapitain, daß das große Boot ausgesetzt werden sollte. Darinn hatte er eine kleine Quantität Schiffszwieback und einige Büchsen Marmelade: selbst sprang er nun hinein, und neunzehn andere folgten ihm, die nun mit ihren Schwerdtern verhindern wollten, daß keine mehr in das Boot springen möchten, damit dasselbe nicht untersänke.

So kärglich ausgerüstet segelten die Verunglückten auf dem großen indischen Meere umher, ohne Kompas, wornach sie steuren könnten, ohne anderes frisches Wasser als das, was zufälliger Weise vom Himmel fallen wollte, dessen Barmherzigkeit allein sie retten konnte.

Nach vier oder fünf Tagen starb der Kapitain an einer Krankheit. Um der Verwirrung vorzubeugen, sahen sie sich genöthiget, einen ihrer Kameraden zu ihrem Befehlshaber zu erwählen. Dieser machte ihnen den Vorschlag zu loosen, und jeden vierten Mann über Bord zu werfen, denn ihr geringer Vorrath an Lebensmitteln war nun so weit verzehrt, daß er nicht hinlänglich war, ihnen das Leben länger als drey Tage zu erhalten. Alle stimmten dafür, so daß vier aus ihrer unglücklichen Gesellschaft sterben sollten. Der Kapitain, ein Mönch und ein Zimmermann, wurden durch eine allgemeine Beistimmung ausgenommen. Das Loos wurde geworfen; drei von den ersten unterwarfen sich ihrem Schicksale, nachdem sie vorher gebeichtet und Absolution erhalten hatten. Das vierte Schlachtopfer war ein vornehmer Portugiese, der einen jüngern Bruder im Boote hatte. Da dieser sah, daß sein Bruder über Bord geworfen werden sollte, umarmte er ihn mit der größten Innigkeit, und bat ihn unter einem Strome von Thränen, er möchte ihn an seiner Stelle sterben lassen, und unterstützte seine Bitte damit, daß er ihm vorstellte, er wäre ein verheuratheter Mann, hätte Weib und Kinder zu Goa, überdieß noch drey Schwestern, die völlig von seiner Unterstützung abhiengen; er selbst hingegen wäre unverheurathet und sein Leben von nicht großer Wichtigkeit. Er beschwor ihn daher, daß er ihm erlauben möchte, seine Stelle zu vertreten, und versicherte, er wolle lieber für ihn sterben, als ohne ihn leben. Er-

Erstaunt und gerührt über diese Großmuth, erwiederte der ältere Bruder: es würde, da der Himmel dieses Leiden einmal über ihn verhängt habe, gottlos und ungerecht seyn, einen andern für sich sterben zu lassen, und vornemlich einen Bruder, der ihm so lieb wäre. Der jüngere ließ sich dadurch nicht abwendig machen, sondern wurde vielmehr noch dringender; er schlang sich um seines Bruders Kniee, und hielt ihn so fest, daß die Gesellschaft ihn nicht loswinden konnte. So stritten sie eine Weile; dann hat der Aeltere ihn, Vater seiner Kinder zu seyn, und befahl seine Gattinn und Schwestern seinem Schutze. Aber alles, was er sagte, war nicht im Stande, den Jüngern in seinem Entschlusse wankend zu machen.

Ein rührender Auftritt, der jede menschliche Brust mit Mitleiden erfüllen mußte. Zuletzt wich die Standhaftigkeit des ältern Bruders dem dringenden Flehen des Jüngern, und er gab es zu, daß der brave Jüngling seine Stelle verträte. Ohne weiteren Aufschub wurde er in die See geworfen; da er aber gut schwimmen konnte, so erreichte er bald das Hintertheil des Boots, und ergrief das Ruder mit der rechten Hand. Dieß merkte einer, von den Schiffsleuten, und hieb die Hand mit seinem Schwerdte ab. Diese fiel in die See, aber mit der linken Hand gewann er bald wieder seinen Griff. Auch diese Hand wurde durch einen zweyten Hieb abgehauen. So zerstümmelt bemühte er sich demohngeachtet, mit seinen Füßen, und den blutenden, aufwärts gehaltenen Stumpfe, sich über dem Wasser zu erhalten.

Dieses rührende Schauspiel erregte ein solches Mitleiden bei der ganzen Gesellschaft, daß sie ausriefen: „Er ist nur ein Mann; wir wollen ihn zu retten suchen.“ Sogleich wurde er ins Boot hinauf

aufgezogen, wo seine Hände so gut verbunden wurden, als es die Umstände erlaubten. Sie ruderten darauf die ganze Nacht. Den folgenden Morgen, als die Sonne aufgieng (als ob der Himmel den Biedersinn und die seltene Tugend des jungen Mannes belohnen wollte) rief einer: „Land!“ und aus Aller Munde ertönte ein jubelndes: „Land! Land!“

Es waren die Berge von Mosambik in Afrika, nicht weit von der portugiesischen Kolonie, welche die Schiffbrüchigen erblickten. Glücklich erreichten sie alle diese Kolonie, und blieben daselbst so lange, bis das nächste Schiff von Lissabon vorbeipassirte, und sie nach Goa brachte. Bei der Stadt Linschoten, versichert ein zuverlässiger Schriftsteller, sah er sie selbst landin, speißte zu Abend mit den beiden Brüdern, verband dem jüngern seine verstümmelten Arme, und hörte die Geschichte aus ihrem eigenen Munde.

II. Der Korsar Ali Pegli.

Marc Anton Falopi, ein Genueser, hatte als Kaufmann in Cadix beträchtliche Reichthümer erworben, und schiffte sich mit dem einzigen neunjährigen Kinde auf einem für diesen Zweck erkauften, kleinen Fahrzeuge ein, um in die Heimath zurück zu kehren. Plötzlich erschien auf der Höhe von Valenzia die Galeere des Ali Pegli, eines berüchtigten Korsaren des siebenzehenten Jahrhunderts, und verfolgte das schlecht bemannte Fahrzeug. Fast erreicht warf sich Falopi, um der Sklaverey zu entrinnen, mit den Matrosen in die See, und schwamm der nahen Küste zu. Die Türken bestiegen ihre Prise, und machten Anstalt, sie mit sich fortzuführen.

Mäch.

Mächtiger als die Graue vor dem Verhängnisse, welchem Falopi eben entgangen war, sprach bei diesem Anblicke die Wehmuth der Vaterliebe in seinem Herzen an, denn mit dem Schiffe ward ihm ja das Kleinod des Lebens, das einzige holdselige Töchterchen, welches er in dem Arme des sanften Schlafes, auf demselben zurück ließ, für immer entführt. Der trostlose Vater drang daher, so weit ers vermochte, in das Meer vor, und winkte, vermittelst eines Tuches, dem Korsaren. Dieser schickte, von dem Zeichen befremdet, ein Boot ab; es brachte den freiwilligen, eben erst auf Gefahr seines Lebens entronnenen Sklaven an den Bord der Galeere. Dieser sprach vor dem Korsaren: „Ich unterwerfe mich um meines Kindes willen, das ich nicht lassen kann, euerer Willkühr. Laßt uns frei; bestimmt das Lösegeld.“

Ali Pegli sah ihn freundlich an; er foderte sechs tausend Piaster; sie wurden alsbald zugestanden. Da erhob sich ein genuesischer Sklave von der Ruderbank und rief: „Dieser Gefangene ist mein Landsmann, ich kenne ihn nnd seine Umstände. Der Kauz erwarb genug, um mindestens das vierfache zu bezahlen.“ Ali horchte auf und sprach: „parola de mi, e parola de mi.“ Mein Wort; ist mein Wort, zieh in Frieden, — und damit ließ er den Vater sammt dem Kinde nach der spanischen Küste zurückbringen.

III. Gefahrvolle Fahrt eines hannövrischen Truppenkorps nach Gibraltar.

Im Jahr 1775.

Der brittische Kapitain Neal erhielt im Jahr 1775 von

von seiner Regierung den Befehl, auf dem Schiffe Union ein Korps hannövrischer Truppen von 187 Mann nach Gibraltar zu führen. Die Truppen wurden zu Ritzebüttel eingeschifft, und giengen am ersten November 1775 nach Gibraltar unter Segel. Bis zum dreizehenten desselben Monats war die Fahrt sehr glücklich, aber am vierzehenten zwischen sieben und acht Uhr des Morgens kam der Kapitain Neal, und meldete den Officieren der Truppen mit großer Bestürzung, das Schiff habe einen Leck bekommen, und lasse so viel Wasser ein, daß es in Kurzem untersinken müsse. Er ließ sogleich drei Schaluppen aussetzen, und rieth den hannövrischen Officieren, sich derselben zu bedienen, um ein nicht allzuweit entferntes Transportschiff zu erreichen. Die Officiere sprangen eiligst in eine der Schaluppen, allein, da sie noch in die Taue verwickelt war, so schlug sie um, und alle ertranken.

Der Kapitain sah dieß traurige Schauspiel mit an, war aber blos mit seiner eigenen Rettung beschäftigt. Ohne sich lange zu besinnen, sprang er in eine andere Schaluppe, und damit ihm die hannövrischen Soldaten nicht folgen könnten, rief er dem Steuermann zu, die Taue auf der einen Seite der Schaluppe abzuhauen, während er sie auf der andern loszumachen suchte. Die bestürzten Soldaten wollten alle gleichfalls das Schiff verlassen, allein der Lieutenant Wiederburg, jetzt ihr einziger Befehlshaber, hielt sie durch das Versprechen zurück, daß er mit ihnen leben und sterben wollte. Statt sich gegenseitig zu verständigen und gemeinschaftlich zu arbeiten, hieben der Kapitain Neal und der Steuermann die Taue nicht zu gleicher Zeit entzwey. Die Schaluppe neigte sich auf der einen Seite schnell in's Wasser, und versank vor den Augen der Soldaten; ein einziger Matrose erreichte wieder das Schiff.

Alles dieses ereignete sich binnen einer Viertelstunde. Die Mannschaft, welche im Schiffe geblieben war, befand sich in der gefahrvollesten Lage. Das Schiff war voll Wasser, und die Leiter und Rathgeber waren jetzt sechs unwissende und ungeschickte Matrosen; die nicht einmal steuren konnten. Es schien fast unvermeidlich, daß die Unglücklichen ein Opfer des unzeitigen Lärms des Kapitains werden würden.

Der Lieutenant Wiedeburg that inzwischen alles, was die Umstände erlaubten, um wo möglich das Schiff und die Mannschaft zu retten. Er bewog alle, die noch an Bord waren, unaufhörlich zu pumpen, und zu gleicher Zeit ließ er Nothsignale geben, um damit ein anderes Schiff, das man von ferne gewahr wurde, zu Hülfe kommen möchte. Aber die See war so stürmisch, daß beinahe alle Hoffnung zur Rettung verschwand. In der Nacht löschte der Wind die Schiffslaterne aus, und am folgenden Morgen war das Schiff verschwunden, von dem man Hülfe erwartete. Die Unglücklichen glaubten ohngefähr 40 bis 50 Schritte von dem Kap Finisterre entfernt zu seyn, und strengten alle ihre Kräften an, sich demselben zu nähern. Zwei Tage lang pumpte die ganze Mannschaft ohne Unterlaß, und am 15ten November des Nachmittags um zwei Uhr, da sich der Himmel einmal etwas aufgeklärt hatte, entdeckten sie, obgleich in einer sehr weiten Entfernung, Land. Aber Abends um sechs Uhr berichteten die Matrosen dem Befehlshaber, nunmehr sey fast alle Hoffnung zur Rettung verschwunden, und nach aller Wahrscheinlichkeit würden sie binnen einer halben Stunde sämmtlich in den Wellen begraben seyn.

Auf dem ganzen Schiffe herrschte Stille und Traurigkeit. Nach Verlauf von einer Stunde war wieder Hoffnung zum Leben; aber bald darauf rief

ein

ein alter Matrose, welcher jetzt das Ruder führte: „Land, Land!“ und der neben ihm stehende Matrose schlug sofort beide Hände zusammeu, und rief ganz laut: „Gott sey meiner armen Seel gnädig, alles ist verloren, wir bleiben nicht mehr über eine Viertelstunde am Leben.“ Nun folgte wieder auf dem ganzen Schiffe ein höchst rührender Auftritt. Alle Soldaten fingen an zu beten, und Gott anzuflehen um ein seliges Ende. Ein Freund und ein Landsmann suchte und rief den andern, um sich noch einmal zu umarmen, und auf ewig Abschied zu nehmen. Einige umarmten sich fest, und wollten mit einander sterben. Viele stürzten ihrem Befehlshaber um den Hals, küßten ihn, und nahmen sehr beweglich von ihm Abschied.

Das Schiff faßte während der Zeit öfters Grund, und that dabei solche Stöße, daß man auf dem Verdecke kaum stehen konnte. Das Ruder brach in Stücken, der alte Matrose ließ aber das Steuerruder nicht eher fahren, als bis es gleichfalls zerbrach, und ihm aus den Händen fiel. Er blieb stehen, und erwartete in dieser Fassung seinen Tod. Unter steten Gedanken, daß jeder Augenblick der letzte sey, und unter beständigen Stössen des Schiffs ward eine Stunde hingebracht. Nun sagten wieder einige Matrosen: „Wir sind außer Gefahr, das Schiff steht still, es hat sich im Sande bereits so feste gesetzt, daß nichts mehr zu befürchten ist; sobald es Tag wird, wollen wir Anstalten machen, um ans Land zu kommen.“ Man feuerte eine Kanone ab, und that ein paar Schüsse mit dem kleinen Gewehr, auch eine brennende Laterne wurde am Mittelmast aufgehängt; aber auf alles dieses entdeckte man nichts von Menschen.

Das Land, in dessen Nähe sich das Schiff befand, war die Insel Rhe', die an den Küsten von

reich im Ozean liegt, ziemlich stark bevölkert ist, und dem französischen Handel mannigfachen Vortheil gewährt. Glücklicher Weise war eben die Zeit der höchsten Fluth, als das Schiff sich dieser Insel näherte. Es gieng mit der Fluth nicht nur über die Felsen weg, auf welchen es bei der Ebbe gescheitert hätte, sondern es war auch so nahe als möglich ans Land getrieben. In der ganzen Gegend war dieser Weg der einzige, den ein solches Schiff kommen konnte, ohne in Stücken zu gehen. Es kam aber glücklich zwischen den Felsen, die auf beiden Seiten im Wasser verborgen waren, hindurch. Das Meer ist in dieser Gegend immer sehr unruhig, und bei der geringsten Veränderung des Wetters wüthend, daher sich niemals auch nur ein Fischerboot alsdann dahin wagt. Obgleich nun endlich das Schiff nicht mehr fortgieng, so wurde es doch noch immer stark bewegt, und die Stöße ließen erst mit der Fluth nach. Die Wellen schlugen es indeß immer, und sprützten über das Verdeck.

Unter allerlei Berathschlagungen und Erwartungen brach endlich der so sehnlich gewünschte Morgen des sechzehenten Novembers an. Jeder hatte die Augen nach dem Lande gerichtet, um Entdeckungen zu machen. Das erste, was sie erblickten, waren Pferde, die am Strande des Meeres giengen. Bald darnach kamen Bauern, die das Schiff immer eine gute Weile ansahen, und dann den Pferden folgten. Hierauf ritten Einige am Strande herunter, beobachteten die Hannoveraner genau, und nahmen sodann wider ihren Weg ins Land hinein. Ungefehr eine Stunde nachher bemerkte man viele Leute. Das Ufer ward bald voll von Menschen, und viele unter ihnen hatten blaue Uniformen und weisse Cocarden auf den Hüthen. Hieraus schlossen unsere Freunde, sie befinden sich an der französischen Küste. Die

Die Franzosen gaben sich die äußerste Mühe, ihnen alle zu ihrer Rettung möglichen Mittel durch Zeichen zu bedeuten. Ihr ganzes Betragen ließ schon zum Voraus eine freundschaftliche Aufnahme von ihnen erwarten, und die hannövrischen Soldaten empfanden darüber eine lebhafte Freude. Die Regiments-Zimmerleute hatten, nach Anweisung der Matrosen, in der Eile ein Fahrzeug gemacht von zwey langen Balken, die an den Enden durch zwey Queerbalken befestiget wurden; unter jeden Queerbalken band man eine leere Tonne, und man nagelte Bretter aus den Bettstellen über die langen Balken. Auf diesem Fahrzeuge hatten höchstens 6 Mann Platz. Die am Ufer stehenden französischen Officiere gaben durch Schreyen und Winken zu verstehen, es sey keine Zeit zu verlieren. Das Fahrzeug ward also vom Schiffe herabgelassen. Derstärkste von den sechs Matrosen wagte es mittelst einer langen Stange, mit solchem nach dem Lande zu schiffen, um einen Strick hinüber zu bringen, den man vorne an das Fahrzeug band, damit man die Schiffsbesatzung sodann ans Land ziehen könne. An dem andern Ende des Fahrzeugs war gleichfalls ein Strick festgemacht, womit solches wieder zurück ans Schiff gezogen werden konnte.

Es war schröcklich anzusehen, wie dieser Matrose mit seinem Fahrzeuge in den Wellen herum arbeiten mußte. So oft er solche ankommen sah, legte er sich platt auf sein Fahrzeug nieder, und sobald solche über ihm weg waren, sprang er wieder in die Höhe, und fieng an zu arbeiten. Er würde aber doch nicht durchgekommen seyn; denn ungefehr 20 Schritte vom Schiffe ragte die Spitze eines alten Dammes aus dem Wasser, und zog sich von beiden Seiten bis ganz nach dem Ufer. Diesen Damm konnte man jedoch nur bei der niedrigsten Ebbe se-

hen. Bei der Fluth fuhren die Wellen über ihn weg, bei der Ebbe hingegen stießen sie daran ab, und prellten allemal wieder zurück. Sobald also der englische Matrose sich der Stelle näherte, wo sich der alte Damm befand, nahmen ihn die Wellen wieder eben so weit mit zurück, als er vorwärts gearbeitet hatte. Endlich wagte ein französischer Matrose sein Leben, und kam vom Lande ab, durch's Wasser, bis an's Fahrzeug, sprang auf dasselbe, nahm den Strick und kam glücklich damit wieder zu Lande. Nun wurde der englische Matrose mit seinem Fahrzeuge wieder nach dem Schiffe zurückgezogen, und sofort auch der Anfang gemacht mit Ausschiffung der Mannschaft.

Die Franzosen kamen nicht vom Ufer, wagten öfters selbst ihr Leben, und ihrem Beistande hatte man es hauptsächlich zu danken, daß am Abende 75 Personen aus dem Schiffe sich gerettet sahen, die sogleich in der Kaserne einquartirt und mit allem Nothwendigen versehen wurden. Am 17ten Novbr. konnten, wegen der Heftigkeit des Windes, nur 55 Mann ans Land gebracht werden, am 18ten aber wurden vollends die übrigen gerettet. Bei diesem Schiffbruche kamen in allem sechs Officiere, ein Feldwundarzt, vier Unterofficiere, sieben Soldaten, ein Weib und verschiedene Matrosen um. Die Geretteten wurden auf der Insel Rhe', bis zum 13sten Januar 1776 von den Franzosen aufs wohlwollendste verpflegt. An diesem Tage schifften sie sich auf einem englischen Schiffe nach Gibraltar ein, wo sie ohne weitere Gefahr ankamen.

Zum Zeichen seiner Dankbarkeit sandte König Georg von England tausend Pfund Sterling, zur Vertheilung unter die Garnison der Insel Rhe', welche zur Rettung der Hannoveraner beigetragen hatte.

Die

Die Vertheilung geschah im Februar 1776, und gab Veranlassung zu einem seltenen Zuge von Großmuth. Bei der Eintheilung der Summe auf die Köpfe, kamen 15 Louisd'or auf die Grenadiere des Regiments Royal. Als man ihnen aber das Geld anbot, weigerten sie sich einstimmig, dasselbe anzunehmen, indem sie sagten: „Wir werden von unserm Könige bezahlt, und können keine Belohnung dafür annehmen, daß wir gegen Unglückliche die Pflichten der Menschlichkeit erfüllt haben."

IV. Reiseabentheuer in einer Herberge.

In Gesellschaft eines Freundes machte Herr von Conange eine Reise durch das mittägige Frankreich. Eines Abends überaschte sie ein Ungewitter, und sie mußten in einem Wirthshause einkehren, das sonst nichts empfehlendes hatte, als daß Herr von Conange den Wirth als einen rechtlichen Mann kannte. Der letztere that alles, um es den Reisenden so bequem zu machen, wie seine Lage es ihm nur erlaubte, aber freilich erlaubte diese nicht sehr viel. Die wenigen Zimmer, aus denen das Wirthshaus bestand, waren bereits von Fremden besetzt, und es blieb nur noch ein großer Vorsaal am Eingange des Hauses mit einem kleinen Verschlag daran übrig. So wenig das auch war, so mußten Herr von Conange und sein Freund sich doch damit begnügen. In dem Verschlag stund ein eben nicht sehr einladendes Bett, doch ward es für den Freund des Herrn von Conange bestimmt, während letzterer im Vorsaal schlafen wollte, worinn man auch das Abendbrod einnahm. Sie hatten sich vorgenommen, sehr früh wieder abzureisen, legten sich also zeitig in ihre verschie-

denen Betten, und fielen bald in tiefen Schlaf. Nicht lange dauerte dieser jedoch für Herrn Conange, denn er erwachte von dem Geschrey seines Freundes, daß ihn jemand erwürgen wolle. Obschon Herr von Conange dieses hörte, so konnte er sich doch nicht so ganz aus den Armen des Schlafes reissen, um sich vollkommen bewußt zu werden, was sein Freund denn eigentlich wolle. Endlich merkte er aber doch, daß dieser höchst klägliche Töne ausstieß, und er fragte ihn daher ängstlich, was ihm fehle? — Aber keine Antwort, kein Ton mehr, alles war still wie der Tod.

Herr von Conange sprang jetzt, ernstlich beunruhiget, aus dem Bette, nahm sein Licht, und gieng in den Verschlag. — Wie groß war sein Schrecken, sein Staunen, als er seinen Freund entseelt auf dem Lager fand, unter den erwürgenden Händen eines Todten, der mit Ketten gefesselt war! Er rief nun selbst laut nach Hülfe und schnell eilte der Wirth herbei; dessen Furcht und Beben deutlich zu erkennen gab, daß er an diesem Auftritte keinen Antheil gehabt habe. Doch drängte vor allen Dingen die Nothwendigkeit, den Versuch zu machen, seinen leblosen Freund wieder ins Leben zurück zu rufen, Herrn von Conange mehr, als die Untersuchung dieser geheimnißvollen Begebenheit selbst. Man ließ den Dorfchirurg augenblicklich holen, und befreiete indeß den Reisenden von den mordenden Umarmungen des Todten, dessen Hand im Todeskrampf des Reisenden Kehle so fest zngeschnürt hatte, daß man ihn nur mit der größten Mühe losreißen konnte. Bei dieser Beschäftigung bemerkte man jedoch zur größten Freude, daß das Herz des Reisenden noch, obschon unmerklich schlug, dagegen sein Mörder keinen Lebensfunken mehr spüren ließ. Aderlässe brachten des Hrn.

von

von Conange Freund nach und nach wieder zu sich, er ward in ein anderes Bette gebracht und der Ruhe überlassen.

Nun konnte erst Herr von Conange nach den nähern Umständen dieses schauderhaften Abentheuers fragen, und der Wirth erklärte sie ihm so. Der Todte war ein Stallknecht aus dem Hause, welcher seit einigen Tagen Zeichen von Wahnsinn an sich hatte bemerken lassen. Diese waren so heftig geworden, daß man ihn gestern mit Ketten im Stalle hatte anschließen müssen. Unstreitig hatte er nun diese in einem der heftigsten Anfälle gesprengt, und war durch eine kleine Thür, die zum Unglück offen geblieben und aus der Sattelkammer in jenen Verschlag führte, in diesen getreten, wo er sonst geschlafen und der Reisende jetzt sein Bett eingenommen hatte. In der Wuth des Wahnsinns hatte er diesen für einen Räuber gehalten, ihn angefallen, und war in dieser Anstrengung auf ihm gestorben.

Nach einigen Tagen war Herr von Conange's Freund ganz wieder hergestellt, versicherte aber, daß er solchen Schrecken in seinem Leben nicht erlitten hätte, und daß er gewiß, wenn er nicht glücklicher Weise ohnmächtig geworden, in Wahnsinn gerathen wäre, hätte dieser schauderhafte Zustand nur noch einige Augenblicke länger gewährt.

V. Englische Expedition nach Botany-Bay.

Eine Unglücksgeschichte aus dem Jahr 1789.

Die brittische Regierung sandte im July 1789 drei Schiffe mit tausend Missethätern nach der jungen Ko-

 lonie

lonie in Botany-Bay. Eines derselben hatte 250 männliche Verbrecher am Bord, von denen die Hälfte durch die Richter zum Tode verurtheilt worden war. Schon einige Monate vorher war ein anderer Transport dahin abgeschickt worden, und zwar in Begleitung eines Kriegsschiffes, der Guardian genannt, unter dem Kommando des Lieutenant Riou, eines Zöglings des Weltumseglers Cook, der seinem Lehrer Ehre machte. Das Schiff, welches er commandirte, hatte 123 Mann an Bord, unter welchen sich 25 Verbrecher befanden. Die Ladung desselben bestund in lebendigem Vieh aller Gattungen, worunter auch 58 Kühe und sechs Pferde waren; ferner in Pflanzen und in allen Arten von Lebensmitteln, so wie in zahllosen Bedürfnissen zur Nahrung, Kleidung und Wohnung der unglücklichen Verbannten. Die National-Artikel allein waren, ohne das Privateigenthum zu rechnen, an 70,000 Pfund Sterlinge werth. Es hatte ferner an Bord die Bagage vieler in andern Schiffen abgegangenen Officiere, und die Geschenke an Nothwendigkeiten des Lebens, die theils wohlthätige Personen, theils Verwandte und Freunde den elenden Kolonisten sandten. Das Verdeck glich einem Garten; die Pflanzen blüheten, und die Thiere waren so gesund, wie auf ihrem mütterlichen Boden.

Nach einer glücklichen Fahrt legte Riou am Vorgebirge der guten Hoffnung vor Anker, und nahm daselbst noch mehr Vorrath ein. Zehen Tage nach der Abfahrt vom Kap befand sich das Schiff, es war am 22 December 1789, auf dem Weltmeere, unter dem 44sten Grade der südlichen Breite und dem 42sten Grade der östlichen Länge. Das Wetter war neblicht, und als sich der Himmel aufheiterte, entdeckte man in der Nähe eine Eisinsel. Lieutenant Riou ließ darauf los steuern, um sich mit

Eis

Eis zu versehen, zur Ergänzung des Wasservorraths, da das viele Vieh an Bord täglich eine große Quantität verzehrte.

Als man der Eisbank nahe kam, wurden die Böte ausgehoben, und verschiedene Eisklumpen aufgenommen. Das Schiff legte während der Zeit bei; die Eisbank verursachte zwar eine starke ungünstige Strömung, und hatte selbst auf den Wind Einfluß, indessen kam nicht einmal der Gedanke an eine Gefahr in die Seele der Schiffenden. Sie segelten bis zum 24sten December ungestört weiter, als sie sich plötzlich von Eisbergen, Felsen und ungeheuren beweglichen Eisfeldern umgeben sahen. Dieser letzte Anblick, in einer so großen Entfernung von irgend einem bekannten Lande, war ein außerordentliches Phänomen. Das Schiff lag eine Zeitlang wie eingemauert, und niemand konnte sich die Gefahr verbergen, von den Eismassen zermalmt zu werden. Eisberge, zweimal höher wie der Hauptmast eines Linienschiffs, hiengen über das Schiff, und drohten jeden Augenblick herabzufallen und alles zu zertrümmern. Uebermenschliche Anstrengungen wurden gemacht, das Schiff weiter zu bringen; es gelang, und man eilte von dem Eise hinweg.

Der drohendsten Gefahr entronnen, fiengen die Fahrenden kaum an, sich einigermaßen zu erholen, als sie von neuem in eine tödtliche Angst versetzt wurden. Ein schwimmender Eisberg, höher als der große Mast, näherte sich dem Schiffe. Riou schrie seinen von Schrecken unbeweglich dastehenden Leuten zu, eine schickliche Wendung zu machen, wodurch das Schiff diesem Eisberge auswich. Allein bald darauf, stieß es auf einen andern Eisklumpen, der ungesehen unterm Wasser mit einer Eismasse zusammenhieng, und das Schiff auf die Seite stürzte. Ehe man es

noch

noch vermittelst der Segel wieder aufrichten konnte, wurde es eine lange Strecke geschleift, bis überströmende Wellen es in die Höhe hoben und mit sich fortführten. Allein beim Rückfluß derselben fiel es wieder auf eine Eismasse, und zwar mit solcher Gewalt, daß das Steuerruder abgerissen, und drei der untersten Schiffplanken aus ihren Fugen gezwängt, und bis auf's Verdeck empor getrieben wurden.

Jeden Augenblick sah man der gänzlichen Auflösung der Schiffsmasse entgegen. Jedoch der unbezwingbare Muth und die Einsicht des wackern Befehlshabers wirkte auf die andern Officiere, und flößte endlich den Matrosen, selbst in dieser entsetzlichen Lage, noch einige Hoffnung ein; denn eine Zeitlang hatte sich die Verzweiflung so sehr der Gemüther bemächtiget, daß Niemand Hand anlegen wollte. Nur durch die nachdrücklichsten Vorstellungen, und den Gebrauch der Autorität, die Riou selbst jetzt noch geltend machte, nöthigte er die Seeleute zur Arbeit. Alles war thätig, so viel menschliche Kräfte es nur vermochten. Die Segel der hintern Mastbäume, wurden herunter genommen, und vorn angespannt, und dadurch das Schiff in eine solche Lage gebracht, daß der Wind darauf wirken konnte, da es denn wie ein Schlitten sich auf dem Eise fortbewegte, und endlich davon abgeschleudert wurde. Das Steuerruder war fort, und folglich waren zur Leitung des Schiffes nur allein die Segel übrig. Ein starker Nebel hieng über dem Meere, das jetzt auch stürmisch würde. Der Wind blies gewaltig in die Segel, und in kurzer Zeit verloren die Engländer das Eis aus dem Gesichte.

Indem sich Alle der lebhaftesten Freude überließen, entdeckte der Schiffszimmermann einen Leck und berichtete, daß im untern Raum das Wasser

schon

schon zween Fuß hoch stünde und sehr schnell anwüchse. Man stürzte zu den Pumpen, und alles, was auf dem Schiffe war, Befehlshaber und Matrosen, lösten sich bei dieser Arbeit ab, die mit Anstrengung aller Kräfte ununterbrochen fortdauerte. Gleichwohl vermehrte sich das Wasser so sehr, daß es nach einer Stuude schon viertehalb Fuß hoch stund. Jetzt fieng man, um das Schiff zu erleichtern, die schröckliche Operation an, alles nur irgend Entbehrliche ins Meer zu werfen. Erst den Vorrathsanker, und die auf dem Verdeck stehenden Kanonen; hernach alles Vieh, an Pferden, Kühen, Schaafe u. s. w. nebst dem für sie bestimmten Futter; die Fässer mit Lebensmitteln für die Kolonie, und alle die auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung gefüllten Säcke mit Mehl und Gemüse aller Art. Da an einer Pumpe die Kette brach, und eine andere schadhaft geworden war, so verdoppelte man die Bemühungen, das Schiff auszuleeren. Die Kisten, Kasten und Pakete, den armen Kolonisten gehörig, die man als Privateigenthum bisher verschont hatte, mußten nun, nebst vielen Fässern Brod, ins Meer wandern. Ein Gleiches geschah mit den übrigen, unten befindlichen Kanonen, deren Wegschaffung den von aller Arbeit ganz abgematteten Seeleuten unsägliche Mühe machte. Gleichwohl drang das Wasser immer stärker ins Schiff, so daß es bald über fünf Fuß hoch stund.

Der ganze vier und zwanzigste December verfloß unter den angestrengtesten Arbeiten, obgleich die Mannschaft den ganzen Tag vorher gar keine Ruhe genossen hatte. Ihre Anstrengungen schienen doch endlich belohnt zu werden, denn um eilf Uhr stund das Wasser nur noch anderthalb Schuh hoch, doch unerwartet wuchs es schon nach einer halben Stunde wieder an. Der Obersteuermann Clements stieg

durch

durch die Ruderhölung in die Constabler-Kammer, und von da in die Proviantkammer, um zu versuchen, den Leck zu entdecken. Da es ihm aber nicht gelang, so beschloß man, in das Hinterdeck, welches vor dem Wellenschlage beschützt war, Löcher zu hauen, um auf die Art mehr Vorräthe herauf zu bekommen, und über Bord zu werfen. Riou, der Kaplan, der Equipagenmeister und zween Gemeine machten sich schleunig an die Arbeit. Unglücklicherweise fiel eine Kiste, welche sie aufgehoben hatten, auf Riou zurück, und quetschte seine Hand so heftig, daß er unfähig war, weiter Hülfe zu leisten. Die Andern gaben den Versuch auf, das Schiff auf diese Art zu erleichtern, und giengen wieder an die Pumpen.

Um Mitternacht war das Wasser im Raum wieder bis fünfthalb Fuß angewachsen. Die Nacht war stürmisch, und das Schiff gänzlich der Wuth des empörten Meeres ausgesetzt. Am fünf und zwanzigsten December Morgens sechs Uhr stund das Wasser auf sieben Fuß. Das Volk wurde jetzt muthlos, und Mehrere stahlen sich von den Pumpen hinweg; blos die Drohung, sie ohne Gnade über Bord zu werfen, konnte sie bei ihrer Pflicht erhalten. Man ließ sie in Ungewißheit über die wahre Lage des Schiffs bis einer der Zimmerleute, der zum sondiren angestellt war, anzeigte, daß das Wasser bis zum Mitteldeck gestiegen sey, und in jeder halben Stunde einen Fuß höher liefe. Die Officiere konnten diese Nachricht nicht unterdrücken.

Jetzt bemächtigte sich Verzweiflung und Kleinmuth der ganzen Mannschaft; weder Bitten noch Drohungen vermochten sie länger bei den Pumpen zu halten. Sie verlangten mit Ungestümm, daß die Böte ausgesetzt würden, da jetzt gar keine Hoffnung mehr zur Erhaltung des Schiffes übrig sey. Riou

selbst

selbst rief nun alle seine Leute an Bord zusammen, sagte ihnen, daß seine Pflicht es nicht erlaube, das Schiff zu verlassen, kein Anderer aber habe diese Obliegenheit. Wer daher mit Booten versuchen wollte, sein Leben zu retten, dem stehe es völlig frei, und er werde denen, die sich entfernten, zur Rechtfertigung ihres Betragens ein ehrenvolles Zeugniß mitgeben. Vergebens bat und bestürmte man ihn, das Schiff ebenfalls zu verlassen, da dessen Untergang unvermeidlich sey. Er blieb bei seinem Entschlusse, indem er sich auf seine Pflicht berief. Dagegen bemühte er sich, auf alle Weise für die Sicherheit der Böte, und die Erhaltung der Mannschaft zu sorgen. Er gab seine Befehle mit solcher Kaltblütigkeit und Gleichmuth, als in den ruhigsten Augenblicken des Lebens.

Gegen sieben Uhr des Abends hatte sich das Hintertheil des Schiffes stark gesenkt, und das Wasser drang mit Gewalt durch den Ruderkasten hinein. Eine halbe Stunde darauf zwang das Wasser die Mannschaft, den Raum zu verlassen und auf's Verdeck zu kommen. Da sich das Schiff im sinkenden Zustande befand, so befahl Riou ungesäumt die Schaluppe und zwei kleinere Boote auszuheben, um so vielen der Mannschaft, als möglich, Gelegenheit zur Rettung zu geben. Das Ausheben gieng glücklich von statten, die Böte litten wenig Schaden, allein da die See hoch gieng, so geriethen sie in Gefahr, an der Schiffsseite zertrümmert zu werden. Das kleinste Boot berührte kaum das Wasser, so wurde es gefüllt, und in die See gezogen. Als in der Schaluppe sieben bis acht Mann waren, mußten sie sich, ohne Provision und Wasser, schleunigst entfernen, um nicht unter das Schiff zu kommen. Um nicht verschlagen zu werden, baten sie, ihnen ein Seil zuzuwerfen. Dieses faßten sie und hielten sich daran

fest,

fest, bis man sie mit Wasser und Lebensmitteln versehen hatte.

Der Obersteuermann Clements mit einigen andern Officieren und einer Anzahl auserwählter Matrosen, zusammen fünfzehen Personen, befanden sich in der Schaluppe. Riou sagte den Abfahrenden das letzte Lebewohl, und übergab ihnen einen Brief an den Secretair der Admiralität, des Innhalts: „Sire sollten einige der Officiere, oder andere von der Schiffsbesatzung des Guardian es überleben, und nach Hause gelangen, so muß ich sagen, daß ihr Betragen nach dem unglücklichen Wurf an eine Eisinsel, in allen, was ihre Pflicht erforderte, preiswürdig und bewundernswerth gewesen ist, und zwar in jeder Rücksicht, ich mag sie als Privatpersonen, oder als im Dienste stehende Menschen betrachten. Was mich betrifft, so scheint es keine Möglichkeit zu seyn daß ich noch viele Stunden in dieser Welt bleiben werde; erlauben Sie daher, daß ich dem Wohlwollen der Admiralität eine Schwester und eine verwittwete Mutter empfehlen darf, für die ich, wenn meine Dienste irgend ein Andenken verdienen sollten, eine Gunstbezeugung erbitte. Ich bin u. s. w.“

Mit welchen Empfindungen die zurückbleibende Mannschaft ihre Gefährten davon gehen sahen, läßt sich schwerlich beschreiben. Clements ließ das Seil kappen, mit welchem die Schaluppe am Schiffe befestiget war, und segelte davon. Die Leute in dem kleinen Boot waren vom Schiffe abgegangen, ohne Lebensmittel oder Wasser, selbst ohne Compaß. Sie ruderten auf die Schaluppe zu, in Hoffnung, Beihülfe zu erlangen, oder in dieselbe aufgenommen zu werden. Doch da sich in der Schaluppe schon fünfzehen Menschen befanden, welches fast mehr war, als das Fahrzeug tragen konnte, und da die Lebensmit-

tel

tel nicht einmal für diese hinreichten, indem sie noch 411 Meilen vom Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt waren, so mußten sie das Begehren abschlagen. Ein Missethäter sprang aus dem Boote und schwam nach der Schaluppe, man stieß ihn aber wieder ins Meer zurück. Er wurde wieder aufgefischt, und in das Boot aufgenommen, da aber die Leute in demselben sich der Schaluppe zu nähern suchten, so gieng Clements schnell unter Segel, um diese Scene von Elend und Noth zu verlassen. Nicht lange darauf füllte sich das Boot mit Wasser, und ward unter den Wellen begraben.

Es war der sechs und zwanzigste December, als die Schaluppe die gefahrvolle Fahrt antrat. Das Wetter war stürmisch und trübe, die Mannschaft hatte die Nacht hindurch viel von der Kälte gelitten, und kein Schlaf war in die Augen der Ermatteten gekommen. Nach einem dreissigstündigen Fasten hielten sie die erste Mahlzeit: sie kochten eine Gans, der Rest ihres Federviehes, die in fünfzehen Stücke zerschnitten nnd durchs Loos vertheilt wurde. So klein die Portionen waren, so benügten sie sich dennoch damit, ja einige hatten so wenig Hunger, daß sie ihren Antheil bis zum folgenden Tage aufsparten. Desto empfindlicher drückte sie der Durst. Bei dem kleinen Vorrath Wassers, den sie besaßen, mußten sie sich der äußersten Sparsamkeit befleißigen und der Mann bekam täglich nicht mehr, als zwei kleine Tabacksdosen voll. Diese kleine Portion war nicht im Stande, ihren Durst zu stillen, der durch die starke Hitze des Tages, und durch den fieberhaften Zustand ihres Körpers noch vergrößert wurde. Sie erlaubten sich gleichwohl nicht, einen Tropfen über die täglich vorgeschriebene Portion zu nehmen. Eine geringe Erquickung verschaffte ihnen ein Regen,

dessen

dessen Wasser sie mit dem Munde aufgefangen hatten. Das Brod und der Rum wurden auch vertheilt, wiewohl nicht so sparsam als das Wasser. Mit den andern Lebensmitteln aber, als Butter, Käse, Schinken und eingesalzenem Fleisch wurde keine Eintheilung gemacht. Jeder konnte davon so viel essen, als er wollte; allein der quälende Durst verursachte, daß aus Furcht, ihn zu vermehren, alles dieß fast gar nicht berührt wurde. Einige nahmen zum Seewasser ihre Zuflucht, andere zum Urin. Ihre Lage wurde immer trauriger; die meisten konnten nichts mehr essen, wenn es nicht vorher mit etwas Wasser vermischt war. Ihre Lippen klebten beinahe aneinander, ein zäher klebrigter Schleim hatte sich daran gesetzt, den sie nur mit großer Mühe auswerfen konnten. Sie tauchten deshalb den Zwieback in Wasser, und schlürften bey jedem Bissen etwas mit ein, um es hinunter zu bringen.

Das Jahr endigte sich den Unglücklichsten unter den größten Beschwerden. Die Sonne warf brennende Strahlen herab, ihre Körper waren ausgedörrt, die Portion Wasser wurde deshalb ein wenig vermehrt, und etwas Rum gegeben, worinn sie ihren Zwieback erweichten, und so gut als möglich verzehrten. Nachmittags hatte es das Ansehen zum Regen; alle Vorbereitungen wurden getroffen, um etwas Wasser zu erlangen, sie hatten aber das Herzeleid zu sehen, daß der Regen rund um sie her, stromweise niederstürzte, während über die Schaluppe kaum so viel gieng, die Schnupftücher zu befeuchten.

Der trostlose Zustand brachte die Mannschaft zur Verzweiflung, und einige Matrosen, die in dieser Lage nicht mehr glaubten gehorchen zu dürfen, fiengen allerlei Unordnungen an. Doch das entschlossene Betragen des Constablers verhinderte einen offenen

Aus-

Ausbruch; er ergrief den Rädelsführer, und züchtigte ihn derb im Angesichte der ganzen Gesellschaft. Ordnung und Ruhe stellten sich wieder ein.

Ein schröcklicher, mit Blitz und Donner vermischter Sturm entstand in der Nacht vom ersten Januar. Die Wellen thürmten sich ungeheuer hoch, und drohten alle Augenblicke, das kleine, von allen Seiten offene Fahrzeug in den Abgrund des Meeres zu versenken. Er dauerte fort, und die armen Schiffbrüchigen hatten nur noch wenig Muth, der Kräfte aber gar keine mehr. Ihr Untergang schien unvermeidlich, als am dritten Januar Abends starke Regenwolken aufzogen, aus denen sich, statt Wasser, ein fürchterliches Sturmwetter, mit Blitz und Donner ergoß. Der Sturm hielt mehrere Stunden an, und nur der Geschicklichkeit und Erfahrung des Steuermanns und Konstablers, die sich abwechselnd ans Steuerruder stellten, hatte man es zu verdanken, daß die Schaluppe die Nacht hindurch allen Gefahren des empörten Meeres widerstund. Am vierten Januar bei Tagesanbruch entdeckte der Constabler, der am Ruder saß, in geringer Entfernung ein Schiff, das mit aufgebundenen Segeln auf dem Wasser daher glitt. Es war ein französisches Schiff, das Soldaten aus Isle de France, nach Europa brachte, und jetzt, um Wasser und Proviant einzunehmen, nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung segelte.

Die Freude der Schiffbrüchigen über eine Entdeckung, die allein sie retten konnte, gieng über alle Beschreibung. Eifrig die günstige Gelegenheit zu benutzen, setzten sie alle Segel auf, und kamen gegen sechs Uhr in die Nähe des Schiffes, deren Mannschaft sie mit ihrem Elende bekannt machten. Die französischen Seeleute sowohl als die Soldaten, leisteten den Unglücklichen, allen möglichen Beistand. Die

Menschlichkeit erschien hier in ihrem schönsten Lichte, so daß die Officiere selbst ihre Betten zur Erquickung der entkräfteten Engländer hergaben. Am achtzehenten Januar ankerte das Schiff in der Tafelbai.

Riou und die Mannschaft, welche mit ihm auf dem Guardian zurückgeblieben war, hatte inzwischen in stündlicher Lebensgefahr geschwebt. Unermüdet in dem Bestreben, das Schiff, wo möglich zu erhalten, feuerte das Beispiel des unerschrockenen Anführers die Mannschaft an, ihre Anstrengungen mit den seinigen zu vereinigen. Da das Schiff nicht weiter sank, so nährte mau einige schwache Hoffnung, daß es noch endlich an irgend eine Küste getrieben werden möchte. Riou hatte aber nicht blos auf Erhaltung des Schiffes zu denken; mehr Unruhe machte ihm das Betragen seiner Mannschaft, und er mußte beständig auf Mittel sinnen, ihren Geist zu zerstreuen, und ihren Kleinmuth aufzurichten. Das sie an ihrer Rettung verzweifelten, so nahm ihr Mißvergnügen täglich überhand. Riou's festes uud entschlossenes Betragen, das er selbst unter fast unübersteiglichen Gefahren nicht verleugnete, und seine strenge Zucht, verhüteten den öffentlichen Ausbruch einer Empörung, obgleich das Volk schon einmal so weit gegangen war, sein Leben zu bedrohen. Sie hatten aus den Segelstangen und Bäumen ein Floß verfertiget, nnd wollten sich lieber demselben anvertrauen, als ferner mit dem Schiffe umher getrieben zu werden. Glücklicherweise sprang in dem Augenblicke, als es ausgehoben werden sollte, ein günstiger Wind auf, und Riou's Beredsamkeit vermochte sie, ein Vorhaben aufzugeben, das ihr unvermeidliches Verderben nach sich gezogen hätte, und da der Wind günstig blieb, beseelte er sie von neuem mit der Hoffnung einen befreundeten Hafen zu erreichen.

Das

Das Schiff trieb indessen auf dem Meere herum, dem Winde und den Wellen überlassen. Zuweilen nur gelang es Riou, nach der Gegend zu steuren, wohin er verlangte. In dieser Lage stieß er ganz unvermuthet auf ein holländisches, aus Batavia kommendes, Postschiff, das ihm thätige Hülfe leistete. In Gesellschaft desselben erreichte er am 21 Februar 1790 das Vorgebirge der guten Hoffnung. Es scheint wunderbar, daß das Schiff sich so lange über dem Wasser halten konnte, und erst bei genauer Untersuchung fand sich die Ursache. Das Schiff war unten ganz zertrümmert; im Bug war ein großes Loch, wodurch aller Ballast an Eisen und Steinen durchgefallen war. Dagegen hatten die Fässer und die Kisten, welche im Raum lagen, sich gegen das feste Unterdeck in die Höhe gedrückt, und dadurch verursacht, daß das Schiff nicht ganz sinken konnte. Es sah indeß einem schwimmenden Floß ganz ähnlich.

Ein und sechzig Menschen waren im Schiff geblieben und sämmtlich gerettet; sie langten zu Ende des Jahrs in England an.

Sechste Abtheilung.

Außerordentliche Naturereigniſſe.

I. Erdbeben in Antiochien.

Antiochien, die berühmte Hauptſtadt von Syrien, wurde ums Jahr Chriſti 115 durch eines der ſchröcklichſten Erdbeben verwüſtet, deren die Geſchichte Erwähnung thut. Kurz vor dem Ausbruche der furchtbaren Exploſion war der Kaiſer Traian, der die Parther und andere morgenländiſche Völker bekriegte, dahin gekommen, um ſeine Winterquartiere daſelbſt zu halten. Dieß trug nicht wenig dazu bei, das Unglück zu vergrößern. Die Stadt war nemlich, wegen der Anweſenheit des Kaiſers, nicht nur mit Kriegsvölkern, ſondern auch mit Fremden jedes Standes überfüllt, die in Geſandſchaften, oder des Handels oder des Vergnügens wegen von allen Orten her zuſammen geſtrömt waren. Nie war das römiſche Gebiet größer, als unter dem Kaiſer Trajan, und ſo betraf in der einzigen Stadt Antiochien das Unglück die ganze bewohnte Welt, ſo weit ſie den Römern gehorchte.

Die schröckliche Naturbegebenheit fieng sich mit heftigen Blitzen und außerordentlichem Windsturm an, aber kein Mensch hätte so traurige Folgen vermuthet. Plötzlich ließ sich dann ein unterirdisches Gebrüll hören, dem die gewaltsamste Erderschütterung folgte. Hoch auf sprang das Erdreich, hoch auf die Häuser, die dann, wenn sie sich wieder senkten, zertrümmert wurden, oder bald auf diese, bald auf jene Seite schwankend, wie auf Meereswellen schwebten, und endlich in breite Ruinen zusammen fielen. Zum Entsetzen war das Krachen, wenn Balken und Ziegel und Steine zerbrochen durch einander stürzten, fürchterlich die aufsteigenden Staubwolken. Sehen und Hören und Sprechen vergieng jedermann. Selbst viele von denen, die sich im Freien befanden, blieben nicht unverschont; sie fühlten sich gewaltsam in die Luft gehoben oder vielmehr geschleudert, fielen dann wieder wie von einer steilen Höhe herab, verstauchten sich die Glieder, wurden Krüppel, oder blieben auf der Stelle todt. Entwurzelte Bäume flogen in die Luft auf. Und, die in den Häusern ihren Tod fanden — deren Zahl läßt sich nicht berechnen. Viele wurden durch die auf einmal über sie herstürzenden Häuser erschlagen, viele vom Schutt erstickt. Und — wer mit halb zerschmettertem Körper unter Steinen und Balken verschüttet da lag, dessen Schicksal war das kläglichste; länger leben konnte er nicht, und konnte doch auch nicht sterben.

So groß die Zahl der Erschlagenen war, so kamen doch noch immer Menschen genug mit dem Leben davon, wie dieß in einer so ungemein volkreichen Stadt leicht zu vermuthen ist, aber die wenigsten blieben ohne alle Beschädigung. Viele hatten die Beine gebrochen, vielen war die Schulter, andern ein Stück des Kopfes abgeschlagen, noch andere

bekamen Blutbrechen, wie unter andern der Konsul Markus Pedo Vergilianus, der auch auf der Stelle im Blute erstickte. Kurz, kein gewaltsamer Schmerz läßt sich denken, der nicht die damaligen Bewohner Antiochiens betraf.

Weil das Erdbeben, mit geringen Zwischenfristen, viele Tage und Nächte hinter einander fortdauerte, so wußten die Menschen nicht mehr, was sie, um sich zu retten, beginnen sollten. Die einen wurden von einstürzendem Gemäuer erschlagen, die andern starben vor Hunger; und dieß war der Fall bei allen denen, die sich durch die Lage der Balken in einem engen Raum beschränkt, oder unter einem von Säulen umgebenen Schwibbogen eingeschlossen befanden. Der heftigste Stoß geschah an einem Sonntage, am drei und zwanzigsten December.

Als die Erde endlich wieder ruhig ward, und einige es wagten, sich den Ruinen zu nähern, vernahmen sie unter denselben die Jammertöne einer verschütteten Frau, die sich und ihrem Kinde mit ihrer Milch das Leben hingehalten hatte. Sie ward aus dem Schutte hervorgezogen und gerettet. Man suchte dann auch unter andern Trümmern nach, fand aber nichts Lebendes mehr, als ein Kind, das noch an der todten Mutter Brust sog. Und der Anblick, wann man die todten Seinigen unter den Ruinen hervorzog, war so traurig, daß man die Freude über die Rettung seines eigenen Lebens darüber ganz vergaß. Der Kaiser selbst hatte kaum so viel Zeit gehabt, um aus dem Fenster des von allen Seiten einstürzenden Palastes, in welchem er wohnte, sich zu retten. Ein Mann, von ungewöhnlicher Größe, erzählt ein römischer Schriftsteller, habe ihm heraus geholfen, so daß er mit einer kleinen Verwundung davon kam. Weil das Erdbeben so lange anhielt, so blieb er hrmeere Tage unter freiem Himmel.

Das

Das Erdbeben hatte seine zerstörende Wuth über viele andere Städte verbreitet; Antiochien aber hatte am meisten gelitten. Der Berg Lison, in einer kleinen Entfernung von der Stadt, beugte sich mit seiner Spitze, und drohte auf dieselbe niederzustürzen; andere Berge senkten sich ebenfalls; neue Flüsse kamen zum Vorschein, andere aber, die vorher geflossen waren, verschwanden.

II. Merkwürdiger Ausbruch eines Vulkans auf der Insel Sumbava.

Im Jahr 1715.

Sumbava gehört zu der weitläuftigen asiatischen Inselwelt, welche sich zwischen Ost- und Südindien verbreitet. Die Insel selbst, beinahe so groß wie Sardinien, liegt ostwärts von Java, ist auf der Nordseite wasserreich und fruchtbar, im Süden trokken und unfruchtbar. Die Einwohner sind muhamedanische Malayen, Makassaren und Chinesen; sie werden von sechs Rajahs oder Sultanen beherrscht, welche die Bundesverwandten der holländischen Niederlassungen dieser Gegenden sind. Der feuerauswerfenden Gebirge, Erdbeben und Bimssteinfelsen giebt es in diesen Meeren so viele, daß man beinahe glauben sollte, die ganze Inselwelt sey vorzeiten festes Land im Zusammenhang mit Asien gewesen, und erst durch die Macht unterirdischer Flammen zerbröckelt worden. Ein Reisender giebt in einem Briefe, der im Juliheste der Bibliothéque universelle vom Jahr 1817 abgedruckt ist, folgende merkwürdige Nachricht

richt vom Ausbruche des Tomboro, eines Berges auf der Insel Sumbava.

Am fünften April 1715 glaubte man zu Macassar, der großen und volkreichen Hauptstadt von der Insel dieses Namens, Kanonenschüsse zu hören. Der Schall kam von Mittag her, und dauerte mit flüchtigen Zwischenräumen den ganzen Nachmittag fort. Gegen Sonnenuntergang näherte sich die Kanonade; man hörte deutlich zwischen dem groben Geschütz das Geknacker des Kleingewehrfeuers. In der Nacht vom eilften wiederholte sich der wunderbare Schlachtendonner, aber viel stärker und näher; gegen Morgen geschahen die Schüsse häufiger, und oft hörte man den Schall von drei bis vier Kanonen zugleich. Der Wiederhall erschütterte nicht nur die Schiffe, sondern auch die Häuser der Stadt. Mehrere Schiffe, welche um diese Zeit in den Hafen von Macassar einliefen, berichteten, daß man auch auf der holländischen, von Macassar südwärts gelegenen Insel Salayer die Kanonade gehört, und auf der Festung das Geschütz zurecht gemacht habe, um sich im Fall eines Angriffs von den Seeräubern zu vertheidigen; endlich aber, da alles ruhig blieb, vermuthet, das Getöse müsse von einem vulkanischen Ausbruche der Insel Sumbava herrühren. Während man zu Macassar noch darüber hin und her rieth, verdunkelte sich der Himmel gegen Süden und Westen immer mehr. Anfangs war es, als sey ein starkes Gewitter, ein Orkan im Anzuge. Bald aber ward der ganze Himmel voll dunkelglühender Röthe. Um zehen Uhr Morgens wurde es gänzlich finster, und zwar in dem Grade, daß man die Schiffe, die nur fünf tausend Fuß vom Ufer entfernt lagen, nicht mehr zu erkennen im Stande war. Nun blieb kein Zweifel übrig; dieß müsse Wirkung eines vulkanischen Ausbruchs seyn.

seyn. Es fiel seine Asche auf die Stadt und auf die Verdecke der Schiffe nieder.

Ohngefehr um eilf Uhr Mittags war der ganze Horizont verfinstert, bis auf einen schmalen hellen Streifen des Himmels, der wie Sonnenaufgang schien, und gegen welchen man die Gebirge von Celebes sah. Dann fiel ein wahrer Regen von Asche nieder. Diese Erscheinung, anfangs beunruhigend, ward bald schröcklich. Macassar ist von Sumbava doch über fünfzig geographische Meilen entfernt. Mittags verschwand auch noch der allerletzte Lichtstreif des Himmels; es war weit umher allgemeine Nacht. Die Asche fiel stärker, und obgleich man auf dem Schiffe des Engländers, der diese Nachrichten mittheilte, die Segeltücher ausbreitete, um zu verhindern, daß der Staub nicht in das Innere des Schiffes eindränge, so war er doch so fein und leicht, daß er alles durchflog und auch das Innere des Schiffsgebäudes erfüllte.

Die Finsterniß ward und blieb den ganzen Tag hindurch so außerordentlich groß, daß selbst die dunkelste Nacht nichts ähnliches dagegen aufwies, denn man sah seine eigene Hand nicht mehr, so nahe man sie auch vor den Augen halten mochte. Die Asche fiel fort und fort, und die Finsterniß dauerte am folgenden Morgen, da die Sonne aufgehen sollte, noch anhaltend. Es war sechs Uhr, und man sah nichts. Um halb sieben Uhr bemerkte man aber doch eine Minderung; das war keine geringe Freude für die vielen tausend Menschen in dieser Schreckenszeit. Um acht Uhr konnte man schon Gegenstände, die einige Schritte entfernt waren, wie durch Dämmerung von einander unterscheiden. Die Heiterkeit nahm schnell zu, und um neun Uhr erblickte man schon wieder von den Schiffen das Ufer des Landes. Das

Schiff

Schiff unsers Britten hatte ein seltsames Ansehen; eben so alles, was man rund um gewahr ward. Alles war grau überzogen und gekleidet, selbst Masten und Seile. Auf dem Verdeck laz an einigen Stellen die Asche einen Schuh hoch. So fein sie auch war, so war sie doch schwer; sie glich gepulvertem Bimsstein, hatte einen brenzlichen, doch nicht schweflichen Geruch, keinen Geschmack und griff die Augen nicht an. Die Masse von Innhalt eines Nössels oder Schoppens wog zwölf und eine Viertel Unze. Der Ascheregen dauerte zwar noch stark fort, aber doch sichtbar. Erst Mittags den zwölften April erschien die Sonne wieder, doch warf sie nur einen trüben Schein. Erst am folgenden Tage endete das Fallen des Staubes allmählich.

Die Felder in den Umgebungen von Macassar waren grau, ohngefehr fünfviertel Zoll hoch bedeckt mit Asche. Man fürchtete für die Maiserndte, denn die jungen Pflanzen waren ganz niedergedrückt und in Asche begraben. Die Fische in den Teichen bei Moressa schwammen todt oben auf. Man fand auf den Feldern auch viele kleine Vögel todt.

Es kostete viele Mühe, das Schiff von der Asche zu reinigen, denn sie ward, wenn sie benezt wurde, zu einem Schlamm, der nur schwer wegzuschaffen war. Nur bis zum fünfzehenten April blieb die Atmosphäre trübe. An diesem Tage verlies das Schiff unsers Reisenden Macassar, des Morgens bei schwachem Winde, und segelte nach Sumbava. Am zehenten entdeckte man diese Inselküste. Wie man sich ihr näherte, fuhr man durch weite Strecken, alle von schwimmendem Bimsstein so dicht überdeckt, daß man sie in vollem Ernst für Sandbänke hielt, und eine Schaluppe vorausschickte, sie zu untersuchen. Sie nahmen einen Raum von drei englischen

Meilen

Meilen ein. Bald erschienen große Blöcke schwimmenden Bimssteins, vermengt mit halbverbrannten Baumstämmen, daß die Schaluppe Mühe hatte, nur hindurch zu kommen. Auch der Meeresgrund in der Umgebung der Insel Sumbava mußte große Veränderung erlitten haben, denn das Schiff stieß, als es in die Bai von Bima einlief, auf eine Sandbank, wo noch kaum vier Wochen vorher die Fregatte Ternate sechs Faden Ackergrund gefunden hatte.

Das Ufer der Bai bot einen traurigen Anblick dar. Alles, bis zu den Gipfeln der Berge, war in Asche gehüllt. Diese lag auf den Feldern bei der Stadt Bima drei und einen viertel Zoll hoch. Die ganze Erscheinung rührte vom Ausbruche des Berges Tomboro her, der ungefehr vierzig englische Meilen westwärts Bima emporsteigt. Man machte vom Ausbruche des Tomboro eine fürchterliche Beschreibung. Es war wie Weltuntergang; der Donner betäubend, zumal in der Nacht vom eilften April; die Finsterniß hatte zwölf Stunden länger gedauert, als zu Macassar, und die Asche war so mächtig gefallen, daß das Dach von der Wohnung des brittischen Residenten durch die Last an einigen Orten hindurchbrach, und das Haus unbewohnbar wurde. Dieß war auch mehrern andern Häusern begegnet. Dabei war das Meer in allgemeinem Aufruhr, daß die Fluthen bis zur Stadt kamen, und das erste Stockwerk der Häuser einen Schuh hoch überschwemmten. Alle Fahrzeuge und Schaluppen waren gescheitert und zerschlagen.

Vom Innern des Landes, von den Städten Tomboro und Sumbava hatte man damals noch keine Nachricht. Aber von Sanjier erfuhr man, daß die größere Hälfte dieser Stadt zerstört, und eine noch ungezählte Menge von Einwohnern umgekommen sey.

Sanjier liegt nur vier bis fünf Stunden südöstlich vom Berge Tomboro, der noch immer mit seinen Gipfeln in Dampfwolken vergraben lag.

III. Der große Christenbrand zu Frankfurt am Main.

Im Jahr 1719.

Sorglos überließen sich die Bewohner der freien Reichsstadt Frankfurt am Main, in der Nacht vom 26 auf den 27 Junius des Jahres 1719, der Erquickung des Schlafs, als sie um Mitternacht plötzlich durch einen furchtbaren Feuerlärm aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurden. Das Feuer war in einem Wirthshause in der Bockgasse, in einem Zimmer des zweiten Stockes, worinn ein Friseursgeselle aus Dresden schlief, ausgebrochen. Es griff so schnell um sich, daß der Gesell, als er erwachte, im bloßen Hemde fliehen mußte; erst in entfernten Straßen bekam er einige Kleider zur nöthigen Bedeckung geschenkt. Noch ehe eine Stunde vergieng, stand schon der größte Theil der Bockgasse in Flammen; das Feuer ergriff den Bogen, und setzte durch seine zerstörende Wuth einen Theil der Ziegelgasse und des Liebfrauenberges in Brand. Als die Glocke zwei Uhr schlug, stunden bereits vierzig Häuser in vollen Flammen. Es wurden zwar die wirksamsten Anstalten getroffen, der fernern Verheerung der wüthenden Flammen Grenzen zu setzen, aber trotz der angestrengtesten Thätigkeit geriethen immer mehrere Gebäude in Brand, und um vier Uhr waren wenigstens sechs Gassen ein Raub der schröcklichsten Verwüstung.

Ein

Ein Chronikschreiber jener Zeit berichtet: „Schon um ein Uhr sah man, daß es kein gewöhnliches Feuer, sondern daß es ein Rache- und Zornfeuer Gottes war, um die Einwohner zu strafen und zu züchtigen.“ Die wahre Ursache des großen Brandes war aber, die damalige außerordentliche Dürre; es hatte in vier Wochen nicht geregnet. Die ohnehin engen Gassen, nach welchen sich das Feuer zuerst zog, waren regellos mit Ueberhängen gebaut, die Häuser hatten keine Brandmauer, und wegen der vielen Winkel konnten weder Leute noch Spritzen hinlänglich auf das Feuer wirken. Wasserpumpen gab es gar nicht in der Stadt; bei den wenigen Ziehbrunnen gieng das Schöpfen sehr langsam, und bald waren sie ganz leer. Nun mußte das Wasser in Fässern und Bütten vom Main und dem Stadtgraben mit vieler Mühe herbeigeschaft werden; auch waren die Spritzen zu jener Zeit in ihrem Mechanismus nicht so vollkommen, und die Löschanstalten nicht so vortrefflich, als in unsern Tagen. Das Feuer brach überdieß bei einem heftigen Winde um Mitternacht, wo fast jedermann im ersten und festen Schlafe lag, aus; auch war man, als das Feuer so fürchterlich um sich wüthete, mehr auf das Flüchten und Retten des Guts der Hausbewohner bedacht, als auf die Tilgung des Brandes selbst.

Alle diese Ursachen wirkten so zerstörend zusammen, daß man bei der ungeheuren gräßlichen Feuermasse an aller Rettung zu verzweifeln anfieng. Den Löschenden und Helfenden mangelte es an Kräften, um ihre Hülfe fortsetzen zu können. Um die gänzlich Ermatteten zu unterstützen, wurden Morgens um vier Uhr alle Landleute in die Stadt gelassen, aber alle Anstrengungen waren wirkungslos. Gegen Mittag ergriff das mächtige Feuer den Augsburger Hof,

die

die Vogelgesanggasse, das Wildemannsgäßchen, Geisgäßchen, den Trierschen Hof und Gasse, die Steingasse, Gelnhäusergasse und Lindheimergasse.

Der Jammer und das Wehklagen, das überall ertönte, läßt sich nicht beschreiben. Freunde, die andern flüchten halfen, bekamen die schreckenvolle Nachricht, daß auch ihre Wohnung in Brand stünde; sie eilten fort, um ihre Habe zu retten, allein wegen der Wuth des Feuers war dieß nicht mehr möglich. Selbst das Gut, das aus den frühern abgebrannten Häusern geflüchtet worden war, wurde durch das hineilende Feuer ein Raub der Flamme. Die Hitze war so stark und die Wuth der Flammen so groß, daß die höchsten und stärksten Brandmauern nicht den geringsten Schutz mehr gewährten. Auf der Töngesgasse stunden die schönsten Gebäude mit Brandmauren rings umgeben; aber ohne schützenden Erfolg. Die Wuth der Flamme, die Menge der Kohlen und brennenden Balken, welche über Brandmauern und über die Strasse flogen, zündeten die Dächer der Häuser an, und setzten dadurch schrankenlos die Zerstörung fort. Als das Feuer nach dem trierschen Platze hin wüthete, schlug es doch, trotz aller Hülfe, hinüber und zündete die beiden Eckhäuser der Hafengasse an. Indem man auf der einen Seite durch Niederreissen dem Feuer die Nahrung entzog, wüthete es auf beiden Seiten der Töngesgasse nach der Fahrgasse hin.

Ein starker Süd-Westwind trieb das Feuer Nachmittags dem Zeughause zu, und nur mit grosser Mühe wurden die Kanonen auf die Strasse geschafft. Das Dach des Thurms an der Bornheimerpforte, ob er gleich von Stein aufgebaut war, wurde vom Feuer ergriffen, und innwendig ward das ganze Gebälk vom Feuer verzehrt. Um die Juden-

gasse

gasse zu retten, und damit das Feuer nicht die andere Seite der Fahrgasse ergreifen sollte, wurden auf der andern Seite der Bornheimer Pforte die Häuser schnell niedergerissen. Und hier, an diesem Thurme, war es nun auch, wo dem schröcklichen Feuer, Nachmittags nach vier Uhr, Einhalt gethan wurde.

Die ganze Gegend um Frankfurt her, zeichnete sich bei dieser großen Feuersnoth durch schnelle Theilnahme und Hülfe aus, um die Stadt vom gänzlichen Verderben zu retten. Homburg sandte hundert Mann, zwölf Zimmerleute und drei Spritzen. Hanau sandte über zweihundert Mann und vier Spritzen mit vier und zwanzig Postpferden. Von Darmstadt und Mainz kam mächtige Hülfe. Alle Edelleute und Höfe um Frankfurt sandten Mannschaft mit Pferden, Wagen und Spritzen. Vierzehen Menschen verloren bei dem Brande ihr Leben, mehrere wurden an ihren Körpern beschädigt. Der Brand selbst dauerte noch drei bis vier Tage fort; die Thürmer bliesen und stürmten bei Tag und bei Nacht, und die Trommeln giengen beständig, weil die Flammen häufig aus den rauchenden Trümmern lodernd hervorbrachen. Die Zahl der größern und kleinern Gebäude und Höfe, die im Schutte lagen, belief sich auf 432. Dadurch wurden 491 Familien ihrer Wohnungen und ihres Vermögens beraubt, uud Viele gänzlich arm gemacht, indem dieser Theil der Stadt größtentheils von Handwerkern bewohnt war. Unter ihnen waren an Gewerbtreibenden zünftigen Bürgern: 7 Gastwirthe, 12 Bäcker, 12 Bierbrauer, 2 Barbier, 40 Schneider, 30 Schumacher, 25 Schreiner, 30 Küfer, 9 Goldschmidte, 7 Silberschmidte, 2 Uhrmacher, 7 Steindecker, 2 Schornsteinfeger, 8 Dreher, 2 Spengler, 2 Schwerdtfeger, 4 Säckler, 4 Glaser, 4 Gürtler, 5 Weißbinder, 4 Zinngießer, 8

Schnür-

Schnürmacher, 5 Knopfmacher, 2 Seiler, 3 Kürschner, 6 Strumpfweber, 2 Hutmacher, 2 Lichterzieher, 2 Bürstenbinder, 3 Kammacher, 2 Wollenweber, 5 Perückenmacher, 1 Lebkuchenbäcker, 2 Pastetenbäcker, 4 Zuckerbäcker, 2 Porcellanhändler, 3 Mehlhändler, 13 Krämer, 4 Schulmeister, 1 Buchhalter, 9 Weinwirthe. Ausser diesen befanden sich unter den Abgebrannten auch viele Beisassen und Taglöhner.

Der Verlust der Gebäude wurde angeschlagen zu 794255 Gulden, der ganze Verlust aber wurde auf zwei Millionen geschätzt. Die armen Abgebrannten erhielten einstweilen im Waisenhause und im Hospitale zum heil. Geiste Beherbergung und Verpflegung. Zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle ließ der Senat mehrere Beschlüsse durch den Druck bekannt machen, z. B. zur Wegräumung des Schutts und zur geschwindern und bessern Erbauung der neuen Häuser und Straßen und dergl. Mehrere Wochen lang wurden hundert Mann befehligt, welche aus Handwerksgesellen, Soldaten, Bauern und Juden bestanden, die den ungeheuren Schutt wegräumen, und die den Einsturz drohende Mauern und den Rest gänzlich ruinirter Häuser niederreissen mußten.

Alle Bauernwägen, welche leer zum Thor hinaus fuhren, mußten Schutt aufladen, auch eine große Menge angebranntes Holz wurde vor die Stadt gefahren. Alle Einzeler oder sonstige Fuhrwerke mußten gegen eine billige Taxe Fuhren thun; um den Schutt vor die Stadt zu schaffen.

Es wurde vom Senat ein Ausschuß gewählt, der beauftragt war, die Sammlung der Gelder von Auswärtigen und von den Bewohnern der Stadt in Empfang zu nehmen, und unter die Abgebrannten zu vertheilen. Zur Wegschaffung des Schuttes wurde in den vierzehen Quartieren mit der Büchse 27 Wo-

chen

chen lang jede Woche gesammelt. Dieses betrug zusammen 3587 Gulden und 30 Kreuzer. Für die Abgebrannten wurde bei den übrigen Bewohnern, die vom Unglück verschont geblieben waren, durch Unterzeichnung die Summe von 37,921 Gulden und 3 Kreuzer gesammelt. Von auswärtigen Städten wurden an Beiträgen gesandt.

		fl.	kr.
Von	Geneve — —	5268	34
—	Augsburg — —	5655	5
—	Nürnberg — —	6929	12
—	Königsberg — —	268	7
—	Danzig — —	1311	52
—	Mastricht — —	606	11
—	Breslau — —	1053	6
—	Aachen — —	300	—
—	Leipzig — —	3038	56
—	Bremen — —	1369	39
—	Wien — —	500	—
—	Hamburg — —	5776	30
—	Lübeck — —	600	—
—	Strasburg — —	294	51
—	Stadt u. Canton Zürch —	9184	24
—	Basel — —	4383	2
—	St. Gallen — —	735	44
—	London — —	1601	40
—	Exon in England —	434	11
—	Leeds in England —	332	8
—	Amsterdam —	3220	43
—	Ulm — —	3000	—
—	Onolzbach — —	1000	—
	sonstige Unbekannte einzelne Menschenfreunde	1641	20
Die ganze Summe betrug folglich		100013	48

Diese

Diese Summe wurde unter 469 Familen vertheilt, so daß ein jeder von seinem Verluste $10\frac{2}{3}$ Procent bekam. Nur Joh. Nicolaus Kreß, in dessen Hause der Brand entstanden war, bekam nichts. Ein und zwanzig der abgebrannten Bürger waren so edelmüthig, ihren Antheil an der Collecte an die übrigen Verunglückten abzutreten.

Dieser Brand erhielt den Namen des großen Christenbrandes, weil am 14 Januar 1711 in der Judengasse ein Feuer ausbrach, das diese ganze Gasse in einer Nacht in Asche legte. Dieser Brand hieß der Judenbrand, und der spätere der Christenbrand. Auf Veranlassung des letztern erschienen folgende Predigten und Reden im Druck:

Dr. Pritius, G., eine Rede über die heftige und entsetzliche Feuersbrunst, als ein Rach- und Warnungsfeuer. Frankfurt, 1719.

Stark, J. F., das von Gott gerufene aber auf Fürbitte gestillte Feuer, über den Text, Prophet Amos Cap. 7. V. 4. 5. 6. Frankf. 1719.

Seelig, J. J., Das über seine ausgestandene Feuersnoth wiederum getröstete Frankfurt; über den Text Esaiä, Cap. 41. V. 13, 14. Frankf. 1719.

Schlosser, L. G., das Lob Gottes in Glück und Unglück, nach der großen Feuersbrunst. Ueber den Text Psalm 30. V. 7, 8. Frankf. 1719.

Aus dem Inhalte der erstern Schrift von D. Pritius ersieht man, daß 1719 die Christen nicht so tolerant gegen die Juden waren als 1819. Pritius fordert die Bürger auf, sich mit den Juden nicht gemein zu machen, sondern sie — aus der Stadt zu jagen.

IV. Das Erdbeben in Sizilien und Calabrien.

Im Jahr 1783.

1.

Wie Messina zerstört wurde.

Calabrien und Sizilien wurden im Februar 1783 von einem Erdbeben heimgesucht, das einige Monate hindurch, in mehr und minder heftigen Erschütterungen, fortdauerte, und dem ganzen untern Theile Italiens, nebst dem Königreiche Sizilien, den Untergang drohte. Beim Anfange jener schröcklichen Naturbegebenheit stieg ein dicker Nebel auf; es wehete ein beständiger Süd- und Südostwind. In einer sumpfigen Gegend kam Wasser zum Vorschein, das mit einer zerbröckelten Erdmasse vermischt war. Die ganze Masse floß in zween Strömen, die sich bald vereinigten, und nur dreissig Palmen *) breit und zwanzig Palmen tief waren. Der Strom rieß Bäume mit sich fort, und nachdem er eine Weile geflossen war, verhärtete die Masse und sank auf zehen Palmen tief zusammen, wie man an den in der Masse stehen gebliebenen Bäumen sehen konnte. Den nahen Ausbruch des Erdbebens verkündigten schwüle Regen, fürchterliche Winde und Blitze. Das Meer fieng an unruhig zu werden und tobte; im Innern der Erde war ein unaufhörliches Getöse und ein mur-

melnder

*) Palme ist ein sizilianisches Längenmaaß, welches zehen Zoll und drei Linien nach englischem Maaß beträgt.

melnder Donner. Flüsse vertrockneten in einigen Gegenden, zischende Flammen brachen überall hervor, und bald folgte der schauerhafteste Ruin.

Am schröcklichsten wüthete das Erdbeben zu Messina in Sizilien, wo am fünften Februar die heftigste Explosion erfolgte. Von der großen Stadt, welche fünf Meilen in ihrem Umkreise hatte, deren Paläste und Thürme das erhabenste Theater formirten, die in ihrem Schooße die kostbarsten Denkmale der ältern und neuern Kunst, die Schätze des Handels und der Fruchtbarkeit von Sizilien, die angesehensten und reichsten Familien besaß: von ihr war nach wenig Minuten nichts mehr vorhanden, als ein Theil der Citadelle, das Kapucinerkloster und drei kleine Häuser.

Die nächsten Vorboten des über die Stadt kommenden Schreckens, erblickte man am Meere. Vom Anfange des Februars an äußerte sich eine ungewöhnliche Unordnung in Ebbe und Fluth. Das Meer brauste wüthend auf, als wenn es Messina verschlingen wollte. In dem Meerstrudel Charybdis zeigten sich jetzt, sonst ungewöhnliche Wirbel, daß es schien, als würde das Zeitalter der Dichter zurückkehren, die uns die Wuth desselben mit so schröcklichen Farben schildern. Boten vor der innern Empörung des Meeres waren ganze Schaaren Fische, die sonst fast niemals auf der Oberfläche des Wassers erscheinen. Bei dem Toben des Meeres verspürte man auch ein unterirdisches Getöse, gleich dem Schall eines entfernten Donners. Der fünfte Februar selbst, an dem sich das Unglück ereignete, war ein finsterer neblichter Tag, und durch den Nebel schien am hellen Mittage das Licht der Sonne blaß wie Mondschein. Es war eine Stille in der Natur und ein schreckenvolles Warten. Endlich um Mittag hörte man ein Getöse von Calabrien her. Es schien allmählig

mählich nahe zu kommen, und das Meer empörte sich immer mehr. So rollte das Erdbeben fürchterlich und langsam in der Tiefe und auf den Wellen daher. Wie es endlich Messinas Ufer erreicht hatte, traf es zuerst die Palazzata, eine schöne Paläste-reihe, davon ein großer Theil zerstört, und dann noch einige Gebäude in dem Innern der Stadt niedergeworfen wurden.

Noch war der Schaden geringe, aber desto größer und allgemeiner der Schrecken, und desto quälender die Furcht. Denn von Mittag an bis zum Abend war die Erde nur wenige Augenblicke ruhig. Wie es endlich finster war, schien die Empörung der Natur vermehrt. Das Geächze und Geheul verunglückter, verzweifelnder und sterbender Menschen vergrößerte die Schreckensscene. Damals war das Erdbeben am heftigsten. Zwar am siebenten und dreizehenten Februar, am acht und zwanzigsten März und an mehreren folgenden Tagen und Nächten wiederholte es seinen Angriff, und stürzte das um, was es in der ersten Nacht nur erschüttert hatte. Aber nie kehrte es so heftig zurück, als damals gerade um Mitternacht, zwölf Stunden nach dem ersten heftigen Stoße. Gleich anfangs flüchteten die Bewohner der Stadt ins Freie, wo sie ohne Schutz und Obdach, mehrere Tage und Nächte hindurch ununterbrochen heftige Platzregen, Hagelschauer und Stürme zu erdulden hatten. Dieß war die traurige Ursache von so vielen nachmaligen Krankheiten, die mehr Menschen wegrafften, als das Erdbeben. Daß die Anzahl der in Messina durch den Einsturz der Gebäude Getödteten nicht über Tausend betrug, davon war die Ursache die, daß, nach dem ersten nur wenig zerstörenden Stoße am fünften Februar, die meisten schon aus den Häusern flüchteten, und nur die, welche viel-

leicht stehlen wollten, oder etwas zu retten dachten, zurückblieben.

Der Anblick der Verwüstung wurde noch weit fürchterlicher, und der Schade der armen Einwohner noch weit größer durch die heftigen Feuersbrünste, die nun entstanden. Sieben Tage wüthete das Feuer ununterbrochen und unaufhaltbar fort, verzehrte Magazine und Waarenlager großer Kaufleute, und raubte den armen Einwohnern von Messina ihre letzte Hoffnung. Der ganze Schaden, den Messina durch dieß vereinigte Unglück erlitt, belief sich ohngefehr auf fünf Millionen Thaler; Mobilien, Edelsteine und andere Kostbarkeiten nicht mitgerechnet. Aber noch hatte Messina nicht die höchste Stufe seines Unglücks erreicht. Da alle Magazine verbrannt, aller Privatvorrath von Getreide und andern Lebensmitteln verloren war, so entstand eine allgemeine Hungersnoth, die höchst traurige Folgen gehabt haben würde, wenn nicht die Regierung diesem Leiden schnell abgeholfen hätte. Zur Vollendung des Elends, war die Klage über Mangel an Wasser allgemein, und Niemand wußte diesem Mangel abzuhelfen. Größtentheils hatten die besten und ergiebigsten Quellen bei dem Erdbeben sich verstopft, die Brunnen blieben völlig Wasserleer, oder wenn noch einige Wasser gaben, so schien es beinahe unmöglich, sich ihnen zu nähern, weil noch täglich große Bruchstücke von den zerstörten Gebäuden herabfielen, und ohnedieß lange Zeit viele Beschwerden, und eine Menge Arbeiter dazu gehörten, den Schutt hinweg zu räumen. So stieg mit jeder Minute das Gefühl des Mangels nothwendiger Bedürfnisse, und die Hoffnung von nachbarlicher Hülfe war nur sehr schwach.

Der Vicekönig von Sizilien, Marchese von Carracioli that, was in seinen Kräften stund, dem Elend zu steuren. Er sorgte für Herbeischaffung der nöthig-

nöthigen Vorräthe, um wenigstens die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, und brauchte die Sklaven nicht nur zur Reinigung der Brunnen, sondern auch zu einem andern Geschäfte, dessen Vernachlässigung die traurigsten Folgen haben konnte, und woran niemand Hand anlegen wollte. Messina war im Jahr 1743 von einer verheerenden Pest heimgesucht worden, an der binnen wenigen Monaten gegen siebenzig tausend Menschen weggerafft worden waren. Jetzt schien es, als hätte im Innern der Erde die Revolution auch den Ort getroffen, wo alle Leichname der an der Pest gestorbenen eingescharrt worden waren. Schon hin und wieder waren tiefe Löcher eingefallen, und man hatte die gegründetsten Ursachen zu der Besorgniß, daß aus den emporsteigenden pestilenzialischen Dünsten, eine neue Pest entstehen würde. Es kam darauf an, diesen Platz zu besetzen, jede eingefallene Grube auszufüllen, überhaupt ihn mit Erde zu erhöhen. Auch dafür sorgte die Regierung ohne allen Verzug, und bewirkte den heilsamen Zweck durch Sklaven, damit die bessern Bürger nicht dieser Gefahr ausgesetzt seyn möchten. So verhütete kluge Vorsicht manches größere Ungemach.

2.

Verwüstungen in Calabrien.

Außer der Zerstörung von Messina richtete das Erdbeben in Sizilien wenigen Schaden an. Nur ein einziger kleiner Ort, Rometta, ward noch ganz verwüstet, und einige kleine Flecken und Dörfer wurden mehr oder weniger beschädiget, so wie sie in größerer oder geringerer Entfernung von Messina lagen. Desto mehr aber litt das südliche Calabrien. Der

 Mittel-

Mittelpunkt des Erdbebens daselbst war in dem appeninischen Gebirge, in dem Berge Caulone. Die Strecke, durch die sich der Gräuel der Verwüstung verbreitete, hatte siebenzig Meilen in der Länge, und zwanzig in der Breite.

Die Natur selbst schien, durch mancherlei sonderbare Erscheinungen, das Erdbeben vorzubedeuten. Merkwürdig waren vor allem, die Vorempfindungen der Thiere, wovon bei den Menschen sich nichts regte. Die Fische im Meer schienen wie im Taumel zu leben, und eilten unruhig in die Netze der Fischer. Die Vögel durchkreutzten schreiend die Luft, wie von jrgend einer Furcht gejagt. Aehnliche Unruhe bemerkte man an Tauben, Hünern, Gänsen u. s. w. Hunde und Esel liefen mit starrem Blick furchtsam umher, und erfüllten die Luft mit schröcklichem Geheul. Pferde, Ochsen, Maulesel und andere ähnliche Thiere zitterten vorher am ganzen Körper, stampften wüthend und brüllend den Boden, spitzten die Ohren, und ihr Auge rollte starr und argwöhnisch umher.

So vorbedeutet fiel, kurz vor der Erderschütteruug selbst, ein schwüler Regen vom Himmel, die Winde heulten fürchterlich, das Meer tobte schröcklich, es rollte wie ein heftiger Donner im Innern der Erde. Die Erde erbebte, ganze Landstrecken rissen sich aus ihrer Grundveste. Seen und Flüsse bildeten sich, wo vordem Steine waren. Die Häuser stürzten ein, und mehr als vierzig tausend Menschen wurden ein Raub des schröcklichsten Todes, und drei hundert Oerter sanken in die Zerstörung. Monate lang erbebte die Erde, und die Verwüstung erneuerte sich. Die verheerendsten Epochen derselben waren der fünfte Februar, die Nacht zwischen dem sechsten und siebenten, dem 27sten und 28sten desselben Monates, der erste, der 27ste und 28ste März. Nach diesen Zeiträumen

men

men schien die Erde etwas besänftiget, die Verwüstung nahm ab, die Erderschütterungen wurden gelinder und seltener, aber noch Monate lang dauerten sie fort.

Das Beben der Erde war durch einen großen Theil von Sizilien, und selbst bis Neapel hin fühlbar. Am stärksten äußerte es sich in einem Umfange von ungefehr fünfhundert Quadratmeilen. Die Städte, die in der Fläche am Meere lagen, litten fast am meisten; ihr größtes Unglück war das empörte Meer, das schnell über die Fläche eindrang, und Menschen und Vieh mit ihren Wohnungen nnd Reichthümern in seinen schäumenden Wellen verschlang. Die Stadt Pizzo, die schon öfter vom Erdbeben gelitten hatte, und immer aus ihren Ruinen wieder hervorgegangen war, ward dießmal völlig zerstört. Mehr als 1500 Menschen wurden hier weggerafft, und der größte Theil waren junge Leute von zwanzig bis dreissig Jahren. Montaleone ward fast ganz umgeworfen, und litt an seinem Seiden- und Oelhandel ungemein, denn alle Gebäude, die zur Erhaltung und Pflege der Seidenwürmer dienten, und die Oelmagazine stürzten zusammen; in letztern borsten die Gefäße, und der Verlust an Oelbäumen war unersetzlich. Zum Glück hatten sich viele Einwohner, gewarnt durch das Erdbeben vom fünften Februar, bei Zeiten in Baraken geflüchtet. Nur zwölf Personen fanden unter den Ruinen ihren Tod, desto mehrere starben aber bald darauf an ansteckenden Krankheiten. Mileto wurde so völlig zu Grunde gerichtet, daß man, nach weggeworfenem Schutte, kaum die Stelle erkennen konnte, wo einst die Stadt gestanden war. Oppido, eine der größten Städte Calabriens, ward gänzlich ein Schutthaufen, und ihr Bezirk umher voll neu entstandener Erdschlünde. Reggio, und viele andere Orte, traf ein ähnliches Schicksal.

Ueber der Stadt Seminara, sonst einer der blühendsten dieses Erdstriches, lag eine große, mit Oelbäumen bepflanzte Ebene. Diese ganze Ebene ward durch einen einzigen Stoß von einander gespalten, und die eine Hälfte, mehr als zweihundert Schritte weit, in ein nahe gelegenes Thal fortgeschleudert. Dadurch entstand im alten Thale ein neues Thal. Durch dieses fließt jetzt der Fluß, da hingegen er im vorigen Bette vertrocknet ist. Gerade an der Linie, in welcher sich die Erde spaltete, hatte eine Reihe Oelbäume gestanden, und diese stehen jetzt noch mit ihrer Erde unversehrt da, und zwar am Ufer des Flusses, ohne im Wuchs gelitten zu haben, und tragen Früchte. Ein kleines Haus blieb auf einem Erdstücke stehen, und wurde mit allen seinen Bewohnern unbeschädigt niedergesetzt. Die Menschen, welche in der Gegend von Seminara an den Meeresküsten wohnten, flüchteten ans Ufer; aber zur Nachtzeit stürzte ein großes Bergstück in's Meer. Das Meer selbst fieng darauf an zu zischen und zu murmeln, brach dann plötzlich über die Küsten herein, stieg dreissig Palmen hoch, rieß eine Menge Menschen mit sich fort, und trat in sein Ufer zurück. Bei einer bald darauf erfolgten zweiten Ueberströmung brachte es mehrere verschlungene Menschen, Thiere und Geräthe wieder mit, schwoll höher als vorher, und selbst bis unter die Dächer der Häuser von Seminara hinan.

Das ganze Meer zwischen Calabrien zu Sizilien sah einem Schlachtfelde ähnlich, denn überall schwammen Leichen. Auf dem Lande entstanden Erdschlünde, Berge und Seen, wo sie nie gewesen waren. Die stehenden Gewässer drohten, durch faule Dünste, böse Luft und Seuchen. Es fehlte den Unglücklichen, die dem Verderben entgangen waren, nicht

allein

allein an Brode, sondern auch an Wasser, da der Lauf der Flüsse sich ganz veränderte, und viele derselben vertrockneten. Bei manchen Menschen ließ das Erdbeben einen traurigen Eindruck zurück. Viele waren so empfindlich geworden, daß sie bei dem geringsten unvermutheten Vorfalle heftig erschracken und zitterten; Andere waren fast gelähmt, oder konnten lange keine Speisen genießen; Einige verloren auf lange Zeit alle Besinnung.

Obschon Tausende ihr Leben einbüßten, so fehlte es doch auch nicht an Beispielen wunderbarer Errettung. Hier und da wurden Menschen durch das Schwanken und Stoßen der Erde in geöffnete Schlünde geschleudert, und durch andere Stöße wieder herausgeworfen. Eine bejahrte Frau war sieben Tage lang unter den Trümmern ihrer Wohnung verschüttet geblieben; todt und gefühllos lag sie da, als sie entdeckt wurde. Ihre erste Empfindung beim Erwachen war Durst; sie ward bald wieder hergestellt, und lebte noch ziemlich lange. Nach ihrer Versicherung war der Durst das einzige gewesen, was sie bald genug unter den Ruinen des eingestürzten Hauses gequält hatte; dann war sie in Bewußtlosigkeit gefallen, und hatte die übrigen Tage ganz ohne Empfindung da gelegen. — Ein junges Mädchen von fünfzehen Jahren wurde in Oppido mit dem Knaben, dessen Wärterinn sie war, verschüttet. Der arme Kleine starb nach einigen Tagen vor Durst. Jetzt unterlag auch das Mädchen der Quaal des Hungers und Durstes; eine gänzliche Gefühllosigkeit linderte die schröckliche Angst; sie wußte sogar nichts davon, daß sie sich beim Einsturze des Hauses die Hüfte verrenkt hatte, woran sie nachher Zeitlebens lahm blieb. Nach eilf Tagen erwachte sie, eben da man sie fand, und ihre erste Empfindung war ebenfalls Durst. Ue-

berhaupt hat man bemerkt, daß die Verschütteten weit mehr vom Durste, als vom Hunger gequält worden sind. In freier Luft und ohne jene Betäubung, wäre es unmöglich, daß Menschen ohne Nahrungsmittel so lange fortleben könnten; aber noch viel länger haben sich damals die Thiere erhalten. Zwei gemästete Schweine waren zwei und dreissig Tage unter dem Schutte gewesen. Beim Aufräumen hörte man sie grunzen; sie waren sehr abgezehrt und schwach, fressen mochten sie nicht, aber dagegen soffen sie mit unersättlicher Begierde. Eine Katze hatte sogar vierzig Tage unter den Trümmern gelebt; auch sie wurde vom Durste gequält, und erholte sich ebenfalls.

Als einige Leute mit Aufräumung des Schuttes beschäftiget waren, hörten sie einen Hund winseln. Man schaffte ihm bald Luft; fröhlich sprang er aus seinem Grabe, und schien seinem Erretter danken zu wollen; bald aber sprang er in sein Loch zurück und winselte kläglich. Man sah nach und fand — ein unbeschädigtes, noch lebendes Kind, das der Hund beleckte und liebkosete.

3.

Bericht eines Augenzeugen über das Erdbeben.

Der Engländer Henry Swinburne, ein kenntnißreicher Beobachter, dessen Reisen nach Sizilien zu den vorzüglichsten gehören, die wir über dieses Land besitzen, war Augenzeuge der Verwüstung, die das Erdbeben in Messina anrichtete. Er ertheilte darüber einem Freunde einen Bericht, der hier eine Stelle verdient. Er ist aus dem damals gleichfalls verwüsteten Städtchen Scilla datirt.

Wie soll ich Ihnen, schreibt er, die Schrecknisse beschreiben, die mich seit dem unglücklichen Tage, der den Umsturz unsers armen Landes sah, ohne Unterlaß umgeben haben? — Wo soll ich Worte finden, welche geschickt wären, nur den tausendsten Theil des Unglücks auszudrücken, das uns befallen hat? Ach, welch ein Tag, und welche Nacht folgte diesem Tage! Es war der fünfte Februar, an dem unser jammervoller Zustand seinen Anfang nahm. Ein Erdstoß, der eine aufwärts hebende Richtung hatte, war gleichsam das Signal dazu. Dieses setzte uns in Schrecken, und bewog die meisten Leute, aus ihren Häusern zu laufen. Auf diese senkrechte Bewegung erfolgte bald eine schüttelnde und schwankende, während welcher wir schon überall unsere Häuser einstürzen sahen. Die Mauern und Thürme des Schlosses wurden von einander gerissen und über die Stadt geworfen; die Gebäude darunter wurden zermalmet, und 150 Personen fanden unter einstürzenden Ruinen ihr Grab.

Beim Anbruche der Nacht folgte ein beträchtlicher Theil der Einwohner dem Beispiele des Prinzen, und begab sich ans Ufer. Hier richteten die Geängstigten Zelter auf, oder legten sich in Baraken nieder, indem sie sich mit der Hoffnung einer vollkommenen Sicherheit, wegen der Entfernung von allen Gebäuden, leider zu sehr schmeichelten. Der Himmel war hell und heiter, die See vollkommen ruhig, und alle diese armen Leute genossen auf das Schrecken des Tages einen süßen Schlummer, als mitten in dieser verrätherischen Ruhe, und ohne die mindeste vorher gegangene Erderschütterung das Vorgebürge von Campala sich auf einmal losrieß und in die See stürzte. Das Meer wich von dieser Masse nach der entgegenstehenden Küste zurück, und schwemmte da-

selbst

selbst 28 Personen mit ihren Häusern weg. Dann kehrte es mit verdoppelter Wuth, und zu 30 Palmen über seine gewöhnliche Höhe angeschwollen, nach dem Ufer von Scylla zurück, und verschlang von denen, welche sich hier auf dem Sande oder in Böten gelagert hatten, nicht weniger als 2475 Personen.

Fürchterlich war das Angstgeschrei der Ueberlebenden, die zufälligerweise höher lagen, als die Wogen hinanschwollen; und unbeschreiblich war der Schreck, welcher sich über alle umliegende Hügel verbreitete, wohin der übrige Theil der Einwohner sich zerstreut hatte. Von denen hingegen, welche das Meer verschlang, ward kein Laut gehört; sie hatten weder Zeit noch Muth, um Hülfe zu schreien.

Der nächste Morgen stellte das rührendste Schauspiel dar. Achthundert Leichen wurden ans Ufer geworfen, und zwar die meisten so zerstoßen und zerschlagen, daß in den Gesichtern derer, die wir so lange gekannt und geliebt hatten, kaum noch einige kenntliche Züge übrig geblieben waren. Mit thränenden Augen schleppten wir diese traurigen Ueberbleibsel unserer Bekannten und Lieben in Haufen zusammen, und übergaben sie dem Feuer, um der ansteckenden Seuche zuvorzukommen, die so viele Leichen hätten verursachen müssen, wenn man sie in freier Luft hätte wollen verwesen lassen. Einige wenige Personen wurden noch mit Zeichen des Lebens aus dem Wasser herausgezogen, allein so verwundet und verstümmelt, daß zu ihrer Wiederherstellung wenig Hoffnung übrig blieb. Hoffnung sagte ich? Ach, ich hätte es Furcht nennen sollen: denn was für ein Daseyn wartete ihrer, wenn sie dem Tode noch entrissen wurden? Ihr Vermögen war dahin, ihre Familien und Freunde waren getödtet,

tödtet, mit der Wiederkehr des Lebens hatten sie nur Hungersnoth, Krankheit, Kummer und Schmerzen zu erwarten.

Das Verderben hat sich über ganz Calabrien, und über denjenigen Theil von Sizilien verbreitet, welcher Italien gegen über liegt. In manchen Gegenden blieb kein Stein auf dem andern, und gegen 40,000 Menschen büßten auf die erbärmlichste Weise ihr Leben ein. Vor und während den Erderschütterungen sammelten sich die Wolken, und hiengen dann unbeweglich schwer über der Erde. Die Flüsse erhielten eine schlammigte, aschgraue Farbe, und ein schwefelartiger Geruch verbreitete sich fast allgemein. Eine Fregatte, die während des Erdbebens zwischen Calabrien und Lipari segelte, fühlte einen so heftigen Stoß, daß der Steuermann vom Ruder weggeschleudert, und die Kanonen auf ihren Lavetten in die Höhe geworfen wurden, indem die ganze See umher einen starken Schwefeldampf aushauchte. Ungeheure Veränderungen fanden auf der Oberfläche der Erde statt. Berge und Hügel stürzten ein, Flüsse wurden dadurch verstopft und in Seen verwandelt. Kurz, jede Art von Erscheinungen, die eine solche zerstörende Bewegung der Erde zu begleiten pflegen, konnte man hier in ihrer fürchterlichsten Größe und Mannigfaltigkeit sehen.

V. Eispalast auf der Newa.

Für die Bewohner von St. Petersburg ist das Zufrieren und Aufthauen der Newa jedes Jahr ein

sehr

sehr interessanter Zeitpunkt. Bei beiden ist auf einige Tage die Verbindung zwischen den verschiedenen Inseln unterbrochen, welche dieser prächtige Strom bildet, und aus welchen die junge und schöne Stadt Peters des Großen besteht. Der Strom selbst ist so reissend, daß, ungeachtet der strengen Kälte, sein eigentliches Wasser nicht zufriert. Die Eisschollen kommen aus dem Ladogasee, wo die Gewalt des Windes sie losreißt: sie schwimmen den Strom hinab, bis sie, zurückgestoßen durch die Wellen des Meeres, an der Mündung stocken, sich an einander reihen, und die Newa mit einer Eisdecke überziehen, die oft in wenigen Stunden ganz fest ist. Die Eisschollen sind bei ihrer Ankunft mehrere Schuhe dick, so daß, bald nachdem sie sich gesetzt haben, die schwersten Schlitten und Lastwagen darüber wegfahren können. Wie manche würden vor dem bloßen Gedanken, über einen so breiten und tiefen Strom in einem Wagen mit sechs Pferden, auf zerbrechlichem Eise zu fahren, erbeben; in Petersburg kennt man diese Furcht nicht. Wenn die Eisschollen ankommen, werden die Schiffbrücken eingezogen, und von nun an giebt es zwischen den beiden Ufern keine andere Verbindung, als den Weg über das Eis. Wenn man des Nachts in einen guten Pelz gehüllt, und in einem warmen Wagen eingeschlossen, von einem Essen oder Ball nach Hause fährt, so denkt man nicht daran, daß man fast eine Viertelstunde über einem Abgrunde hinfährt; wenn einmal das Eis mit Schnee bedeckt, und der Weg gebahnt ist, so würde man gar nicht bemerken, daß man auf dem Strom ist, wenn man nicht durch einen dumpfen Wiederhall daran erinnert würde, und nicht zwischen Reihen von Schiffen hinführe, die auf dem Schnee aufgestellt zu seyn scheinen, und auf der

Newa Straßen bilden, die ihr das Ansehen einer Stadt von sonderbarer Bauart geben. Die meisten dieser Schiffe, welche im Eis überwintern, sind bewohnt, und dienen oft Räubern und Dieben zum Aufenthalt, die auf der ungeheuren und einsamen Eisebene auf Raub ausgehen. Wenn sie auf einen einzelnen verirrten Fußgänger stoßen, kleiden sie ihn aus, und stürzen ihn in eines der ungeheuren Löcher, welche in gewissen Entfernungen durch Fischer, Wasserträger, Wäscherinnen, oder durch die Arbeiter, welche das Eis einsammeln, in dasselbe eingehauen sind.

Die Newa ist wie eine Steingrube, wo jeder seinen Vorrath Eis für den nächsten Sommer ausbricht. Eiswürfel von vier bis fünf Schuh, so hell wie Kristall, werden auf dem Schnee ausgehauen, und in den Eiskellern auf einander gelegt, die sich fast in jedem Haus befinden. In dem strengen Winter 1740 wurde sogar aus dem Eis der Newa ein prächtiger Pallast, bei folgender sonderbarer Veranlassung, gebaut.

Die Kaiserinn Anna hatte sechs Hofnarren, unter welchen drey aus den ersten Familien waren. Einer derselben, ein Prinz, mußte für ihr Windspiel sorgen. Man gab ihnen die Batoggen (Ruthen auf die Fußsohlen), wenn sie nicht gutwillig die Possen machten, welche die Monarchinn oder die Hofleute verlangten. Manchmal, um einen großen Herrn zu bestrafen, machte man ihn zum Hofnarren, und nun mußte er auf Befehl der Kaiserinn lustig und possirlich werden. Dieß geschah einem Fürsten Galitzin, und dieser Vorfall war die kränkendste Demüthigung, welche dieser erlauchten, damals in Ungnade gefallenen Familie, unter dieser Regierung widerfuhr. Er hatte auf seiner Reise

die

die katholische Religion angenommen. Nach seiner Rückkunft wurde er verurtheilt Hofnarr zu werden, und unter die Pagen gesteckt, ob er gleich vierzig Jahre alt war. Als seine erste Gemahlinn gestorben war, sagte ihm einst die Kaiserinn: er solle sich wieder verheurathen, sie wolle die Kosten zur Hochzeit hergeben. Galitzin nahm den Vorschlag an, wählte ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse, und erinnerte die Kaiserinn an ihr Versprechen. Die Monarchinn, welche bei der Ausrichtung dieses komischen Festes zugleich zeigen wollte, wie viel verschiedene Völker in ihren weitläuftigen Staaten befindlich wären, schrieb an die Statthalter der Provinzen, einige Personen beiderlei Geschlechts von jeder dem russischen Scepter unterworfenen Nation, nach St. Petersburg zu schicken. Alle diese wurden nach ihrer Ankunft auf Kosten des Hofes, nach ihrem Nationalkostüm, neu gekleidet. Zugleich erhielt der Kabinetsminister Walinsky Befehl, die Anstalten zur Hochzeit zu machen. Man wählte den Winter zu dieser Festlichkeit, und die Kaiserinn ließ, um sie völlig außerordentlich zu machen, aus dem Eis der Newa einen kleinen Palast erbauen, in welchem alles, sogar die Bettstelle, von dieser kalten Masse geformt war.

Dieser Palast war zwei und fünfzig und einen halben Fuß lang, sechzehn und einen halben Fuß breit und zwanzig Fuß hoch, ohne daß durch die Last des Daches, welches gleichfalls aus Eis bestand, das Unterste des Gebäudes im mindesten verletzt worden wäre. Die Eisstücke aus dem Flusse wurden nach Erforderniß ausgehauen, verziert, und nach den Regeln der Baukunst an einander gesetzt. Da man jede Fuge bei der Zusammensetzung mit Wasser begossen hatte, welches die außerordentliche

Kälte

Kälte auf der Stelle zum Gefrieren brachte, so schien das ganze Gebäude aus einem einzigen Stücke zu bestehen, und wegen seiner Durchsichtigkeit und bläulichten Eisfarbe, von irgend einem unbekannten edlen Steine zu seyn. Vor dem Palast stunden sechs Kanonen von Eis, die auf der Drehbank gemacht waren, mit ihren Lavetten und Rädern ebenfalls von Eis, und zwei Mörser, die eben so, wie die gegossenen, gearbeitet waren. Die Kanonen hatten die Größe der Sechspfünder, welche gewöhnlich mit drei Pfund Pulver geladen werden; man lud sie aber nur mit einem Viertel Pfund, und brachte eine Kugel von gestopftem Hanf, bisweilen auch eine eiserne hinein. Die Kugel durchbohrte in einer Entfernung von sechzig Schritten ein Brett von zwei Zoll Dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick seyn, und dennoch widerstand es der Gewalt der Explosion.

Ein Geländer von künstlicher Eisarbeit, das aus Stäben und starken, in gehörigen Weiten angebrachten Pfeilern bestand, führte zu dem wundersamen Palaste. Die beiden Nebeneingänge zierten Blumentöpfe von allerhand Arten von Gewächsen und Bäumen, mit ihren nach der Natur gebildeten Blättern und Aesten, auf welchen Vögel von eben der Materie saßen. Jetzt zog, durch den Haupteingang, das prächtige Frontispitz mit seinen Statuen, die Bewunderung auf sich, so wie die Gallerie, die mit vielen Bildsäulen, Kugeln und Pfeilern, um das Dach des ganzen Palastes sich erstreckte. An den Seiten des Eingangs lagen zwei Delphine, welche man vermittelst einiger Druckwerke angezündete Naphtha speyen ließ. Trat man in den Palast selbst, so traf man gleich beim Eingange ein Vorhaus, und auf jeder Seite ein Zimmer an.

Das

Das Vorhaus hatte vier, und jedes Zimmer fünf Fenster; sowohl Rahmen als Scheiben waren von dünnem klarem Eise. Des Nachts pflegte man diese Fenster mit einer Menge Lichter zu erleuchten, und da ihr Schimmer nicht allein durch die Fenster, sondern auch durch das Dach und die Mauern des Gebäudes drang, so machte dieß eine der seltsamsten und bezaubernd sten Wirkungen. Das Geräthe dieser Zimmer war ebenfalls von Eis. In der Hälfte des einen fand man eine Toilette mit einem Spiegel, verschiedene Leuchter mit aufgesteckten Lichtern, die des Nachts, durch Hülfe der daran geschmierten Naphtha, brannten; eine Taschenuhr, einen aufgehangenen Wandspiegel und verschiedene andere Toilettengeräthe. Die andere Hälfte nahm ein zierliches Bette ein, das seine Vorhänge, Betten, Kissen und Decke hatte. Auch fand man hier zwey paar Pantoffeln und zwey Schlafmützen, ein Tabouret und ein artiges Kamin, in welchem Holz aufgelegt war, das man, mit Naphtha befeuchtet, zum Brennen brachte. Auf dem Tische des zweiten Zimmers stand eine Tischuhr, an der man das eingesetzte Räderwerk durch das durchsichtige Eis erkennen konnte. Hier und da lagen einige eingefrorne wirkliche Kartenblätter und Spielmarken; das einzige, was in diesem wunderbaren Gebäude nicht von Eis war, denn alles übrige, es habe Namen wie es wolle, war von Eis geformt. Neben dem Tische sah man zween Stühle und in den Ecken zwey Bildsäulen. Auf der andern Seite desselben Zimmers entdeckte man einen Wandschrank, mit allerhand kleinen Figuren, verschiedene Thee- und Trinkgeschirre, auch einige Schüsseln mit Speisen, aus Eis und mit Farben nach der Natur gemalt. Ueberhaupt hatte der Pinsel bei allen diesen Geräthschaften zur vollkommenen

Täu-

Täuschung nachgeholfen, und auch die Thür- und Fensterbeschläge und die Wandpfeiler waren auf grüne Marmorart angestrichen. Vor dem Hause erblickte man noch zwey Pyramiden und einen Elephanten von Eis. Auf ihm saß ein Perser mit dem Streithammer und neben ihm standen zwey andere Perser. Man ließ diesen Elephanten bei Tage Wasser und des Nachts angezündete Naphtha, über 24 Fuß hoch sprützen. Die Badstube von Eis, die zur linken Hand des Palastes, ganz nach der in diesen Ländern üblichen Sitte, und wie aus lauter runden Balken zusammen gepflöckt, aufgebaut war, diente einigemal zum wirklichen Gebrauche, und wurde geheitzt.

In diesem seltsamen Palaste, den ganz Petersburg anstaunte, mußte Fürst Galitzin, der Hofnarr, die Feier seiner Vermählung begehen, und die erste Nacht mit seiner Verlobten zubringen. An dem zum Hochzeitfeste bestimmten Tage fanden sich sämtliche Gäste in dem Hause des Ministers Wolinsky ein. Von da gieng die Procession vor den kaiserlichen Palast und durch die vornehmsten Strassen der Stadt. Der Zug bestand aus mehr als dreihundert Personen. Zuerst kam das Brautpaar in einem Käfig, den ein Elephant trug. Die Gäste saßen zwey und zwey in Schlitten, welche von Rennthieren, Ochsen, Hunden, Böcken oder Schweinen gezogen wurden; einige ritten auch auf Kameelen. Nachdem die Procession den bestimmten Weg zurückgelegt hatte, führte man sie in das Reithaus des Herzogs von Curland, das zu diesem Behuf eingerichtet und verziert worden war. Hier war ein Mittagsmahl an verschiedenen Tafeln zubereitet, und jeder wurde nach seiner Landesart gespeist. Nach der Mahlzeit war Ball; jede Nation hatte ihre ei-

gene Musik, und tanzte auf ihre Weise. Nach geendigtem Ball wurde das Brautpaar in den hellerleuchteten, und dadurch ganz durchsichtigen Eispalast geführt, von den Eiskanonen begrüßt, und in das für dasselbe bereitete Eisbette gelegt. Eine Wache, die an der Thür postirt war, verhinderte die Neuvermählten, ihre kalte Wohnung vor Tagesanbruch zu verlassen.

Da für Petersburg der Winter die schöne Jahrszeit ist, so beginnt mit dem Gefrieren der Newa eine glänzende Epoche. Alle Kommunikationen sind offen, die Wege überall vortrefflich; von den äußersten Enden des Reichs bringt man auf Schlitten ungeheure Ladungen von Lebensmitteln, Wildpret, Geflügel; auf den Märkten sieht man hohe Pyramiden von Hasen, Haselhühnern, weißen Rebhühnern, Birk- und Auerhähnen, Gänsen und Truthähnen. Ganze Schweine liegen in Haufen auf einander; alles ist steif gefroren, und bleibt frisch und unverdorben. Wenn zu Zeiten mitten im Winter Thauwetter einfällt, so ist dieß ein wahres Unglück: die Policey zwingt alsdann die Verkäufer, einen großen Theil ihres Vorraths in den Fluß zu werfen.

Im Frühjahr reissen sich die Eisschollen der Newa plötzlich los; einen Augenblick nachher ist der Fluß mit Barken bedeckt. Die Kanonen der auf einer Insel gelegenen Festung kündigen den Augenblik des Aufthauens an; der Kommandant bringt in einer prächtigen Schaluppe dem Monarchen, der ihn mit seinem ganzen Hofe auf der Altane des Palastes erwartet, eine Flasche, die er mitten auf dem wieder prächtig dahin strömenden Flusse mit Wasser gefüllt hat. Gewöhnlich sind dieß feuchte, kalte und windige

windige Tage, und die ungesundesten im ganzen Jahre: aber das Volk drängt sich haufenweise an das Ufer, und freut sich den schönen Strom wieder zu sehen, auf dessen beiden Seiten die prächtigsten Paläste prangen.

Die Newa wird gewönlich Anfangs Novembers mit Eis bedeckt, und bleibt es bis gegen Ende Aprils, so daß sie beinahe sechs Monate lang zugefroren ist. Den erwähnten Eispalast erhielt die Kälte vom Jänner bis in März, wo er endlich zusammenstürzte.

VI. Der Wasserfall zu Terni, in Umbrien.

Eine der erhabensten Naturscenen von Europa ist der Wasserfall zu Terni in Umbrien, der höchste, den dieser Weltheil aufzeigen kann. Die Stadt Terni, in deren Nähe er sich befindet, liegt mitten in den Apenninen, etwa anderthalb Tagereisen von Rom, fast im Mittelpunkte von Italien. Der Weg dahin erinnert den Reisenden fast bei jedem Schritte an die vorige Herrlichkeit dieser Länder; der größte Theil desselben geht über eine alte Heerstraße, ein Werk der Römer, das, ohne einer Ausbesserung zu bedürfen, nun schon über zweitausend Jahre der Verwüstung widersteht. Ruinen von Gräbern und Palästen, beides jetzt Denkmäler der Vergänglichkeit, liegen zu beiden Seiten desselben zerstreut, und würden vielleicht ein zu tiefes Gefühl der Schwermuth hervorbringen, wenn nicht, in einiger Entfernung von Rom, der Anblick der üppigen Natur, die selbst

 die

die Rücken und Abhänge der Berge mit schwelgerischem Grün bekleidet, gerade die gegenseitigen Empfindungen erregte. Je tiefer man in die Gebirge kommt, um desto romantischer werden die Gegenden; und bei der Ausfahrt aus Narni, der letzten Stadt vor Terni, öffnet sich plötzlich die Aussicht in ein lachendes Thal, von einigen Meilen im Umfange, durch die sich die Nera in mehreren Armen schlingt. Kein Fleckchen ist unbebaut; es gleicht einem Garten, der in seine Beete abgetheilt ist; und Wälder von Mandel- Oliven- und Nußbäumen, und hin und wieder ein schwarzes Cypressenhölzchen, wechseln in lieblichen Mischungen mit einander ab. Cesi, Terni und andere Oerter schimmern von der andern Seite herüber, und scheinen gleichsam an den Felsen zu hängen, die das Thal bekränzen, und zu verschütten drohen.

Terni selbst hat außer dem großen Schauspiel, das die Natur in seiner Nähe bereitete, wenig Merkwürdiges, wenigstens nichts, das damit in Vergleichung gestellt werden könnte. Zween Flüsse, der Velino und die Nera sind es, die dasselbe bereiten, von denen der erste von einer hohen Felsenwand herunter sich in den andern stürzt, und von der Zeit an nur Einen Fluß mit ihm ausmacht. Der Fall ist etwa von Terni noch anderthalb Stunden entfernt; man macht wegen der steilen Gebirge den Weg gewöhnlich zu Pferde, und reiset wo möglich ein paar Stunden vor Tagesanbruch von Terni ab, um des Anblicks nicht zu verfehlen, wenn die aufgehende Sonne ihre ersten Stralen in den Felsenkessel wirft, in den der Strom sich herabstürzt. Etwa nach einer halben Stunde kommt man am Fuß der Gebirge an. Der Berg, den man zu ersteigen hat, ist einer der höchsten in der ganzen Bergkette,

und

und dazu ein nackter Felsen. Von unten scheint er unersteiglich, und sein höchster Gipfel ist es in der That, wenigstens von dieser Seite. Je höher man steigt, desto wilder und zugleich desto romantischer wird die Aussicht. Zur rechten hängen über den Kopf kahle Felsenwände hervor. Große Stücke, die sich von ihnen losgerissen haben, und einzelne Kreutze zum Andenken der Erschlagenen, und mehr als alles dieses, der wilde Anblick der herüberhängenden Felsen selbst, erinnern den Wanderer an die Gefahr, in der er schwebt. Zur Linken ist eine furchtbare Tiefe, in die man senkrecht hinabblicken würde, wenn nicht die hin und wieder hervorstarrenden Felsen den Blick auffiengen. Tief unten im Thale braust die Nera, über die eine schwankende Brücke nach Reati, einem kleinen benachbarten Orte, führt. An der andern Seite des Flusses hat die Natur, um die wilde Aussicht zu mildern, ein reitzendes Gebüsch gepflanzt, zu dem die Hand der Menschen noch ein Pomeranzenwäldchen fügte. Aber in geringer Entfernung erheben sich wieder Felsen von sonderbarer Gestalt, theils ganz kahl, theils bis an den Gipfel von der üppigen Natur mit Grün bekleidet. Ein prächtiger Anblick, wenn die Morgendämmerung noch Alles in ihre Schatten hüllt, und die Sonne allmählich die Spitzen der Felsen vergoldet.

In einiger Entfernung von dem Fall steigt man ab, und macht den übrigen Weg, der durch fruchtbare Obstgärten geht, zu Fuße. Etwa zweihundert Schritte vor dem Fall kommt man auf einem, durch Kunst gebahnten, Wege zu dem Flusse, und erstaunt über die Geschwindigkeit, mit der er hier fortfließt. Die brausenden Wellen, zwischen den Felsen eingepreßt, thürmen sich wie die Wogen des

tobenden

tobenden Meeres, und fliegen zugleich mit der Schnelligkeit eines abgeschossenen Pfeils den Augen vorbei. Nichts vermag hier mehr ihrer Gewalt zu widerstehen; hineingeworfene Steine werden mit fortgeschleudert, und Barken können schon in der Entfernung einer Viertelmeile den Fluß nicht mehr passiren. Zu großen Empfindungen durch diesen Anblick vorbereitet, und mit gespannter Erwartung nähert man sich jetzt dem Falle selbst. Um ihn ganz zu sehen, muß man ihn von zween Standpunkten betrachten; sowohl von oben als unten. Oben kann man sich ihm völlig nähern; ein Stück des Felsens, das an der linken Seite den Strom einschließt, ragt sogar noch über den Strom hervor, und man hat zur Bequemlichkeit der Zuschauer hier ein Häuschen angelegt, aus dem man den ganzen senkrechten Fall übersieht.

Der Strom wird immer enger zwischen seine Felsenufer eingeschlossen, und schießt mit unbändigem Ungestüm dem Falle selber zu. Die Natur scheint alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, um seine Wuth auf's äußerste zu reitzen, denn unmittelbar vor dem großen Falle muß er sich zweimal über niedrige Felsenbänke wälzen. Dann erst gelangt er an den letzten Rand des Felsens, und stürzt dann plötzlich in eine schwindelnde Tiefe von vierhundert Fuß hinab. Nichts setzt sich hier seinem Falle entgegen, er fällt völlig senkrecht; aber die Wassersäule, die ununterbrochen herabstürzt, wird schon unterwegs in Staub aufgelöst. Der betäubte Zuschauer würde glauben, der Fluß verschwinde vor seinen Augen, oder verliere sich in einem bodenlosen Abgrunde, der durch eine ewige Wolke bedeckt wird, wenn nicht der unaufhörliche Donner, der aus dem Felsenbett herauf tönt, in das er sich stürzt, und die emporfliegenden

Wellen

Wellen ihn wieder an sein Daseyn erinnerten. Vergeblich strebt das Auge, den Grund des Felsenbettes zu entdecken; man schwindelt vor der schröcklichen Tiefe, und die forschenden Blicke verlieren sich im Schaum und im Nebel, wie in einem Chaos, das die Hand des Schöpfers erst in Ordnung bringen sollte. Mitten aus demselben fliegen wieder die tobenden Wellen empor, und steigen, von der mächtigen Gewalt des Falles gereitzt, bis zu der Hälfte der Höhe, von der sie fielen. Dann brechen sie sich schäumend an den Felsen an der rechten Seite des Stroms, und fallen mit neuen Donnern in ihr Felsenbett zurück. Der ewige Nebel, der von ihnen aufsteigt, benetzt die ganze Gegend, und die Phantasie selber würde zu diesem Schauspiel vielleicht kaum etwas hinzufügen können, wenn es nicht noch täglich durch die Stralen der Morgensonne verschönert würde, die durch ihre Brechungen in dem Nebel alle Regenbogenfarben hervorbringen, und dem Ganzen das Ansehen eines Zauberspiegels geben.

Ganz verschieden ist der Anblick von unten auf, wenn man der Cascade gegen über steht. Man kann sich ihr nicht gänzlich nähern, weil man durch die Nera, in welche der Velino fällt, von ihr getrennt wird, und da man die Nera passiren muß, so muß man beinahe einen Umweg von einer Stunde machen, um ihr gegen über zu kommen. Man steigt den Berg auf demselben Wege herunter, wo man heraufgestiegen ist, und wenn man nachher die vorerwähnte Brücke passirt ist, so kommt man auf einen Fußsteig, der zu den romantischsten gehört, die es auf der Erde giebt. Zur Rechten braust der Fluß mit erstaunlichem Ungestüm über Felsenstücke und umgestürzte Baumstämme weg, und erst in einer Entfernung einer Viertelmeile hinter seinem

Falle

Falle kann er befahren werden. An seinem jenseitigen Ufer erheben sich sogleich die furchtbaren Felsen, die man vorher bestiegen hatte, während daß sich der Fußsteig selbst durch ein dickes Gebüsch von mancherlei der schönsten Stauden schlingt, das den Wanderer bald von allen Seiten einschließt, bald wieder eine Aussicht auf den brausenden Strom eröffnet. Hölzchen von hohen Pappeln und Pomeranzen wechseln mit einander ab, und machen den schönsten Kontrast mit den hohen Felsen, die an der linken Seite des Flusses sich oft so nahe heran drängen, daß kaum für den Fußsteig ein Plätzchen übrig bleibt, und bald wieder, als wollten sie den Bäumen und Gesträuchen Platz lassen, sich in geräumiger Entfernung zurückziehen. Selbst in ihnen herrscht eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit. Bald sind sie bis oben hinauf mit Grün bekleidet; bald starren sie in sonderbaren Gestalten empor, oder hängen über die Köpfe, und scheinen den Einsturz zu drohen.

Auf diesem Wege kommt man endlich dem Falle gerade gegenüber; hier eröffnet sich auf einmal eine neue Scene, und erst von diesem Standpuncte aus hat man das große Schauspiel ganz vor Augen, von dem man oben nur einen Theil übersah.

Wann der Fluß nach seinem ersten senkrechten Falle in das Felsenbett fällt, dessen oben erwähnt wurde, so scheint er darinn wie in einem Kessel eingeschlossen zu seyn. Im halben Zirkel herum, wiewohl in sehr unordentlicher Form, thürmen sich die hohen Felsen, über die er herabstürzt. Vor dem Ausgange aus demselben stemmt sich ihm ein anderer Felsen entgegen, der ein großes abgerissenes Stück von einem der übrigen zu seyn scheint. An ihm brechen sich vornemlich die tobenden Fluthen, und

er

er ist in ewigen Schaum, Nebel und Wolken gehüllt. Nur an seiner rechten Seite läßt er dem Flusse einen Ausgang, und aus diesem drängen sich seine Wellen aufs neue hervor. Sobald sie heraus sind, breiten sie sich weiter aus, und gleiten über schräge Felsenwände weg. Unter der mittelsten derselben hat die Natur eine Grotte gebaut, die auf einmal alles wahr zu machen scheint, was je die Dichter von der Wohnung der Amphitrite oder Calypso sangen. Nur Nymphen und Flußgöttern bewohnbar, ist den Sterblichen der Eingang zu ihr versagt; wäre man in ihr, so würde man die Fluthen über seinen Kopf wegbrausen hören, und vor dem Eingange der Höhle niederstürzen sehen. Hat endlich der Fluß auch diesen Fall gemacht, so zeigt er sich zuletzt in seiner höchsten Majestät. Hier nemlich, ganz unten, unmittelbar vor seinem Falle in die Nera, hat ihm die Natur ein breites Felsenbett gepflastert, das wenigstens ein paar hundert Schritte in der Breite hat. Es ist weit weniger uneben und abhängig als das erste; seine Fluthen breiten sich daher majestätisch darüber aus, und gleiten mit weniger Ungestüm als vorher ihrem letzten Falle in die Nera zu, der in der Höhe etwa zwanzig Fuß beträgt. Die Nera, vorher ein unbedeutender Fluß, wächst dadurch auf einmal sehr stark an, und erhält an den meisten Stellen eine Breite von mehr als hundert Schritten. Der Anblick aus beiden Standpunkten hat seine eigenthümlichen Schönheiten: der erste betäubt, und hat mehr einfache Größe; der letzte reitzt durch seine Mannigfaltigkeit. Der erste senkrechte Herabfall des Stromes, sein Donner in dem Felsenkessel, und der Schaum und Nebel, der darüber schwebt, die kämpfenden Wellen, die aus demselben sich hervordrängen, sein Sturz über

die

die Felſen und die romantiſche Grotte, und zuletzt ſein majeſtätiſcher Lauf über das breite Felſenbette, geben einen Anblick, der ſchwerlich mehr Harmonie und Mannigfaltigkeit in ſich vereinigen könnte.

Der ganze Fall des Stroms beträgt, den Ausmeſſungen zufolge, ſiebenhundert und vier und vierzig Fuß, nemlich vierhundert Fuß der erſte ſenkrechte Fall, und die übrigen der folgende von da bis in die Nera. An Höhe alſo kann ſich der berühmte Rheinfall bei weitem nicht mit ihm meſſen, wenn er ihn gleich auf der andern Seite an der Maſſe des Waſſers übertrifft. Augenzeugen, die beide geſehen haben, geben, im Ganzen betrachtet, dem in Italien bei weitem den Vorzug.

Siebente

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

I. Großer Aufwand bei öffentlichen Festen und Belustigungen.

Die Prachtliebe, der Aufwand und die Verschwendung welche ehemals an vielen fürstlichen Höfen herrschte, dient unter andern zum Beweise, daß keineswegs in unsern Tagen der Luxus aufs höchste gestiegen sey. Bei Hochzeiten, Kindtaufen, Einzügen und öffentlichen Zusammenkünften der Fürsten wurden Summen verschwendet, die in Erstaunen setzen, und die Kleiderpracht war dabei außerordentlich. Beispiele mögen dieß beweisen.

Das Prachtgewand, welches der Herzog Karl der Kühne von Burgund bei Feierlichkeiten trug, wurde auf zweimal hundert tausend Dukaten geschäzt.

Ungemein prächtig war der Krönungsaufzug Pabst Leo's des Zehenten; er kostete hundert tausend Dukaten.

Eben so verschwenderisch traktirte der Kardinal Augustin Chigi eines Tags den Pabst und das ganze heilige

heilige Kollegium, und ließ nach aufgehobener Tafel alle silbernen Tafelgefäße und Becher in die Tiber werfen.

Den König Alfons von Arragonien kosteten die Hunde und Vögel, die er zur Jagd hielt, jährlich hundert Pfund Gold.

Galeazo Spartia wendete allein auf seine Jägerey jährlich hundert und sechzig tausend Dukaten, und trieb in Kleidung seiner Diener und seinen Festins die Pracht und Verschwendung aufs äußerste.

König Heinrich der Dritte in Frankreich trug auf seinen Kleidern viertausend Ellen Gallonen, und konnte oft seine Musikanten nicht bezahlen, die deshalb nicht aufspielten.

Als König Heinrich der Vierte in Frankreich mit Maria Medicis zu Lire im Jahre 1600 Beilager hielt, schenkte er ihr ein Halsband, zweimal hunderttausend Kronen werth, und ein Brusttuch, das hunderttausend Kronen kostete; desgleichen für zweimalhunderttausend Kronen werth, Ringe und andere Kleinodien. „Der Brautrock der Königinn war ein braun güldenes Stück, dessen Schwanz sich auf fünfzehn Ellen erstreckte, und mit lauter goldenen Lilien besetzt war, darinn sie glänzte, wie die Sonne in den Wolken, weil sie überdieß eine schöne Person gewesen.“ Bei der Taufe ihres Sohnes trug diese Königinn einen Rock mit zwei und dreißigtausend Perlen, und dreitausend Diamanten besetzt.

König Ludwig der Vierzehente von Frankreich gab dem türkischen Gesandten Audienz in einem Kleide mit Diamanten garnirt, das fünf Millionen kostete; die Knöpfe besonders drei Millionen, Degen und Handschuhe zwei Millionen. Als er getraut wurde, hatte seine Gemahlinn einen Rock an,

mit welchem sie im Tanzsaale erschien, der von Perlen, Gold und Edelsteinen ganz funkelte, und ihre Kleidung taxirte man auf sechzig Tonnen Goldes.

König Philipp's des Zweiten von Spanien Gemahlinn, Elisabeth, trug nie ein Kleid zweimal, sondern schenkte es ihren Damen; und das waren lauter prächtige und reiche Roben, von denen die geringste drei bis vierhundert Thaler kostete. Ihr Gemahl schickte ihr einst einen sehr kostbaren Salat; eine Schüssel voll Edelsteine. Die Topasen bedeuteten das Oel, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragden den grünen Salat.

Der Kurfürst Maximilian von Baiern sendete seiner Braut, der Tochter Kaiser Ferdinands des Zweiten, im Jahr 1635 zum Werbegruße, eine Kette von dreihundert Perlen, von welchen eine jede tausend Gulden kostete.

Fräulein Cecilia Renata, Kaiser Ferdinands des Dritten Schwester, bekam vom Könige Ladislaus dem Vierten von Polen einen Wagen, an welchem die Beschläge eitel Gold und Silber waren.

Als Kaiser Siegmund von Polen im Jahr 1606 mit der österreichischen Prinzessinn zu Krakau Beilager hielt, schenkte er der Braut ein Servis von lauter geschlagenem Dukatengolde. Unter diesem Geräthe wog das Becken mit der Gieskanne vier und zwanzig Pfund, und kostete allein zu verfertigen dritthalb tausend Gulden. Die Kleidung des Brautpaars kostete siebenmal hundert tausend Reichsthaler. Der König hatte fünf Diamanten in seinem Baret, die auf eine Million Goldes geschätzt wurden.

Als Prinz Wilhelm von Oranien sich mit der Tochter des Churfürsten Moritz von Sachsen, Anna,

na, vermählte, waren zu Dresden über sechstehalbtausend Gäste anwesend. Es wurden 6000 Pferde gefüttert, von denen dem Bräutigam selbst 1100 gehörten. Man konsumirte damals unter andern 4000 Scheffel Waizen, 8000 Scheffel Korn, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier, 13,000 Scheffel Haber.

Als 1500 Kurfürst Johann von Sachsen zu Torgau Beilager mit der Prinzessin Sophia von Mecklenburg hielt, wurden acht Tage lang, täglich eilftausend Personen köstlich traktirt, und 7200 Pferde gefüttert.

Herzog Wilhelm von Baiern hielt mit Fräulein Renata von Lothringen im Jahr 1568 zu München Beilager, wobei es sehr hoch hergieng. Unter andern wurde eine große Pastete aufgetragen, in welcher sich ein Zwerg befand, dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich gehörig, drei Spannen lang. Dieser stieg aus der Pastete heraus, und gieng auf der Tafel herum. Er trug einen schönen Küras, hatte ein Fähnlein in der Hand, und grüßte die Gäste ganz freundlich und zierlich.

Als Georg Eberhard mit dem Barte im Jahr 1474 zu Aurach Beilager hielt, wurden bei vierzehntausend Menschen gespeiset, und aus einem Brunnen lief in drei Röhren Wein.

Der Erzbischof Albrecht zu Bremen, ein geborner Herzog von Braunschweig, der 1395 starb, gab zu Hamburg einst 500 Personen ein prächtiges Gastmal. Den Prälaten und Edeln ließ er jedesmal drei Gerichte vorsetzen, und das zwanzigmal hinter einander. „Da sah man güldene Häuser, güldene Thürme und güldene Berge aufsetzen; da flogen lebendige Vögel darinne, zum Schauessen. Auch wurden lebendige Fische aufgetragen. Alle

Gefäße

Gefäße waren golden oder silbern, darinnen stunden Pfauen, Schwäne und Hühner in ihrer Gestalt, mit ihren Federn, die doch gekocht waren, daß man davon essen konnt. Etliche Speisen waren auch also zugerichtet und gebacken, daß man ganze gewappnete Männer in goldenen und silbernen Gefäßen auftrug, davon zu essen."

Als Graf Richard, Bruder König Heinrichs des Zweiten von England, sich im Jahr 1243 mit der Tochter des Grafen von Provence vermählte, wurden, außer andern kostbaren Zurüstungen und Feierlichkeiten, mehr als dreißig tausend Schüsseln oder Couverts zubereitet.

Bei dem Hochzeitfeste, als König Heinrich der Dritte von England seine Tochter an den König von Schottland vermählte, wurden im ersten Gerichte sechzig Ochsen aufgetragen.

Auf einem Reichstage zu Frankfurt waren im Jahr 1397 zwei und dreißig Herzoge und Fürsten, über anderthalb hundert Grafen und Herren, dreizehn hundert Ritter, und drei tausend siebenhundert Edelleute, außer vierhundert und fünfzig andern vornehmen Leuten gegenwärtig. Unter den Fürsten hielt Herzog Leopold von Oesterreich beständig offene Tafel. So heißt es von ihm in der Chronik von Limburg: „Der lag da mit großer Herrlichkeit, also, daß er thäte rufen, wer da wollte essen, trinken und seinen Pferden Futter haben, um Gott und um Ehre, der sollte kommen zu seinem Hofe. Und er gab alle Tage bei viertausend Pferden Futter."

Ein großes Fest gab Markgraf Waldemar von Brandenburg zu Rostock, als er im Jahr 1310 sein Beilager feierte. Dabei schlug der Bräutigam, nachdem er von König Erich von Däne-

mark

mark den Ritterschlag erhalten hatte, ihrer 1700 zu Rittern.

Markgraf (nachher Kurfürst) Sigismund von Brandenburg hielt im Jahr 1594 zu Königsberg sein Beilager mit großem Aufwande. Zum Hochzeitgastmal wurden in die Küche geliefert: 6 Auerochsen, 19 Elendhirsche, 9 Elendrehe, 1 Elendkalb, 2 Bären, 10 Hirsche, 24 Stücke Rothwild, 7 hauende Schweine, 36 Bachen, 29 Frischlinge, 58 Rehe, 284 Hasen, 5 Schweine, 83 Auerhühner, 432 Haselhühner, 47 Rebhühner und 413 wilde Enten.

Bei der Vermählung des Kurfürsten Christian des Zweiten zu Sachsen, im Jahr 1602, wurde, außer den Hochzeitgästen, sogar an 180 Tischen „das gemeine Gesindel" ganzer acht Tage lang gespeiset. Dem Bräutigam aber schwamm auf der Elbe ein Wallfisch und in ihren Muschelwagen Neptunus und Glaukus entgegen, ihn zu salutiren.

Als der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg der Erste, seine Tochter Maria an den Herzog Friedrich zu Schleswig vermählte, wurde ein glänzendes Ringelrennen zu Dresden gegeben, in welchem die Ritter als Achilles, Ajax, Epaminondas, Perseus, Theseus, Marcellus, Fabius Maximus ꝛc. auf die Bahn kamen. In kostbaren Kleidungen zogen alle Nationen einher, Feuerwerke wurden abgebrannt, und der Braut zum Vergnügen, vier Bären auf dem Schloßhofe gehetzt.

Späterhin wurden zu den Ringelrennen, bei solchen Festlichkeiten, noch Ballete und Opern gefügt, die mit großem Aufwande gegeben wurden. Feuerwerke, Maskeraden und Aufzüge haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten.

II. Vermählungsfeier russischer Fürsten.

Wenn im neunten oder zehenten Jahrhundert ein Czar von Rußland sich vermählen wollte, so ließ er eine Ukase (Gesetz) an alle ihm unterworfene Provinzen ergehen. Es wurde in derselben allen Familienvätern befohlen, ihre mannbaren Töchter an den Hof zu führen, wenn sie anders schön genug wären, um auf die Wahl des Monarchen Anspruch machen zu können. Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt wurden sie von der Oberhofmeisterinn empfangen, und jeder wurde ein besonderes Zimmer, aber in demselben Hause, angewiesen. Der Prinz sah sie unter einem angenommenen Namen, oder auch ohne Verkleidung. Während der Nacht wurden sie sehr aufmerksam beobachtet, und diejenigen, welche einen unruhigen Schlaf oder lebhafte Träume hatten, wurden nicht zur Wahl zugelassen. Der Vermählungstag wurde festgesetzt, noch ehe der Fürst seine Absichten entdeckt hatte. Sobald er sie bekannt werden ließ, theilte man an alle die übrigen Mädchen Kleider aus, und sie kehrten in den Schooß ihrer Familien zurück.

III. Akademische Streue.

Im Jahr 1366 verordneten die Kardinäle Jean de St. Marc und Gilles Aicolin de Montagu, bei einer Reform der Universität Paris, daß die Studirenden nach alter Gewohnheit auf dem mit Stroh bestreuten Boden, nicht aber auf Stühlen und Bänken sitzen sollten. Man brauchte deswegen ungemein viel Stroh, um alle Hörsäle gehörig zu bestreuen, da in jenen Zeiten oft über zwölf tausend Studenten auf dieser einzigen Universität

gezählt wurden. Daher kam es, daß die Straße, in der die meisten Hörsäle waren, die Strohstraße genannt wurde.

IV. Spitzbuben.

Das Wort Spitzbube ist jetzt ein ziemlich bestimmtes Schimpfwort. Ursprünglich führte diese Benennung nichts Entehrendes mit sich; denn im Mittelalter nannte man die Soldaten oder Diener so, die im Kriege die mit Spitzen versehenen Lanzen der Adelichen trugen. Aber diese Spitzbuben bestanden wohl im Mittelalter aus einer besonders rohen Klasse junger Leute, und die Benennung wurde dadurch wenig ehrend, zuletzt entehrend, und ein Spitzbube dadurch ein Scheltwort.

V. Tanzwuth.

Der sogenannte St. Veitstanz war in der Vorzeit eine Krankheit, die nicht nur einzelne Personen, sondern oft ganze Gemeinden befiel, wie die glaubwürdigsten Chroniker berichten. Eine solche, nicht zu bändigende Tanzwuth, überfiel auch damals zu Basel eine gemeine Frau, und hielt einen ganzen Monat an, so daß sie sich die Fußsohlen abtanzte. Die ganze Zeit über schlief und aß sie wenig. Nachdem sie sich gänzlich von Kräften gesprungen hatte, ward sie in ein Hospital gebracht, und wieder kurirt. Während der Epoche ihrer Tanzwuth war die Basler Obrigkeit so vorsichtig, daß sie dieser Frau etliche starke Männer zuordnete, die roth gekleidet waren, und weiße Federn auf dem Huthe trugen, welche ex officio, einer um den andern, mit der armen enragirten Frau tanzen mußten.

VI. Das

VI. Das Ketzergericht zu Montalto *).

Psalm 44.

Wir werden ja vmb deinen willen täglich erwürget und sind geacht wie schlachtschaffe.

Gnediger Herr, Ich hab euch verschienen tage, was sich mit diesen Ketzern teglichs zugetragen, geschrieben. Nun kann ich nit vnterlassen, euch anzuzeygen, das heut den eulften zu guter stundt, angefangen worden ist, erschröckliche straffen wider dieselbigen Lutherischen fürzunehmen, an welche, so ich eingedenk, erzittert mir mein ganzer leyb. Vnd kan euch beßre gleichnusse nit geben, denn wie mit den schaffen pflegt zu geschehen, also waren sie gefangen in eim hauß, vnd verschlossen, vnd kam der nachrichter, vnd füret einen nach dem andern herauß, verband jnen jre augen, vnd füret sie uff einen weyten platz, nit fern von gedachtem hauß, daselbsten ließ er sie niederknyen, vnd mit einem meßer stach er jenen die kelen ab, ließ sie also verzabeln.

Wenn er aber einen nider geworffen het, nam er die blutigen binden, vnd das blutige meßer, vnd füret einen andern an die stett, vnd thett derglenchen, biß allso je acht und achtzig gericht wurden, Welches spectakel, wie es erbermiglichen zusehen, laß ich

 einen

---

*) Diese Erzählung ist aus einer Schrift genommen, die den Titel führt: „Wahrhaftiger bericht, von dem erschröcklichen Mordt, an acht und achtzig unschuldigen personen, vmb des Euangeliums willen zu Montalto, im Königreich Naplis begangen. Aus Welscher in die Teudtschen sprache gebracht. Nürnberg durch Johann vom Berg und Ulrich Newber." Zu merken ist, daß der Verfasser dieser kleinen Schrift, die aus einem Sendschreiben an einen vornehmen Herrn besteht, ein Katholik ist.

einen jeden selbs gedenken. Aber ich kan vnter dem schreyben mich nit vom weinen enthalten, vnd gewißlichen, wenn einer einen sahe, so mocht er den ander nit sterben sehen, vor jammer. Dann sie gingen gar gedoltig in todt, das es unmüglich zu glauben.

Etliche sagten, alß sie sterben sollten, Sie glaubten das, das wir glaubten, vnd sturben also in jrer vermaledeyten halßstarrigkeyt. Was alt, das war frölich, die gar jungen etwas fortchtesamen.

Ich zitterte, wenn ich den Nachrichter sahe mit dem blutigen meßer, daß er daßelbig in mundt name, die blutigen binden in seinen hendten truge, vnd seine arm, welche entplößt, von menschen blut gesprengt vnd blutig sein solten. Letzlichen aber, da man auch diese richten solt, welche der schaffe Fürer *) gewesen, ist befolhen worden, daß man sie alle solte vierteylen, die vierteyl in selbiger gegend, an stangen uffhenken, in zeyley nach einander biß uff Calabriam zu. Wenn die Bäbstliche heylichkeyt, vnd der Vice Ro, dem Heren Marggraven nit andern befelh geben werden, etwas zuzuhalten, würdet man gleicher maß mit den andern gefangenen verfaren vnd handeln.

Heut hat man befolhen, hundert Weybßpersonen von den elteſten hieher zu füren, dieselben peinlich zu fragen, vnd gleicher gestalt zu richten. Auch noch heut vmb die vierzehenden stundt **) werden wir vernemen. was der Redlefürer einer würdet können, gegen denen, die willig zum todte seyen gangen, derselbigen seyn sieben, die wirdt man lebendig

*) Also die Prediger.

**) In Italien zählte man bis auf unsere Zeiten die Stunden von eins bis zu vier und zwanzig.

bendig verbrennen. Die Ketzer, die man in Calabria gefangen, der seyn in allem sechzehnhundert, vnd welche verurteylet vnd gericht, derselben seyen acht vnd achtzig, die andern werden noch gefenglich gehalten. Seyen auch noch vier flecken von diesen Leuten, wißen aber nicht, wo hinauß vnd wohin, seyen einfeltig, vngelehrt, vnd paurßleut, von selbigen höre ich, ehe denn sie haben sterben wöllen, das sie zum theyl zu der heyligen Religion, vnd zu der Römischen Kirchen gehorsam gepracht worden.

Geben zu Montalto den eylfften Junn.

Anno M. D. lxj.

VII. Die kräftige Ohrfeige.

In ältern Zeiten wurde in Frankreich, bei der Feier des Osterfestes, in mehrern Städten ein Jude erkohren, der sich dazu bequemen mußte, von einem Christen in der Kirche eine Ohrfeige zu bekommen, zur Bestrafung der Frevelthaten, welche die Juden an Christo verübt hatten. Zum Vollziehen dieser strafenden Handlung wurde jedesmal ein angesehener Mann gewählt. Im Jahr 1012 fiel die Wahl auf Hugues Chapellain d'Aymeric, Vicomte de Rochechouard, einen handfesten, stattlichen Rittersmann, der gerade zur Feier des Osterfestes nach Toulouse gekommen war. Dieser vollzog den erhaltenen Auftrag so christlich-mannhaft an dem ihm dargestellten Juden, dem er die Ohrfeige zu geben hatte, daß diesem das Gehirn zum Kopfe herausspritzte, und er todt zu seinen Füßen niederfiel.

Die Juden, über diese Barbarey seufzend, erhielten die Erlaubniß, den Leichnam ihres durch die Ohrfeige getödteten Mitbruders aus der Kirche des heil. Stephanus, wo sich der Vorfall ereignet

hatte,

hatte, abzuholen. Sie begruben ihn in der Stille. — Wie es wohl des Juden Nachfolger am folgenden Osterfeste mag zu Muthe gewesen seyn?

VIII. Ehre dem Ehre gebühret.

Der Mann, der das sogenannte Einpöckeln der Heringe erfand (er hieß Beukelszoon, nach andern Beuckelson), wurde nach seinem Tode großer Ehre gewürdiget. Kaiser Karl der Fünfte setzte sich zu Enkhuysen auf sein Grab, verzehrte daselbst einen Böckling, und äußerte dabei: „Der Mann im Grabe verdient eine Ehrensäule.“ Er ließ ihm dieselbe aber nicht setzen.

IX. Sonderbare Lehnspflichten.

Unter den Lehnspflichten, die ehemals in Frankreich üblich waren, zeichnen sich unter andern folgende aus.

In der Nähe von Paris mußten die Lehnsleute an einem bestimmten Tage ihren Herren einen grossen Klotzen bringen, um ihn am Weihnachtsabend anzubrennen, wobei sie verbunden waren, vor ihren Herren ein Spiel oder Art Wettrennen (la Quintaine) aufzuführen, und den Damen ein Lied vorzusingen. Der Lehnsmann des Herrn Lavarai in Maine mußte, wenn er belehnt wurde, sich betrunken stellen, ein lustiges Lied den Damen des Schlosses vorsingen, dann die Quintaine laufen, und zuletzt im Laufen seinen Hut auf eine Stange werfen.

In der Stadt Chateauroux in Berry mußten die Bewohner der einen Vorstadt eine Ceremonie feiern, die man den Rosentopf (pot aux aulx) nannte. Am Pfingstdienstag trug ein junger Bursch

an

an der Spitze einer über sechs Fuß langen Stange einen Topf mit Blumen, in deren Mitte eine angezündete Kerze sich befand. Eine Menge junger Bursche, mit Stöcken bewaffnet, folgte ihm. Die zween ältesten Einwohner des Quartiers trugen auf ihren Armen eine alte Wittwe, wohl verschleiert und vermummt, deren Namen herauszubringen, man sich meistens vergebens viele Mühe gab. Sie folgten dem Zug, der um sechs Uhr vor dem Schlosse ankam. Die Wittwe stellte sich im Hofe vor den Lehnsherrn, sang ein eben nicht züchtiges Liedchen, zerbrach den Topf und entfloh eiligst.

An andern Orten mußten die Lehnsträger an einem bestimmten Tage Schlösser und Riegel an den Thüren des Lehnsherrn küssen; Andere Wasser in den Graben um das Schloß tragen, damit das Gequacke der Frösche verstumme. Jeder Kesselflicker, der durch die Besitzungen des Herrn von Pacé, unfern Saumur, gieng, mußte das metallene Küchengeschirr des Herrn unentgeldlich ausbessern. Dafür wurde ihm freie Zehrung. Unterließ er vorzusprechen, so wurde ihm seine ganze Waare konfiscirt. Die Glashändler mußten ihr bestes Glas dem Herrn darbringen, der ihnen in einem großen Becher einen Trunk Wein reichen ließ.

X. Ein gelehrter Streit.

In Frankreich erhob sich einst unter den Gelehrten ein großer Streit über die Aussprache der beiden Worte quisquis und quanquam. Nicht ohne gegenseitige Erbitterung kämpfte jede Parthey für ihre Meinung, und vertheidigte dieselbe mit Heftigkeit. Die Universität zu Paris war der Meinung, es sollte kiskis und kankam gesprochen werden.

Einige

Einige Professoren des königlichen Kollegiums hingegen, die ihre Freude darinn fanden, den Herren von der Universität, von welchen sie immer geneckt und verfolgt wurden, die Spitze zu bieten, behaupteten, man müße quisquis und quanquam sprechen. Diese letzte Aussprache war damals in Frankreich etwas neues. Die Sorbonne, der es nie an lächerlichen Einfällen gefehlt hat, hielt diese Aussprache sowohl der Religion als dem Staate für gefährlich, und that alle in den Bann, welche sich nicht an die in den Schulen von Alters her eingeführte Aussprache halten würden. Die königlichen Professoren vertheidigten sich nach allen Kräften. Die theologische Fakultät bedrohte einen jungen Geistlichen, der ihrer Aussprache und ihren Bannstrahlen zum Trotz quisquis und quanquam sprach, seine Pfründe zu nehmen. Der junge Mann appellirte an das Parlament, und diese höchste Instanz that den Ausspruch, daß jeder die Freiheit haben sollte, das Latein nach Belieben auszusprechen.

XI. Rosen-Liebhaberey.

Gegen das Ende des vierzehenten Jahrhunderts kam im Parlament zu Paris eine seltsame Gewohnheit auf. Wenn nemlich ein weltlicher Pair einen Proceß hatte, und vorgerufen wurde, so mußte er den Parlamentsgliedern Rosen überreichen. Selbst Heinrich der Vierte hat diesen Gebrauch, aber zuletzt beobachtet. In den verworrenen Zeiten der Ligue, als das Parlament nach Tours flüchten mußte, wurde diese Rosenceremonie vernachläßigt und endlich vergessen. Vorher aber hatte das Parlament seinen eigenen Rosen-Lieferanten, der den Titel Rosier de la Cour führte. Er versorgte sich mit sei-

ner

ner Waare hauptsächlich aus einem Dorfe, dessen Einwohner sich ausschließend mit der Rosenkultur beschäftigten. Ihr Dorf ward daher Fontenay-aux-roses genannt. In vielen Städten durfte nicht jedermann Rosen in seinem Garten ziehen, denn das war ein Privilegium. Diejenigen, welchen es zu Theil geworden war, mußten dem Stadtrathe jährlich am heil. Dreikönigsfeste drei Rosenkronen liefern, und am Himmelfahrtstage einen großen Korb voll Rosen, um Rosenwasser daraus zu machen. Hieraus erklärt sich auch, daß man oft, unter den Abgaben jener Zeit, welche die Herrenrechte genannt werden, Rosenbüschel findet: denn die reichen Leute verbrauchten sehr viel Rosenwasser zu ihren Ragouts, Desserts und Brühen, auch wuschen sie nach der Mahlzeit sich die Hände damit. Ein gewisser Arnaud de Villeneuve tadelt die zu seiner Zeit üblichen starken Gewürze an den Speisen (es war im dreizehenten Jahrhundert) und räth, man solle gebackenes wildes Geflügel nur mit ein wenig Wein, Salz und Rosenwasser essen. Schwerlich wird man heut zu Tage diese Sauce pikant finden.

XII. Wie lange Adam und Eva im Paradiese gewesen.

In der zweiten Hälfte des siebenzehenten Jahrhunderts war Conrad Samuel Schurzfleisch als Gelehrter in und außer Deutschland sehr berühmt. Er bekleidete zu Wittenberg nach einander das Lehramt der Geschichte, der Dichtkunst, griechischen Sprache und endlich der Beredsamkeit, und erhielt verschiedene Vokationen nach Helmstädt, Halle, Tübingen und Holland, die er aber alle ablehnte. In einer

Hand-

Handschrift von seinen gehaltenen Vorlesungen findet man, unter vielen andern Kuriositäten, auch folgende:

„Wie lange Adam und Eva im Paradiese gewesen, kann man nicht mit Gewißheit sagen. Etliche meinen acht Stunden, andere rechnen nur sechs, Tornellus aber meint zwölf Stunden. Ich bilde mir ein, daß Gott Adam am sechsten Tage in der Woche erschaffen, und ihm als ein Eigenthum den schönen Garten übergeben, und das Bündniß mit ihm gemacht habe. Dieser erste Tag war also vorbeigegangen. Den andere Tag darauf, den Sonnabend, war Ruhetag, und so vergieng derselbe. Am dritten Tage wird sich Adam umgesehen, und seine Besitzung betrachtet haben. Am vierten Tage hat er sich vielleicht umgesehen in Thesauris sapientiae, tam theoreticae quam practicae, welche er zwar wohl nicht alle perfectissime mag verstanden haben, doch hat es sich nach und nach gegeben. Am fünften Tage (Dienstag) wird er den Himmel und dessen motum, ja auch alle Sterne und Planeten samt deren Lauf betrachtet haben. Am sechsten hat er alles benannt, besonders den Thieren ihren Namen gegeben. So sind ihm sechs Tage hingegangen. Indem er nun beschäftiget war, ist es nicht scheinbar, daß er Evam erkannt, wie Beverland will, sondern es kann ungefehr vier Monate nach der Ausstoßung aus dem Paradiese geschehen seyn, da er sein Elend wieder vergessen, und sich ad Concubitum applicirt. Wenn er nun an einem Freytag ins Paradies gekommen, so mußte er an diesem Tage auch wieder heraus, und zwar gegen Abend, also daß er am Sabbath, nach dem Fall, Gott seine Devotion erwiesen."

„Iulianus Apostata meint, Gott habe Unrecht gethan, daß er so scharf um eines geringen Apfelbisses willen verfahren, aber dem ist nicht so. Es

war

war hier gravitas delicti, welche man ex dignitate personae, so dadurch lädirt worden, beurtheilen muß. Gott hatte große Ursache, ex jure creationis, unsere ersten Eltern, welche sein Gesetz so schändlich violirt, hart zu bestrafen."

XIII. Filzigkeit.

Karl Malatesta, Herzog von Arimini, war ein so großer Filz, daß er einst seinen Mundschenk mit eigenen hohen Händen weidlich durchprügelte, weil dieser ein Glas Wein verschüttete, in welches eine Fliege gefallen war. „Hättest du nicht, sagte er, die Fliege mit einem Messer aus dem Glase holen können? und mußtest du deshalb den Wein verschütten, der noch so gut zu genießen war?"

Ein eben so großer Filz war auch der Kardinal Ferdinand Ponzetta (unter Pabst Leo dem Zehenten), der sich eines Hellers wegen mit allen Höckerweibern herumzankte. Diesem Ehrenmanne hatte einst sein Koch einen Fisch viel zu theuer eingekauft, und mußte ihn für sich selbst behalten, da ihn der Kardinal nicht bezahlen wollte. Als aber der Fisch gesotten war, und der Kardinal sah, wie wohl er dem Koch schmeckte, bat er sich selbst bei seinem Diener zu Gaste, und speiste den Fisch mit, der ihn nun nichts kostete.

XIV. Seltsame Einbildung.

Der berühmte Dichter Tasso bildete sich in den letzten Jahren seines Lebens ein, daß ihm ein Geist erschiene. Sein Freund, der Ritter Manso, suchte ihn von dieser Vorstellung abzubringen, und zu überzeugen, daß diese Erscheinung eine Täuschung seiner lebhaften Einbildungskraft sey. Allein Tasso bat

ihn

ihn, einer Zusammenkunft mit dem Geiste beizuwohnen, um sich von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen. Manso kam, und mitten in der Unterredung heftete Tasso auf einmal seine Augen auf ein Fenster, blieb unbeweglich stehen, und nannte den Geist bei seinem Namen. „Hier ist der freundschaftliche Geist, sagte er, der sich mit mir unterhalten will; fasse dich und du wirst sehen, daß alles Wahrheit ist, was ich dir gesagt habe.“ Manso sah und hörte nichts. Auf einmal fieng Tasso mit großer Feierlichkeit zu reden an, legte dem Geiste Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm er von dem Geiste Abschied, und hiemit schloß er die Unterredung.

XV. Seltsame königliche Liebhabereyn.

König Heinrich der Dritte von Frankreich, ein schwacher, unfähiger Regent, wendete jährlich hundert tausend Thaler auf Vögel und Hunde. Unter andern hatte er drei kleine Lieblingshunde, welche er in einem, mit einer prächtigen Kette an seinem Halse aufgehangenen Körbchen trug. So gieng er dann in seinem Zimmer umher, und hatte ein großes Vergnügen, wenn er mit diesen kleinen Thierchen allein seyn konnte. Liline, Mimi und Titi waren außerordentlich niedlich, schön und anhänglich; man hatte sie mit großen Kosten von Smyrna bringen lassen; sie waren abgerichtet Schildwache zu stehen, und dieses Geschäft verrichteten sie mit bewundernswürdiger Akkuratesse. An dem Bette zu Heinrichs Kopf gelagert, hielten sie einen Theil der Nacht hindurch Wache, indem sie mit zwey Pfoten an der Wölbung, die ihnen statt des Schilderhauses diente, sich aufrecht hielten. Eine Pfeife, deren Ton diese

kleine

kleine Thiere sehr gut kannten, diente die Stunden der Wache zu ordnen. So wie der wachehaltende Hund den silbernen Schall, der ihm den glücklichen Zeitpunkt seiner Ruhe verkündigte, gehört hatte, biß er den schlafenden Kameraden, welchen in der Reihe nun das Wachen traf, in's Ohr. Dieser stand plötzlich auf, übernahm dann seinen Dienst, bis das Pfeifchen auch ihm zum Zeichen diente, den dritten Hund zu wecken, und sich selbst der Ruhe aufs neue zu überlassen. So lösten Liline, Mimi und Titi einander ununterbrochen bis an den Morgen ab. Der König selbst behauptete, nie eine wachsamere und treuere Leibwache gehabt zu haben.

Eines Tages, da Heinrich sich zu St. Cloud aufhielt, kam ein schwärmerischer Mensch, Namens Clemens dahin, um ihn zu sprechen, eigentlich um ihn zu ermorden. Als der Mensch in das Kabinet des Königs eingeführt wurde, um ihm einen Brief zu überreichen, der dem Frevel zum Vorwande dienen sollte, erhob sich Liline aus seinem Wachhause, gegen ihn, und schien das Vorhaben des Bösewichts zu ahnen und andeuten zu wollen; denn das kleine, sonst sehr sanftmüthige Thier fieng zornig zu bellen an und wollte beißen. Der König ließ, wider seine Gewohnheit, die Hunde in ein benachbartes Kabinet bringen. Liline wurde wüthend und bellte noch stärker, — da bekam Heinrich zween starke Dolchstiche in den Unterleib, und fiel in seinem Blute schwimmend darnieder.

16. Eine Reliquiengeschichte.

Die fürstliche Familie Radzivil, welche seit dem vierzehenten Jahrhundert in Littthauen und Polen blühet, und noch jetzt daselbst bedeutende Her-

zog-

zog- und Fürstenthümer besitzt, bekannte sich mit Eifer zur römischen Kirche, und beförderte ihre Verbreitung durch Wort und That. Christoph Radzivil, Herzog in Birse und Dubinka, litthauischer Unterfeldherr und Palatinus in Wilna, der 1603 starb, war besonders als ein eifriger Papist bekannt. Es erregte daher seinen ganzen Unwillen, als ein Prinz seines Hauses sich auf die Seite der Evangelischen schlug. Um das dadurch gegebene Aergerniß wenigstens an seinem Theile zu mindern, entschloß er sich, eine Reise nach Rom zu machen. Sobald er daselbst angekommen war, bezeugte er dem Pabst seine fortdauernde Ergebenheit auf's kindlichste, und erhielt dafür von ihm — eine Büchse voll heiliger Reliquien.

Als der Fürst mit diesem heiligen Schatze zurückgekommen war, und die Mönche davon Nachricht erhalten hatten, so ersuchten sie ihn, zur Rettung eines Besessenen, bei dem alle Beschwörungen nichts helfen wollten, davon Gebrauch machen zu dürfen. Der Fürst ließ sie ihnen zukommen, und die Teufelsvertreibung geschah damit von den Mönchen unter dem größten Gepränge. Alles staunte über die Wunderkraft der heiligen Knochen, und Fürst Radzivil selbst pries sich selig über ihren Besitz. Eines Tages, als er eben ganz entzückt von seinem heiligen Knochenschatze sprach, fieng der Kavalier, welcher die Büchse aufzubewahren hatte, an zu lachen, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln spöttisch zur Freude des Fürsten.

Wie Radzivil dieß gewahr wurde, gerieth er in heftigen Zorn, und verlangte zu wissen, warum er bei einer so heiligen Sache lache und gauckle. Unter dem drohenden Versprechen, daß er seine Strafe bekommen solle, gieng der Kavalier mit dem Fürsten

in

in sein Kabinet, und entdeckte ihm da das Lächerlichste von der Welt. „Auf unserer Rückreise von Rom, hub er an, hatte ich das Unglück, die Büchse des heil. Vaters zu verlieren. Ich wagte nicht, es zu gestehen; um mir also zu helfen, suchte ich eine ähnliche Büchse aufzutreiben, und füllte sie mit ähnlichen Knochen an, die ich aus dem Auskehricht allerwärts zusammen suchen ließ. Wie kann ich also anders als lachen, wenn man nun damit Teufel austreibt?"

Radzivil war über diese Erzählung so erstaunt als beschämt. Die Betrügerey der Mönche lag ganz unerwartet vor ihm hell und klar da; er verzieh dem Kavalier nun, was er ihm vorher so übel genommen hatte, und dankte ihm sogar für seine Aufrichtigkeit. Die Mönche aber ließ er ermahnen, noch mehr Besessene aufzusuchen, damit die Wunderkraft der Reliquien noch mehr bestätiget würde. Diese säumten auch nicht, seine Wünsche zu erfüllen, und zeigten ihm bald den Fund eines ähnlichen, wie der vorige gewesen, freudig an. — „Bringet ihn zu mir!" sprach der Fürst. Die Mönche brachten ihn. „Beschwöret ihn erst nach eurer Art!" sagte jetzt Radzivil Die Mönche wendeten alle ihre sonst gewöhnlichen Beschwörungen an, aber vergeblich; sie baten also um die heilige Büchse. „Morgen kommt wieder, war die Antwort — Morgen sollt ihr sie haben, bis dahin aber wünschte ich, daß euer Besessener hier bliebe." Die Mönche entfernten sich und der Besessene blieb zurück.

Radzivil übergab darauf das Teufelskind seinen tartarischen Stallknechten zur Kur, und schrieb ihnen die Methode vor, welcher sie sich dabei bedienen sollten. Diese giengen der Vorschrift gemäß erst ganz liebevoll zu Werke, und ermahnten den Besessenen,

den Betrug, welchen die Mönchr durch ihn spielten, zu gestehen; widrigenfalls sie ihm das Geständniß abzwingen müßten. Hatte der Besessene bisher nicht getobt, so tobte er nun. Darauf schritten ein halb Dutzend von ihnen zur zweiten Hälfte des Recepts, und hieben ihn mit ihren Knuten so zusammen, daß er um Barmherzigkeit flehete, und seine Verstellung für Mönchsgeld bekannte.

Am folgenden Tage in aller Frühe wurden die Mönche geholt. Ob sie geahnet, was heute vorwalte, ist nicht zu entscheiden. Auf der einen Seite die bezeugte unerschütterliche Anhänglichkeit Radzivils an das Pabstthum — auf der andern das Zurückhalten des Besessenen bei ihm — sey, wie ihm sey, was geht über die Schlauheit des Mönchs? Er weiß sich wenigstens bald zu sammeln, wenn er auf heilige Schwänke ausgeht.

Statt, daß nun die wunderthätige Büchse zur Kur des Besessenen herbeigebracht und geöffnet werden sollte, fiel der schon kurirte Besessene dem Fürsten zu Füßen, gestand nochmals, daß er nie besessen gewesen, sondern daß ihn die Mönche sich besessen zu stellen, gelehrt, und bat um Gnade. „Seht da, schrieen die Mönche, er ist noch weit besessener, als wir meinten. So ein Kunstgriff des Teufels ist uns noch nicht vorgekommen, daß sich der Teufel selbst verleugnet.“

„Wenn meine Stallknechte, erwiederte Radzivil männlich lächelnd, die wunderthätige Kraft gehabt haben, dem Teufel selbst die Künste abzufragen, so sollen sie sie ohne Zweifel auch euch abfragen können.“ Die Anstalten dazu wurden sogleich gemacht. Als die Mönche dieß sahen, waren sie noch klüger wie der Besessene, schonten ihren Rücken, und bekannten vor dem ersten Hiebe noch, was dieser nach hundert

Hieben

Hieben erst bekannt hatte, betheuerten aber hoch und hehr, daß sie den frommen Betrug nur gespielt, um Luthers Ketzereyen Einhalt zu thun, daß sie sich nicht durch ganz Litthauen verbreiteten. „Das mögt ihr immerhin, erwiederte der Fürst; dadurch habt ihr mir aber euren Glauben so verdächtig gemacht, wie er meinem Vetter nur seyn konnte. Eine Religion, die sich durch solche Teufeleyen nur halten können soll, ist nicht von Gott. Luthers Ketzerey, die sich ohne dergleichen in unserm Lande ausbreitet, mag wohl eher von ihm seyn."

Radzivil las von nun an eifrig die Schriften der Evangelischen, und eben so eifrig die Bibel. Nach Verlauf eines halben Jahres bekannte er sich mit seinem ganzen Hause öffentlich zur evangelischen Kirche, und — so ward eine Reise, die er nach Rom gethan, um seine standhafte Beharrlichkeit beim Pabstthum noch standhafter zu machen, die Ursache seines völligen Abfalls vom Pabstthum.

XVII. Die Burg Zwingenberg am Neckar.

Einer der merkwürdigsten Oerter im Odenwalde ist Zwingenberg, ein altes, noch ziemlich erhaltenes Bergschloß auf der rechten Seite des Neckars, drei Stunden unterhalb der Stadt Mosbach. Es liegt in einer sehr romantischen Gegend des Odenwaldes auf einem Felsen, von dem man die Aussicht auf den unten vorbeiströmenden Neckar hat. Jenseits dieses Flusses ist sie durch ein dunkles Waldgebirge begränzt. In den grauen Zeiten des Alterthums hatte diese stattliche Burg die Edeln von Twingenberg zu Herren. Dietrich und Weiprecht von Twingenberg verbanden sich schon in dem Jahre 1338 gegen die Pfalz, ihr mit solcher Feste ir Lebtag zu gevarten.

Der Erzbischof Gerlach von Mainz nahm hierauf im Jahr 1357 die von Zwingenberg samt ihrem Hause in Schutz und Schirm. Genannter Erzbischof und Pfalzgraf Ruprecht vertrugen sich 1364 mit einander, den Burgstadel Zwingenberg zu bauen und Burgfrieden zu halten, kauften daher von Conrad Rüdt einen Theil an Zwingenberg für dreihundert und fünfzig Gulden. Die Herren von Hirschhorn besaßen auch einen Theil dieser Burg, den ihnen der Pfalzgraf aber entzog. Im Jahre 1403 verlieh der Pfalzgraf Ruprecht denen von Hirschhorn den verbrochenen Burgstadel Zwingenberg, und erlaubte ihnen, die Burg wieder zu erbauen; auch der Erzbischof von Mainz überließ eben denselben seinen Theil an Zwingenberg zu Mannlehen. Herzog Otto der Zweite von Mosbach erkaufte nun 1474 diese Burg; nach Erlöschung der pfalzgräflichen Linie von Mosbach fiel Zwingenberg an die Kur zurück. Kurfürst Philipp verkaufte solches 1504 an Hans von Hirschhorn um zwölftausend ein hundert rheinische Gulden als Erblehen.

Das Geschlecht von Hirschhorn erlosch 1632 im Mannsstamme gänzlich. Die pfälzische Regierung nahm, mit großem Widerspruche der Freiherren von Göler von Ravensburg, diese Burg nun in Besitz. Kurfürst Johann Wilhelm belehnte 1698 seinen Hofkanzler, Franz Melchior Freiherrn von Wieser, damit. Endlich wurden die Herren von Göler nach langen Streitigkeiten im Jahr 1728 in den Besitz dieser Burg gesetzt; allein nun verkauften 1746 die Görerischen Gesammterben die ganze Herrschaft Zwingenberg dem pfälzischen Kurhause um viermal hundert tausend Gulden, nebst tausend Dukaten Schlüsselgeldes. Der Kurfürst Karl Theodor aber übertrug die ganze Herrschaft im Jahr

1779

1779 dem damaligen Reichsgrafen Karl August von Brezenheim zum Erblehen, bei welchem nun fürstlichen Hause diese Burg sammt der ganzen Herrschaft verblieben ist.

Ein beträchtlicher Theil dieses schönen Bergschlosses ist noch jetzt bewohnbar, und der Beamte der Herrschaft, welcher in demselben seinen Sitz hat, genießt aus seiner Wohnung eine reitzende Aussicht. Noch heben einige Thürme daselbst ihre Häupter empor, und die tiefen unterirdischen Gefängnisse, welche jetzt noch übrig sind, geben einen grausenvollen Begriff von der strengen Justiz der alten Ritter der Vorzeit.

Nach den Erzählungen der ältesten Bewohner dieser Gegend, soll ehemals in dieser Burg auch eine sogenannte spanische Jungfrau vorhanden gewesen seyn; welches eine der fürchterlichsten Mordmaschinen war, die in alten Zeiten gebraucht wurden. Sie bestand nemlich in einer Fallthüre, auf welche das Opfer der Justiz, oder der schröcklichsten Privatrache geführt ward, und sobald nun die Person unvermuthet hinabstürzte, ward sie von einer Menge kleiner Messer in tausend Stücke zerschnitten; doch sieht man jetzt kein Ueberbleibsel von dieser schröcklichen Maschine mehr. Hier wohnte ehemals ein Beamter Namens Clemm, welcher sich eben so sehr durch Redlichkeit und Diensteifer, als durch lange Dienstzeit auszeichnete, und der vom Jahr 1727 bis 1781 unter drei verschiedenen Herrschaften sein Amt 55 Jahre hindurch zur größten Zufriedenheit seiner Herren und Untergebenen verwaltete. In einem der Thürme des Schlosses zeigt man noch jetzt das Gefängniß Langhansens, eines in der pfälzischen Geschichte sehr merkwürdigen Mannes, dessen Schicksal ein Beweis von dem Wankel-

 muth

muth des Glücks ist. Er war der Sohn eines Predigers von Meissenheim in dem ehemaligen Herzogthume Zweibrücken, und am dreissigsten May 1637 gebohren. Zu Heidelberg, wo er Theologie studirte, zeichnete er sich als Jüngling bald so sehr aus, daß er von da als Prediger der deutschen Kaufleute nach Genf berufen ward. Da er nun auch dort im Rufe einer vorzüglichen Geschicklichkeit und eines untadelhaften Wandels stand, so ward er 1664 von dem Kurfürsten Karl Ludwig zum Prediger bei der Festungskirche in Mannheim, und 1668 zum Hofprediger nach Heidelberg berufen. Karl Ludwigs Sohn und Nachfolger, der Kurfürst Karl, erhob ihn bald nach seines Vaters Tode zum Kirchenrathe, und endlich sogar zum geheimen Rathe und Minister. Nun suchte Langhans den kurfürstlichen Leibarzt Winkler und einige Hofleute ganz in sein Interesse zu ziehen, und erhielt bald das Vertrauen seines Herrn in einem so hohen Grade, daß ihm derselbe die Regierungsgeschäfte großentheils überließ, und dieser geistliche Minister nun die volle Direction des geheimen Raths erlangte. Als aber der Kurfürst Karl 1685 in der schönsten Blüthe seines Lebens starb, und Philipp Wilhelm zur Regierung gelangte, ward Langhans sogleich arretirt, seine Verbrechen wurden aufs schärfste untersucht, und ihm aus seinen eigenhändigen Briefen an den Kurfürsten zur Last gelegt: daß er des Kurfürsten Frau Mutter schnöde und verächtlich begegnet, die Kurfürstinn selbst bei ihrem Gemahl herabgesetzt und zu einer Ehetrennung gerathen, auf des Landes Unkosten sich bereichert, und in mancherlei Fällen sogar landesverrätherisch gehandelt habe; daß er auch ein Testament zu seinem und seiner Freunde Vortheil

dem

dem sterbenden Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt, und dasselbe zu erschleichen gesucht habe.

Die reformirten Theologen der Universität zu Heidelberg mußten auf kurfürstlichen Befehl ein Bedenken über Langhansens Betragen ausfertigen. Es wurden ihnen neun Briefe samt einem Gedichte von der Hand des Verbrechers vorgelegt, mit dem Auftrage, ihre Gutachten darüber zu stellen: „ob nicht gedachter Langhans in seinen Briefen wider sein eigen Gewissen und die bisher bekannte Religion geschrieben, und daher für einen Gotteslästerer zu halten, und als ein faules Glied der Kirche davon abzusondern sey?"

Das theologische Bedenken fiel für Langhans sehr nachtheilig aus. Er wurde darauf mit gewaffneter Hand öffentlich auf das Rathhaus in Heidelberg geführt, und daselbst in das Armensünderstübchen gesetzt, ihm auch durch den Stadtknecht die Kleider und Taschen visitirt, und ihm das bei sich habende Messer, zehen Dukaten an Golde und fünfzehen Gulden an Silbergelde abgenommen. Die Inquisition ward nun ein halbes Jahr lang gegen ihn fortgesetzt, und endlich am zweiten März 1686 folgende Strafe an demselben vollzogen: der Scharfrichter nebst seinen Knechten führten ihn von dem Rathhause, wo dessen Urtheil von dem Stadtrathe publicirt ward, zu einem auf dem Markte stehenden Pranger, woselbst eine Bühne errichtet war. Hier mußte er sich auf einen Stuhl setzen, das Halseisen ward ihm um den Hals gelegt, und eine große Ruthe in die Hand gegeben. So ward er eine Stunde lang der Gegenstand des Spottes vieler Tausende. Nun führten ihn die Henkersknechte wieder herab, setzten oder warfen ihn vielmehr auf den Karren des Schinders, und brachten

ihn

ihn in den sogenannten Hexen- oder Diebsthurm. Er sollte nun zwanzig Jahre auf einer Festung bei Wasser und geringer Speise zubringen. Zuerst ward er auf die Bergfestung Dielsberg gebracht, hier aber nicht lange gelassen, sondern auf das Schloß Zwingenberg gesetzt, wo er nur noch zwei und ein halbes Jahr zubrachte; denn als im Jahr 1688 der französische General Montclar nach Zwingenberg kam, sandte derselbe diesen Gefangenen nach Frankenthal zum Dauphin, von welchem er gnädig aufgenommen, aber bald darauf nach Frankreich geschickt ward, von da begab er sich mit seinem Weibe nach Basel, und starb daselbst 1691.

Das Zimmer zu Zwingenberg, in welchem ehemals dieser Langhans gefangen saß, soll nach der Sage des Volks jener Gegend sehr unsicher seyn, denn es spuckt in demselben auf mancherlei Weise. Vor der Thür desselben hört man öfters ganz deutlich Nüsse aufknacken, ohne jemand zu bemerken; ein Hase läuft schnell durch's Zimmer, und ein Mann trägt nicht selten sogar in demselben seinen Kopf unter dem Arme, und dennoch bläst er den Furchtsamen das Licht aus.

XVIII. Eine Inquisitionsgeschichte.

Ein Kaufmann aus Luzern, Namens Bartholomäus Copin, der sich zur Religionspartey der Waldenser *) bekannte, befand sich im Jahr 1601 zu

*) Eine Religionspartey, die im 12ten Jahrhundert entstund, von einem Kaufmann zu Lion (Peter Waldus) Ursprung und Namen hat, als Vorläuferin der Reformation und Bewahrerin des Protestantismus zu betrachten

zu Asti im Piemontesischen, um den dortigen Jahrmarkt mit seinen Waaren zu besuchen. Am Abend vorher, ehe der Jahrmarkt angieng, speiste er mit mehrern andern Kaufleuten an einem öffentlichen Orte. Einer aus der Gesellschaft brachte das Gespräch auf die Religion, und erlaubte sich viele nachtheilige und beschimpfende Aeußerungen gegen die Waldenser. Copin nahm das Wort, vertheidigte seine Glaubensbrüder, und sagte: auch er sey ein Waldenser und könne nicht glauben, daß Gott in der Hostie sey; überhaupt sey er von der Wahrheit seines Glaubens so fest überzeugt, als vom Daseyn Gottes.

Eine solche Aeußerung hatte derjenige gewünscht, der den Streit angefangen hatte; indessen gieng die Gesellschaft aus einander, ohne daß weiter etwas besonderes diesen Abend vorfiel. Am folgenden Tage aber ließ der Bischof von Asti den Kaufmann Copin zu sich rufen und sagte ihm: er habe gehört, daß er gestern Abend ärgerliche Reden geführt habe, und wofern er sein Vergehen nicht sogleich abbitte und widerrufe, so müsse er ihn gefangen setzen lassen.

Der

---

ten ist, und noch jetzt fortdauert. Sie verbreitete sich bald nach ihrer Entstehung ungemein schnell, und die fürchterlichsten Verfolgungen der Katholiken, besonders in Frankreich und Piemont, waren nicht im Stande, sie zu unterdrücken. Die Waldenser, die sich durch ihre reine Sitten und Rechtschaffenheit aufs rühmlichste auszeichneten, verwarfen die Herrschaft des Pabstes, wollten keine andere als arme Kirchenvorsteher haben, die ihr Brod mit ihren Händen erwerben sollten, verwarfen den Ablaß, das Fegfeuer und viele eitle Gebräuche der römischen Kirche.

Der biedere Schweizer antwortete: er sey zum Gespräch über die Religion genöthiget worden; er habe nichts gesagt, das er nicht in seinen letzten Augenblicken noch zu sagen bereit sey; er habe Weib, Kinder und Vermögen, sey aber bereit, seine Liebe gegen sie seinem Gewissen aufzuopfern; seines Lebens und Wandels wegen könne sich der Bischof bei allen Kaufleuten in Asti erkundigen, die ihn recht gut kennen. Er sey als Kaufmann hieher gekommen, und im Piemontesischen dürften ja Juden und Türken sich der Handlung wegen einfinden; er denke daher, man werde ihm, einem Christen, diese Freiheit noch weit eher zugestehen. Die Tractaten seiner Glaubensbrüder mit dem Landesherrn geben ihm außerdem das Recht, von seinem Glauben gegen jedermann Rechenschaft abzulegen. Denn in Gemäßheit derselben sey es den Waldensern zwar verboten, ihren Glauben durch Lehren weiter auszubreiten, aber nicht untersagt, deswegen jedem Antwort zu geben, der sie darum frage.

Der Bischof kehrte sich an alle diese Vorstellungen nicht, sondern ließ den aufrichtigen Kaufmann Copin auf der Stelle gefangen setzen. Am folgenden Tage besuchte ihn des Bischofs Secretair im Gefängnisse, stellte sich sehr freundschaftlich gegen ihn, und gab ihm mit anscheinender aufrichtiger Theilnahme zu erkennen, daß er in einer großen Gefahr schwebe, wenn er nicht widerrufe. Copin antwortete: das erlauben ihm seine Pflichten gegen Gott und sein Gewissen durchaus nicht.

Als einige Tage verflossen waren, wurde der Gefangene vor den Bischof und Inquisitor zum Verhör geführt. Hier wurden alle Künste aufgeboten, um ihn zu bewegen, seinen Glauben abzuschwören. Da die Herren aber sahen, daß er standhaft

blieb,

blieb, ließen sie ihn unter harten Drohungen ins Gefängniß zurückführen. „Geh, verfluchter Ketzer, rief der aufgebrachte Inquisitor. Bald wirst du zu allen Teufeln in die Hölle fahren, und wenn dich da die unsaubern Geister peinigen, so wirst du dich der frommen Warnungen erinnern, die wir dir gegeben haben, um dich auf den rechten Weg zum Himmel zurück zu führen. Du willst lieber in die Hölle fahren, als dich mit der heiligen Mutterkirche aussöhnen.“ Ganz gelassen erwiederte Copin: „Ich bin längst mit der heiligen Kirche ausgesöhnt!“ und ließ sich wieder in seinen Kerker führen.

Da einige andere Versuche, die mit dem Gefangenen vorgenommen wurden, an seiner Standhaftigkeit scheiterten, so ließ man seine Gattinn und einen seiner Söhne kommen, in Hoffnung, daß es ihnen gelingen möchte, seine Beharrlichkeit zu erschüttern, und ihn zum Abfalle zu bewegen. Dem Unglücklichen blieben nun zween Wege übrig: entweder zu widerrufen, und sich an Gott und seinem Gewissen zu versündigen, oder standhaft zu bleiben, den schröcklichsten Martern entgegen zu gehen, seine Gattin ohne Gatten, seinen Sohn und seine Tochter ohne Vater zu lassen. Die unglückliche Familie wandte ihre Zeit im Kerker dazu an, sich in ihrer Trübsal zu trösten, im Glauben zu stärken, und sich zur Erduldung der nahen Martern gefaßt zu machen. Copin empfahl seiner Gattinn ihre Kinder, und legte es ihr ans Herz, Gott zu fürchten und sich ehrlich zu nähren. Seinem Sohne gab er die rührendsten Ermahnungen, ermunterte ihn zu Redlichkeit und Tugend, zur Bewahrung des Glaubens und eines guten Gewissens, damit es ihm wohl gehe. Beide bat er, sie möchten für ihn beten, daß ihn Gott in allen Versuchungen stärken, und

vor dem Abfall von seinem Glauben bewahren wolle. Zuletzt segnete er seine Familie, und entließ sie aus dem Gefängnisse.

Der Abschied war herzzerreissend; ausser sich und in Thränen gebadet wurden die Unglücklichen fortgeführt. Es war eine Scene, die auch das härteste und gefühlloseste Menschenherz tief rühren und zum Mitleid bewegen mußte. Copin widerstund standhaft allen Drohungen seiner fanatischen Richter, und da sein Proceß sich in die Länge zog, so schrieb er am 16 Sept. 1601 an seine Gattinn aus dem Gefängnisse: „Dein Besuch, meine Liebe, hat mich um so kräftiger getröstet, je weniger ich ihn in meinem Gefängnisse erwarten konnte. Ich weiß, auch zu deiner Beruhigung hat es beigetragen, daß wir einander sahen — vermuthlich zum letztenmal. Bete zu Gott, daß er euch tröste; vertraut ganz dem, der verheissen hat, er wolle die nicht verlassen, welche auf ihn hoffen. Es fehlt dir nicht an Einsicht, daher erzieh ja unsere Kinder, Samuel und Martha so, daß sie dir gehorsam sind. Ihnen befehl ich im Namen Gottes, daß sie dir redlich folgen; thun sie das, so wird sie Gott segnen. Meinetwegen macht euch keine Sorgen, denn wenn Gott einmal will, daß das Ende meiner Tage jetzt komme, und wenn's dem Allmächtigen gefällt, daß ich ihm meine Seele wieder geben soll, die er mir lange genug gelassen hat, so hoff' ich getrost, daß er sie durch seine göttliche Barmherzigkeit in seinen Himmel aufnehmen wird, um der Liebe seines heiligen Sohnes Jesu Christi willen, von dem ich glaube, daß er durch sein heiliges Leiden und Sterben alle unsere Sünden versöhnet hat. Ihn bitte ich, daß er mich bis ans Ende durch Kraft seines heiligen Geistes leiten wolle. — Halt mit Ernst am Gebet

und

und an der Gottesfurcht, denn dadurch wirst du einst vollkommen glücklich werden. Mache dir keine Mühe mir etwas zu schicken, ehe nicht drei Wochen hin sind. Nach Verfluß derselben sey so gut, und schicke mir Geld zur Bezahlung des Kerkermeisters, und auch etwas zu meiner Unterstützung, wenn ich dann noch lebe. — Erinnere dich an das, was ich dir zuweilen gesagt habe, daß nemlich Gott dem Könige Hiskias sein Leben fünfzehn Jahre verlängert hat. Mir hat er das Meinige noch viel länger gefristet, denn es ist schon sehr lange her, daß du mich schon einmal gleichsam in den Armen des Todes liegen sahest, und ich lebe heute noch. Ja, ich hoffe und glaube ganz gewiß, Gott wird mich durch seine Gnade so lange erhalten, als es seinem heiligen Namen rühmlich, mir aber zu meiner Glückseligkeit ersprieslich ist. Geschrieben aus dem Gefängnisse zu Asti, am 16 Sept. 1601.“

Der Inquisition machte Copin's Standhaftigkeit doch einige Sorge. Ließ man den Gefangenen los, so war Aergerniß und Anstoß bei den eifrigen Katholiken zu befürchten, und es war zu besorgen, daß mehrere sich erdreusten möchten, gegen die römische Religion zu reden. Und doch war den Waldensern in den Tractaten, die der Landesherr mit ihnen errichtet hatte, ausdrücklich erlaubt, sich ihres Glaubens wegen zu verantworten. Diese Clausel verbot es beinahe ausdrücklich, den Copin als einen Ketzer zu bestrafen. Um der Verantwortung darüber auszuweichen, daß man einen Unschuldigen ins Gefängniß geschleppt und als Ketzer behandelt hätte, sandte man den ganzen Proceß an den Pabst Clemens den Achten, mit der Bitte, in der Sache zu entscheiden. Welche Antwort der Pabst ertheilt habe, ist nicht bekannt geworden; aber einige Zeit

darauf

darauf ward Copin todt in seinem Gefängnisse gefunden. Viele Umstände machen es sehr wahrscheinlich, daß der Unglückliche erdrosselt worden ist. Ob der Pabst diesen Rath gegeben, oder ob man das feine Kunststück zu Asti selbst ausgedacht habe, um allen Verlegenheiten ein Ende zu machen, läßt sich nicht sagen.

Die fanatischen Ketzerrichter wollten dem Volke zeigen, daß ihr Eifer in Erhaltung des rechten Glaubens und in Zerstörung der Ketzerey nie ermüde. Da Copin nun einmal todt war, so trugen sie ferner kein Bedenken, den zu verdammen, welcher ihnen doch einige Sorge gemacht hatte, so lange er lebte. Man schleppte den Leichnam auf einen öffentlichen Platz, und sprach das Urtheil über ihn aus, daß er den Scheiterhaufen verdient habe. Der Holzstoß ward angezündet, der Leichnam in die Flammen geworfen, und die glaubige Menge erbaute sich an der wohlverdienten Bestrafung eines Ketzers.

XIX. Eine sonderbare Grabschrift.

Zu Baden bei Wien steht in der Kirche am Chorpfeiler gleich beim Eingange folgende sonderbare Grabschrift:

Hier erwartet der Richter aller Sterblichen den zwölf Jahre gewesenen Stadtrichter, Herrn Michael Schlachtner, welchen den zwölften May 1704 der Tod geschlachtet, daß er tauglich wäre zum himmlischen Abendmahl, und weilen im Himmel nichts Unreines eingehet, hat er seine Seel' durch vielfältiges Tugendwerk in Baden gewaschen, dessen die aufgerichteten Andachten und gestiftete Berg Calvarie zwar stumme aber doch sichtbare Zeugen sind:

Jetzt ist er dort
Am Seelenport,

Be:

Befreit von aller Gefahr,
Nachdem er hie
Gestritten je
Durch 36 Jahr.

XX. Königliche Blut-Söhnung.

Zur Zeit König Philipps des Dritten von Spanien wurden zween spanische Franziskanermönche von der Inquisition zum Feuertode verurtheilt, weil sie ketzerische Lehren zu verbreiten getrachtet hätten. Als sie zum Tode geführt wurden, lobten sie Gott mit lauter Stimme, daß er sie würdig geachtet habe, die Wahrheit mit ihrem Blute zu versiegeln. Als der König das hörte, sagte er: „O ihr unglückseligen Menschen, die ihr wegen einer Lehre, die ihr für wahr haltet, so hart gestraft werdet!“ Die Inquisition fand diese Aeußerung sehr strafwürdig, und verordnete: „Der König müsse sich eine Ader öffnen, und das abgelassene Blut verbrennen lassen, damit er Gottes beleidigte Gerechtigkeit versöhnen, und die verdiente harte Strafe von sich abwenden möge.“ — Und das that der König auch!

XXI. Kuriositäten vom Taback.

Amerika ist das Vaterland dieses Krautes, das sich von da in alle europäischen Länder verbreitet hat, in vielen gebaut wird, und für Millionen Menschen ein Bedürfniß geworden ist. Von den verschiedenen Entdeckern, die es zuerst in die europäischen Länder brachten, hat es allerlei Namen erhalten. Die Spanier waren die ersten, welche den Namen Tabacco einführten; sie gaben der Insel im spanischen Westindien in der Provinz Sucata den Namen Tabacco, weil sie so viel Taback darauf

auf fanden. Auf dieser Insel kaute und rauchte man dieses Gewächs; ja diejenigen Personen, welche beim Begräbniß ihrer Herren mitgeopfert wurden, verschluckten sogar ganze Kugeln von diesem Kraute, um sich gegen den Todesschmerz gefühllos zu machen. Ein spanischer Mönch, Romanus Pane oder Pano, welchen Columbus auf seiner zweiten Reise in Amerika gelassen hatte, lernte den Taback auf der Insel Domingo kennen, und machte ihn 1496 bekannt, beschrieb auch eine zweizackigte Tabackspfeife. Der Saame dieses Krautes wurde aber erst im Jahr 1560 durch den französischen Edelmann Johann Nicot in Europa bekannt, und von ihm erhielt es den lateinischen Namen Herba Nicotiana. Als Nicot die Stelle eines französischen Gesandten am portugiesischen Hofe bekleidete, schenkte ihm ein portugiesischer Edelmann einige Pflanzen dieses Gewächses, die ihm aus Florida geschickt worden. Er pflanzte sie in seinen Garten, und nachdem er die Blätter eingesammelt und getrocknet hatte, so versuchte er deren Kräfte bei Wunden und andern äusserlichen Gebrechen, und fand sich nicht betrogen. Er schickte darauf einen Theil seiner Erndte nach Frankreich, wo er vom Könige, der Königinn und einigen Ministern an diesem Hofe untersucht und fortgepflanzt wurde.

Lange Zeit blieb der Gebrauch des Tabacks zum Rauchen und Schnupfen nur eine Kostbarkeit der Vornehmen. Bei den Spaniern scheint das Tabackrauchen schon im sechzehenten Jahrhundert gewöhnlich gewesen zu seyn; denn die spanischen Soldaten, welche den, im Jahr 1547 von Kaiser Karl dem Fünften, gefangenen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich den Großmüthigen, bewachten, scheinen dem Kurfürsten auch durch ihren Tabacks-

rauch

rauch lästig geworden zu seyn. Dieß läßt sich aus dem Liede schließen, welches der Kurfürst bei dieser Gelegenheit machte:

Wie's Gott gefällt, so gefällt mir's auch,
Und laß mich gar nicht irren,
Ob mich zuweilen beißt der Rauch u. s. w.

Anfangs fand der Gebrauch des Tabacks zum Schnupfen und Rauchen viele Gegner, besonders unter den Theologen, und manche Prediger eiferten gegen die neue Gewohnheit von den Kanzeln. Einer derselben erklärte das Tabackrauchen sogar für ein noch größeres Verbrechen, als das Stehlen und Buben. Auch unter den Aerzten veranlaßte die neue Mode einen heftigen Krieg; man sprach viel von den guten und übeln Wirkungen des Tabacks in Hinsicht der Gesundheit; man schrieb unzählbare Bände für und wider diese Pflanze: allein ungeachtet der Gegner, welche den Nutzen dieser Pflanze streitig machten, verleitete sein Luxus alle Nationen, und verbreitete sich von Amerika bis nach Japan. Vielleicht trugen die Verfolgungen, welche der Taback ausstehen mußte, dazu bei, daß er mehr in Aufnahme kam.

Ein Brand im Jahr 1650, welcher einen Theil der Häuser von Moskau, die beinahe alle von Holz gebaut waren, in Asche verwandelte, und durch die Unvorsichtigkeit eines Rauchers, der mit der Pfeife im Munde vom Schlafe überfallen worden, entstanden war, bewog den Czar Federowitz, den Großvater Peters des Großen, den Gebrauch und die Einführung des Tabacks in seinen Staaten zu verbieten, das erstemal bei Strafe der Stockschläge und das zweitemal bei Nasenabschneiden. Der türkische Kaiser Amurath der Vierte, und der König von Persien Schah Abbas, hatten dieses Verbot

schon

schon früher in ihren Reichen ergehen lassen. Die Regierung in Frankreich war nicht so grausam; seit dem Jahr 1629 begnügte sie sich, eine Auflage von dreissig Sous auf das Pfund Taback zu legen, welchen man damals Petun nannte, einen Namen, den ihm die Einwohner von Inkatan gegeben hatten. Diese Auflage, die darauf noch erhöht ward, gab vielleicht Anlaß, daß man an dem Schnupftaback Eigenschaften und Annehmlichkeiten entdeckte, die er wohl nicht alle hat, und dagegen die nachtheiligen Folgen übersah, welche aus dem unmäßigen Gebrauche dieses Pulvers entstehen können; allein das, was ihn über alles in Credit setzte, waren die Dosen, welche man dazu erfand. Es existirt noch ein Kupferstich aus dem siebenzehenten Jahrhundert, welcher einen Reiter vorstellt, der in der rechten Hand eine Art von Kugel hält, woran ein kleines Röhrchen angebracht scheint, aus welchem er Taback auf die Rückseite seiner linken Hand heraus laufen läßt, welche er im Begriff ist, an die Nase zu bringen. Dieß war wahrscheinlich die erste Form der Tabacksdosen, auf welche nun die goldenen und silbernen, platten oder gravirten, getriebenen, eingelegten, emaillirten, auf alle Art gedrechselten, manchmal mit Diamanten besetzten, und meistens mit Portraiten und andern Malereyen gezierten Dosen folgten, die einen von Jaspis, die andern von Bergkristall, von Schildkröte, von Muscheln, und endlich von Papiermaché. Mancher würde wohl den Taback für immer verabscheut haben, der den Gebrauch desselben leidenschaftlich annahm, blos um solch ein kostbares Kleinod in Gesellschaften sehen zu lassen.

Aus den Zeiten, da das Tabackrauchen noch verboten war, soll sich auch der Name Fidibus her-

herschreiben, welcher von den ersten abgebrochenen lateinischen Sylben des Zettels, durch welchen sich die Studenten einander zu einer Tabacks- und Biergesellschaft einluden, herrühren soll. Bei diesem Einladebillete, welches sich anfieng: FID. IBUS (d. i. fidelibus fratribus, den treuen Brüdern) zündeten die, im Kreise stehenden Studenten ihre Pfeifen an.

XXII. Inquisitions-Opfer.

Nach Llorente's glaubwürdigem Bericht in seiner Geschichte der spanischen Inquisition sind vom Jahr 1452 bis 1808 auf Urtheil und Spruch der spanischen Inquisition 31,718 Menschen in Person verbrannt, 17,411 aber, weil sie entweder im Gefängnisse gestorben oder aus demselben entflohen waren, im Bildnisse verbrannt worden; 287,622 Personen wurden zu verschiedenen Arten von strengen Büßungen durch Geißlung, Einsperrung und andern Strafen verurtheilt.

XXIII. Schmeicheley.

Niederträchtiger hat dem Adel kaum jemand geschmeichelt, als der würzburgische Archivar Johann Octavian Salver, welcher zum Beispiel Seite 184 seiner „Proben des hohen deutschen Reichsadels, Würzburg 1775," schrieb: „Denn dieses sind die ädeln Absichten der adelichen Domstiftern, warum sie so eifersüchtig bei der Aufnahm ihrer würdigen Gliedern auf die ununterbrochene Reihe der Anen sehen, damit sie Söhne aus ihrem erlauchten Adel und Ritterkorps aufnehmen können, denen die Tugend wie der Adel erblich zusteht, weilen adelich und tugendhaft seyn nur eines ist."

XXIV. Merkwürdiges Testament.

Ein Richter zu Norwich starb 1724, und legirte in seinem Testamente viertausend Pfund Sterling, um sechzig Jahre lang auf gehäufte Zinsen benutzt zu werden, nach Verlauf dieser Zeit aber dafür eine Schule zu stiften, in der zwölf Zöglinge unentgeldlich erzogen, gekleidet und gespeiset würden. Zur Vollziehung ernannte er einen Bischof und einige andere angesehene Personen. Im Monat May 1784 war der Termin abgelaufen; die vorhandene Summe betrug vier und siebenzig tausend Pfund Sterling, und die wohlthätige Schule wurde wirklich gestiftet.

XXV. Treue Anhänglichkeit eines russischen Bedienten an seinen Herrn.

Wenn ehedem einer der Großen in Rußland gefangen gesetzt, oder nach Siberien verbannt wurde, so traf dasselbe Schicksal seine Secretairs, sein Gesinde und alles, was zu ihm gehörte. Sah man daher den Fall oder die Verurtheilung eines Großen vorher, so war er sich bald in seinem Hause allein überlassen.

Als der russische Minister Graf von Ostermann 1741 nach Siberien wandern mußte, traf das nemliche Schicksal auch seinen Secretair Emme. Dieser letztere hatte seinem Bedienten Feodor einige Aufträge auf dem Lande gegeben, gerade da er zur Verbannung verurtheilt wurde. Mit Erstaunen sah der Bediente bei seiner Rückkunft den Ostermannischen Palast öde und menschenleer; er schimpfte und fluchte auf seinen unbesonnenen Herrn, daß er abreisen konnte, ohne es ihn wissen zu lassen,

ohne

ohne ihm den Ort seines Aufenthalts anzuzeigen, und entschloß sich, ihn aufzusuchen, in welchem Winkel der Erde er auch seyn möchte. Sogleich gieng er nach dem Senat und fragte einen guten Bekannten nach Emme, seinem Herrn. „Dein Herr, antwortete man ihm, wird bald in Siberien seyn."

„Wie, rief Feodor, er ist so gottesvergessen, mich im Stiche zu lassen, ohne mir ein Wort zu sagen? Wissen Sie nicht wenigstens, an welchem Ort in Siberien er ist?" — Der Ort konnte genannt werden. — „Gut, so will ich alle meine Habseligkeiten verkaufen, und ihm nachreisen, um ihn tüchtig auszuschelten."

Der Senator lachte, und versuchte es, ihn durch allerlei Gründe zufrieden zu stellen, die ihn aber nur noch mehr aufbrachten. „Nein, nein, ich muß ihm den Kopf waschen," war alles, was man aus ihm herausbringen konnte. Er verkauft wirklich seine Sachen, reiset mit einer kleinen Summe Geldes ab, ist so glücklich, nach Siberien zu kommen, und seinen Herrn zu treffen, dem er die bittersten Vorwürfe macht. Es war vergebens, daß Emme ihm vorstellte, man müße sich der Nothwendigkeit unterwerfen, die Zeit sey zu kurz, die Verwirrung zu groß gewesen ꝛc. Da Feodor keine Entschuldigung gelten lassen wollte, so fragte ihn sein Herr endlich: „Du bist nun in Siberien, was willst du aber hier anfangen?" — „Schöne Frage, bei Ihnen bleiben, und Ihnen dienen." — „Ich danke dir für deinen guten Willen und deine Mühe; aber ich habe zu meinen täglichen Ausgaben nur so viel." — „Das darf Ihnen keine Sorge machen, ich bin nicht ohne Geld gekommen, und will Ihnen damit aushelfen, wenn Sie keines haben; ohnehin

 wird

wird man Sie zurück rufen, wenn Sie es am wenigsten vermuthen."

Einige Tage nachher hatte Emme ein Kleid nöthig. „Lassen Sie nur mich machen, sprach Feodor, der es merkte, ich will den Schneider kommen lassen." Wie er das Kleid bezahlte, versicherte er seinen Herrn, daß weder Kleidung, noch Unterhalt, noch sonst etwas ihm in der Folge fehlen sollte, „jedoch unter der Bedingung, setzte er hinzu, daß Sie einen Kontract mit mir machen." — „Gern, erwiederte Emme, und was für einen Kontract?" — „Da Sie hier nicht lange bleiben werden, und ich mir vorgenommen habe, Sie in meinem Leben nie zu verlassen, so müssen Sie mir versprechen, bei Ihrer Rückkehr nach St. Petersburg mir bei jeder neuen Stelle, die Sie bekommen, sechzig Rubel mehr Lohn zu geben." Der Kontract wurde niedergeschrieben, und von beiden Theilen unterzeichnet. Da allmählich Feodors Baarschaft zu Ende gieng, und er es seinem Herrn anzeigte, erschrack dieser, allein lachend sagte ihm der Bediente: „Lassen Sie es nur gut seyn, der Tag unserer Befreiung ist nicht mehr fern." Er hatte richtig gesprochen.

Vier Wochen nach diesem Auftritte ließ sich die Kaiserinn Elisabeth die Liste der Verbannten, und deren, die in ihrem Gefolge waren, bringen. Sie erstaunte einen Haufen Secretairs, Freunde und Bediente zu sehen, die mit den Großen des Reichs verbannt waren. „Was haben denn diese Leute verschuldet?" fragte sie. — „Nichts, antwortete man ihr, aber der war dem ergeben, jener befand sich bei ihm, als er arretirt wurde ꝛc." Sie ließ sogleich einen Befehl zur Befreiung der Unschuldigen ausfertigen. Emme war unter diesen, und erhielt nach seiner Rückkehr allmählich die Stelle

eines

eines Assessors und Raths, eines Vicepräsidenten des Justizkollegiums von Liefland, Esthland und Finnland, mit dem Titel eines Staatsraths und Auditeurs der Garden. Das brachte dem Feodor an die fünfhundert Rubel Gehalt ein. Als Emme hernach mit dem St. Annenorden beehrt wurde, verlangte Feodor abermals sechzig Rubel, aber sein Herr glaubte, daß sie ihm für dießmal nicht zukämen, weil es eine bloße Ehrenbezeugung, und kein Amt wäre. Allein Feodor, den keine Gründe überzeugten, drohte zu klagen, wofern er den Vertrag brechen würde. Emme, mehr gerührt über die Anhänglichkeit seines Bedienten, als erschrocken über dessen Drohung, gab seinem Verlangen nach.

Selten durfte der Herr seinem braven Bedienten etwas befehlen. Meistens wußte dieser, durch seine Aufmerksamkeit, den Befehlen zuvor zu kommen, und jeden Wunsch seines Herrn zu errathen. Nichts glich seiner Wachsamkeit in Ansehung alles desjenigen, was die Gesundheit desselben betraf. Er stand täglich sehr früh auf. Dann war sein erstes, die Temperatur der Luft zu untersuchen. Fand er sie zu kalt oder zu feucht, so gieng er in seines Herrn Schlafzimmer und sagte: „Iwan Feodorowitsch, bleiben Sie nur im Bette; heute gehen Sie nicht in's Kollegium, das Wetter ist zu schlecht.“ Zuweilen gehorchte Emme, aber wenn dringende Geschäfte ihn auszugehen nöthigten, so mußte er seine Beredsamkeit und sein ganzes Ansehen gebrauchen, um den treuen Feodor dahin zu bewegen, daß er ihn ausgehen ließ. „Sie haben genug gearbeitet, sagte dieser oft zu ihm, lassen Sie jetzt die andern für Sie arbeiten: Sie werden alt und schwach, sorgen Sie für Ihre Gesundheit, Sie haben Kinder,

der, die Ihr Haus in Ordnung halten können, oder ich will dieß auch wohl auf mich nehmen."

Der treue Bediente starb lange vor seinem Herrn. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er einen Notar kommen, und dictirte ihm ein Testament, worinn er erklärte, daß, da er keinen Erben, und ohnehin sein ganzes Vermögen seinem Herrn zu verdanken hätte, er diesen zum Universal-Erben einsetzte. So erhielt Emme alle die Summen wieder, die er vorgeschossen hatte, zugleich mit den Zinsen.

XXVI. Das Gespensterrecht.

Johann Samuel Stryk, Professor der Rechte in Halle *), schrieb eine eigene Abhandlung vom Gespensterrecht, worinn er nach einer weitläuftigen Untersuchung; was Gespenster sind, wie vielerley, ob sie auch am Mittag erscheinen, und nun erst, ob es dergleichen auch gebe? folgende Rechtsfragen entscheidet:

1) Ob ich ein Eheverlöbniß mit einer Person aus dem Grunde aufheben könne, weil sie von Gespenstern geplagt wird? — Ja, ist die Entscheidung, wenn ich von diesem Umstande zur Zeit des Ehe-

*) Er war ein Sohn des berühmten Samuel Stryk, der 1710 als königl. preuß. Geheimerrath, Director der Universität und erster ordentlicher Professor der Rechte zu Halle starb. Durch seine Verdienste trug er dazu bei, der zu seiner Zeit neuerrichteten Universität Halle Glanz und Ansehen zu verschaffen. Der Sohn, Johann Samuel, welcher zu derselben Zeit in Halle ein juristisches Lehramt begleitete, und 1715 starb, benutzte häufig seines Vaters Schriften, ohne von seinem Eigenen viel dazu zu thun. Man schrieb ihm daher einst an die Thüre seines Hörsaals: Alles, was der Vater hat, ist mein.

Eheversprechens nichts wußte. Freilich scheine die Sache zweifelhaft in dem Falle, wenn erst nach geschehenem Eheversprechen die Gespenster eine Braut zu plagen anfiengen, aber doch könnte ich auch hier abgehen, nur mit der Einschränkung, daß man vor allen Dingen erst die Gespenster durch Gebet zu verjagen suchen müsse. Wenn indessen alles Singen und Beten nichts helfen wolle, so könne man das Verlöbniß aufheben. Eine schwere Frage sey, ob auch eine Ehe geschieden werden könne, wenn ein Ehegatte von Gespenstern geplagt werde? Ein solcher trauriger Fall habe sich vor einiger Zeit in einer berühmten Stadt ereignet, wo eine gar fromme Weibsperson von dem Teufel von Kopf bis zu Fuße bespieen, alles um sich her mit Koth beschmutzt, alle ihre Meubeln vor ihren Augen verbrannt oder weggetragen worden seyen. Diese Frage sey zu verneinen, weil Ehegatten in Lieb und Leid einander beistehen müssen.

2) Ob jemand sich der Vormundschaft weigern könne, weil in dem Hause des Pflegebefohlenen Gespenster grassiren? — Ja, sagt Stryk, denn obgleich in den Gesetzen diese Entschuldigungsursache nicht vorkommt, so ist sie doch nicht ausgeschlossen. Der Vormund muß indessen den Versuch machen, daß er den Pflegebefohlenen in ein anderes Haus bringe. Vielleicht verlaufen sich alsdann die Gespenster. Wirkt das nichts, so muß er den Pflegling frommen Priestern übergeben, die mit Gebet zu helfen suchen.

3) Ob man mit gutem Gewissen einen Schatz heben dürfe, der von Gespenstern bewacht wird? — Nein, denn es scheint doch immer so etwas von göttlicher Versuchung hinter der Sache zu stecken, und man muß sich auf alle Weise bemühen, daß man

dieser

dieser nicht unterliege. Es ist zwar oft ungewiß, ob der Geist bei dem Schatz ein guter oder böser ist, aber eben dieser Ungewißheit wegen ist es am besten, daß man die Hände davon lasse. Bietet einem der Geist den Schatz freiwillig an, oder zwingt ihn einem gar auf, nun so nehme man ihn an, zumal wenn gar keine Teufelslist dabei zu wittern ist. So war es in folgendem Falle: Ein Bauersmädchen sammelte in einem Walde unweit Quedlinburg Holz. Ein kleines Männchen trat zu ihr, zeigte ihr auf einem nahen Hügel eine große Menge Geld, und ermahnte sie ernstlich, davon zu nehmen. Das Mädchen weigerte sich dessen mit Thränen, das Männchen aber ruhte nicht, und steckte ihr das Geld selbst in den Korb. Als das Mädchen nach Hause kam, erzählte es die Geschichte. Die Bauern liefen Haufenweise nach dem Hügel, um das Geld zu holen, aber, sagt Stryk, sie fanden nichts. — Allein könnte der Fiskus einen solchen Schatz nicht wegnehmen, aus dem Grunde, weil er mit Zauberkünsten gefunden worden? Nein, wenn der Geist nur gezeigt hat, wo der Schatz liegt. Hat der Geist aber auch magische Mittel angegeben, und der Finder hat sie gebraucht, so greift der Fiskus mit Recht zu.

4) Meine Frau bringt mir ein Haus zum Heurathsgut. Als ich das Ding in Besitz nehme, findet sich's, daß Gespenster darinn hausen, so daß es mir keinen oder einen geringen Nutzen abwirft: kann ich auf die Bestellung eines andern Heurathsgutes klagen?

5) Jemand hat für seine Person die freie Wohnung in eines Andern Hause. Er wird von Gespenstern beunruhiget; darf er seine Wohnung an einen Andern vermiethen, dem die Gespenster nichts anhaben? Ja, denn die Noth erfordert es. Wer den Gebrauch von einer Heerde Schaafe hat, kann ja

auch

auch nach den Gesetzen die Milch nicht verlangen, aber doch etwas davon zur Nothdurft nehmen.

6) Ich bin im Begriff ein Testament zu machen. Als drei oder vier Zeugen unterschrieben haben, erscheint ein Gespenst und sprengt die Versammlung. Schadet diese Unterbrechung der Testamentsverrichtung der Gerechtigkeit des letzten Willen? Nein, wenn nur der Testirer sogleich die Zeugen an einem andern Ort wieder versammelt, und noch unterschreiben läßt.

7) Jemand verpfändet sein Haus, das 3000 Thaler werth ist. Nun aber schleichen sich Gespenster im Hause ein, und vermindern dessen Werth bis auf 1000 Thaler; kann der Gläubiger klagen, daß ihm ein anderes Unterpfand gegeben werde?

8) Titius kauft ein Haus, bezieht es und findet Gespenster darinn, (wie denn manche Häuser aus gerechtem Willen Gottes diesen innerlichen und immerwährenden Fehler haben); kann er vom Kauf abgehen? Wenn der Verkäufer gewußt hat, daß das Haus den heimlichen Mangel habe, so muß er es ohne Zweifel wieder nehmen. Aber auch alsdann, wenn er nichts davon wußte, kann der Vertrag umgestoßen werden, so gut als wenn ich einem ein Pferd verkaufe, das einen heimlichen Fehler hat, ohne daß ich selbst etwas davon weiß. Unterdessen müssen auch hier die brünstigsten Gebete erst vergebens angewendet worden seyn, ehe man klagen kann. War das Haus vor dem Kauf gespensterfrei, und die Gespenster zeigen sich erst nachher, so kann der Käufer nichts machen. Denn vielleicht ist die Gottlosigkeit des Käufers oder seiner Familie-Schuld daran, daß sie der Teufel so oft besucht.

9) Was ist Rechtens, wenn ein gemiethetes Haus von Gespenstern inkommodirt wird? Hier

kommt

kommt vieles auf die Umstände an, z. B. wie sich die Gespenster aufführen, ob sie im ganzen Hause lärmen oder etwa nur in einem oder dem andern Theile, ob sie großen Schaden thun, oder etwa nur an die Thür klopfen und unangenehme Töne von sich geben, oder ob das Haus schon vorher mit Gespenstern belästiget war oder nicht.

10 Wenn man den Tod eines abwesenden Menschen beweisen soll (z. B. die Ehefrau, deren Mann abwesend ist, will einen andern heurathen): ist es genug, daß man zeige, der Abwesende sey als Gespenst erschienen? Nein, diese Erscheinung giebt nur eine schwache Vermuthung ab, und es ist nicht unmöglich, daß die Erscheinung nur ein Betrug war.

11) In Wittenberg disputirten ums Jahr 1691 zwey Studenten über die Wirklichkeit der Gespenster. Lucius lachte darüber, Sejus vertheidigte sie. Als Sejus mit seinen Gründen nichts ausrichten konnte, verkleidete er sich als ein schröckliches Gespenst, und stellte sich in dunkler Nacht auf der Straße dem Lucius entgegen. Dieser ergrief aber seinen Stock und schlug auf das Gespenst weidlich los, kehrte sich auch nicht an sein Geschrey: „Ich bin ja Sejus!“ sondern antwortete: „Der Teufel bist du!“ und fuhr zu schlagen fort. Kann Sejus eine Injurienklage anstellen? Nein, aber beide sind doch strafbar.

12) Kann man einen Nachlaß an den Steuren des Hauses fordern, wenn es darinn spuckt, daß man es gar nicht bewohnen kann? Ja.

13) Wenn ein Gespenst, insonderheit ein Kobold, einen Menschen eines Verbrechens beschuldiget: kann die Obrigkeit deswegen eine Inquisition anstellen? Nein, wenn der Mensch nicht von bösen Sitten

ten und ohnehin verdächtig ist. Denn obgleich der Teufel nicht lauter Lügen sagt, so ist ihm doch nicht zu trauen, und am wenigsten den Kobolden, die als Erzspötter bekannt sind.

14) Ist es hinlängliche Anzeige eines geschehenen Mordes, wenn an dem Orte, wo der Todschlag geschehen seyn soll, sich die Gestalt des Verstorbenen blutig oder verwundet zeigt?

15) Entschuldigt es einen Verbrecher, wenn er das Verbrechen auf Antrieb eines Gespenstes gethan hat? Nach Umständen allerdings; wenn z. B. das Gespenst oft erschienen und dem armen Sünder gedrohet hat, ihm den Hals umzudrehen, wofern er die That nicht begehen würde, der Delinquent vorher nicht lasterhaft war u. s. w.

16) Kann die Obrigkeit mit gutem Gewissen einen Gefangenen in einem Gefängnisse sitzen lassen, wo es spuckt? Keineswegs, der Gefangene könnte aus Verzweiflung ein Selbstmörder werden.

17) Wie ist (die klügste Frage) einer zu strafen, der ein Gespenst vorgestellt hat, Andere zu täuschen und zu schrecken?

XXVII. Die Gefängnisse zu Venedig.

Aus dem Reisejournal eines Engländers.

„Ich war im Jahre 1787 zu Venedig, und die Neugierde trieb mich an, auch in die Kerker des großen, allgemeinen Gefängnisses hinabzusteigen. In dieser Absicht verließ ich am sechzehenten September Morgens meine Wohnung. Mein Diener, Dominico Zacchi, nahm Abschied von mir, überzeugt, daß er mich nicht wieder sehen würde. Nach allem, was er von diesem Gefängnisse hatte sagen hören,

hielt

hielt er es für unmöglich, daß ich die Wirkung der pestilenzialischen Luft überlebte, die ich dort einathmen müßte. Aber ich hatte den Entschluß gefaßt, das äußerste Raffinement politischer Strenge zu sehen; Menschen in einsamen Kerkern für ihr ganzes Daseyn begraben.

Paul Renier war damals Doge von Venedig. Er hatte als Gesandter zu Konstantinopel eine venezianische Tänzerinn geheurathet; dieß beraubte, Kraft der Gesetze der Republik, seine Kinder des Adels und seine Gattinn des Rechts bei den großen Staatsfeierlichkeiten öffentlich zu erscheinen. Der Doge gab mir einen seiner Diener zum Begleiter in die Gefängnisse. Wir hatten eine Fackel, und mit Hülfe derselben schlüpften wir durch die finstern und engen Gänge. Wir drangen in die marmornen Kerker, schwarz wie Tinte, und von großen Mauern umgeben, die kaum Luftzug gestatteten. Diese Kerker haben ungefehr neun Fuß im Viereck, und sechs bis sieben Fuß Höhe, und sind gewölbt. In jedem ist ein rundes Loch von acht Zoll im Durchmesser in einer kleinen eisernen Thüre angebracht; durch dieses Loch erhält der Gefangene täglich zu seiner Nahrung zwölf Unzen Brod und einen Topf mit Wasser. Ein wenig Stroh, das man von Zeit zu Zeit erneuert, und ein kleines Faß, das durch die eiserne Thüre geleert wird, machen sein Geräthe aus. Diese Nahrung ist sinnreich erfunden, um die Strafe zu verlängern. Thierische Nahrung und kräftigere Kost hätten in einer solchen Lage Krankheiten erzeugen, und so die Absicht der venezianischen Justiz täuschen können. Ich sah einen Menschen, der seit dreissig Jahren in einem dieser Kerker war; ich sah zwey, welche zwölf Jahre, und mehrere, die seit acht bis neun Jahren sich dort befanden.

Beim Schein meiner Fackel konnte ich die schauderhaften Gesichtszüge dieser Gefangenen betrachten. Sie waren alle nackt. Gesicht und Körper eines dreißigjährigen Gefangenen war mit langen Haaren bedeckt. Er hatte die Kraft verloren, Ideen und Sprache zu ordnen. Sprach ich mit ihm, so antwortete er mir mit einem beinahe unverständlichen Geschrei. Ich sah, der Unglückliche wäre vor mir geflohen, gleich jenen wilden Thieren in den Einöden, welche durch Menschenbosheit gelitten haben, oder aus Instinct die Menschen verabscheuen.

Ich sah einen andern, dessen geistige Fähigkeiten noch nicht so ganz vernichtet waren. Er erinnerte sich noch des Unterschieds zwischen Tag und Nacht. Augen und Ohren, so lange des Geräusches und des Lichtes entwöhnt, kehrten gerne zu ihren natürlichen Verrichtungen zurück. Er beschwor uns in den herzzerreissendsten Ausdrücken, seinen Kerkermeister zu flehen, daß man ihn tödte, oder ihm Gewehr geben möchte, sich selbst zu vernichten. Ich sagte ihm, ich vermöchte ihm diesen grausamen Dienst nicht zu leisten; er drang in mich, die Inquisitoren zu bewegen, ihn im Canale Orfano ertränken zu lassen; doch auch diesen Dienst konnte ich ihm nicht leisten. Selbst der Tod war eine Wohlthat, die ihm zu verschaffen, ich nicht Einfluß genug hatte. Diese Wohlthat ward indessen während meines Aufenthalts zu Venedig einem Menschen gewährt, der dreizehn Jahre lang des Tageslichts beraubt gewesen war. Einige Zeit vor seiner Hinrichtung unterhielt ich mich mit ihm. Seine Freude über den nahen Tod war unaussprechlich; mit Entzücken ersehnte er diesen glücklichen Augenblick. Kein Heiliger hat je bei dem Vorgefühl der Ewigkeit mehr glühende Andacht bewiesen, als dieser Mensch

in

in den drei bis vier Tagen seines unglücklichen Processes bei der Idee zeigte, des Lebens entlastet zu werden.

In dem Canale Orfano müssen die Schiffer, welche aus der Levante und der Türkei kommen, Quarantaine halten. Dieser Canal ist auch das nasse Grab vieler Unglücklichen, die politische Verbrechen begiengen, oder auch nichts verbrachen. Man trägt sie Nachts dahin in einen Sack gebunden, an welchen große Steine befestiget sind, und wirft sie in den Canal. Den Fischern ist bei Todesstrafe verboten, an diesem Orte zu fischen, und die Furcht der Pest ist der Vorwand dieses Verbots.

Was ich hier von den venezianischen Gefängnissen enthülle, ist nur Wenigen bekannt. Ich habe sogar Grund zu glauben, daß kein Reisender je Zeuge ähnlicher Scenen seyn konnte. Aber diese Auszeichnung hätte mir beinahe das Leben gekostet. Hitze und Luftmangel beim Eintritte in die Kerker hatten mir eine Beklemmung zugezogen; beim Austritte aus diesem furchtbaren Orte wußte ich kaum zu gehen und mich aufrecht zu halten. Mein Körper schwamm im Schweiß, mein ganzer Anzug war davon durchnetzt. Kaum konnte ich meinen Gasthof erreichen, wo ich mehrere Tage krank darnieder lag."

XXVIII. Ursache des Donners.

Als sich die Franzosen in Egypten aufhielten, donnerte es den siebenzehenten December 1798 in Oberegypten. Eine höchst seltene Erscheinung in diesen Gegenden, denn es geht öfters ein Menschenalter hin, bevor der Donner ein einigesmal sich hören läßt. Dieß ist auch der Fall mit dem Regen, und wenn auch je einmal die Luft sich einiger Feuch-

tigkeiten

tigkeiten entledigt, so ist es ein Staubregen, der nur kurze Zeit dauert. Alles war also über die Erscheinung des Donners erstaunt; und der General Desaix, der sich damals in Girge, einer Stadt in Oberegypten, aufhielt, um Zurüstungen zu seinem weitern Feldzuge gegen die Mameluken zu treffen, fragte einen dasigen Gesetzgelehrten, was wohl die Ursache des Donners sey? Dieser erwiederte darauf, und zwar sehr ernsthaft und zuversichtlich, Folgendes:

„Man weiß recht gut, daß es ein Engel ist, der donnert. Dieser Engel ist aber so klein, daß man ihn in der Luft nicht sehen kann; gleichwohl vermag er die Wolken aus dem mittelländischen Meere nach Habesch zu treiben, und wann die Bosheit der Menschen aufs höchste gestiegen ist, dann läßt er seine Stimme hören, und macht ihnen Vorwürfe und Drohungen. Und um zu beweisen, daß die Strafe in seiner Gewalt steht, öffnet er die Himmelspforte, aus welcher der Blitz herausfährt; da aber die Barmherzigkeit Gottes stets unendlich ist, so hat sich sein Zorn in Oberegypten niemals anders als auf diese Art geoffenbaret.“

Desaix wollte dem Gesetzgelehrten eine vernünftigere Erklärung von dieser Erscheinung geben, allein er fand sie so weit unter der seinigen, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, sie anzuhören.

XXIX Die Antiquität.

Bei Aberdeen in Schottland wurde vor mehreren Jahren ein Stein ausgegraben, mit den Buchstaben R. J. L. Die Antiquare in England fanden darinn einen unumstößlichen Beweis, daß, was si schon früher in gelehrten Abhandlungen behaupte

hatten

hatten, die Römer 400 Jahre nach dem Einfalle des Julius Cäsar und bis so weit in Großbritannien vorgedrungen wären, denn diese drei Buchstaben R. J. L. hießen nichts anders, als: Romani imperii limes (des römischen Reichs Grenzen). Zufällig erhielt der Eigenthümer des Grundstücks, wo dieser Stein ausgegraben worden, von dieser gelehrten Conjectur dadurch Nachricht, daß mehrere Reisende, wenn sie in die Gegend von Aberdeen kamen, den Stein in Augenschein nahmen. Er wunderte sich darüber gar sehr, und machte bekannt, daß einer von seinen verstorbenen Vorfahren diesen Grenzstein habe setzen lassen, und daß die Buchstaben R. J. L. nichts anders heißen sollten, als: Robert Jame's Land (Robert James Land). Diese sehr einfache und natürliche Erklärung des Steins und seiner Inschrift wurde in mehrern Zeitungen angezeigt; aber einige von den Antiquaren, die ihren Irrthum nicht eingestehen wollten, beharrten hartnäckig auf ihrer Meinung, und suchten sie in öffentlichen Blättern mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit zu rechtfertigen. Dieß gab einem witzigen Kopfe die Veranlassung, einen kleinen Aufsatz in einem Journale abdrucken zu lassen, unter dem Titel: Ehrenrettung der Antiquare, worinn er bewies, daß Robert Jame ein Adjutant des Julius Cäsar gewesen sey.

XXX. Erklärung einer Inschrift.

Beim Abräumen des Platzes um die Gegend Montmatre zu Paris entdeckte man einen Stein mit folgenden Buchstaben:

I. C.

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

Man übergab dieß Denkmal der königl. Akademie der Inschriften, als einen ihr gehörigen Tribut. Die Akademie verordnete sogleich Commissarien aus ihren Mitteln, den Sinn dieses Alterthumsstücks zu erläutern. Allein die berühmtesten Alterthumsforscher Frankreichs konnten nichts herausbringen; die Inschrift blieb unauflöslich. Es wurde jedoch überall viel davon gesprochen, und dieß reitzte auch die Neugierde des Schulzen von Montmatre, den in seiner Gegend gefundenen merkwürdigen Stein zu sehen. Er gieng in die Akademie, setzte seine Brille auf, sah und erkannte augenblicklich, daß dieser Stein ehemals an der Ecke eines Hauses zu Montmatre, eingemauert gewesen war, wo der Weg zu den Steinbrüchen vorbeigieng, woraus man die Quader zum Pariser Pflaster geholt hatte. Es waren nemlich zween Wege, einer für die Karren, der andere für die Esel, um die Steine herauszubringen. Der merkwürdige Stein war vor einigen Jahren, als man das Haus abgebrochen hatte, unterm Schutte vergraben worden. Der Schulze zeigte dieß der Akademie an, und erklärte ihnen dadurch die Inschrift:

ICI LE CHEMIN DES ANES.
Hier der Weg für die Esel.

XXXI. Ausserordentliche Lebensrettung.

Als am zweiten September 1806 durch den Bergfall bei Goldau, gegen Abend um fünf Uhr, in einer Zeit von fünf Minuten, die Hälfte eines der schönsten, fruchtbarsten und nutzbarsten Thäler des Cantons Schwiz in eine wüste Einöde verwandelt wurde, und unter einer in stundenbreiter und sechshundert Fuß tiefer gewaltigen Masse, die sich von dem Berge Spietzebuel lostrennte, vierhundert und acht und sechzig seiner fleißigen Bewohner, und sechzehen unversorgte fremde Reisende in einem Augenblicke ein schaudervolles Grab fanden, da entgiengen von den anwesenden Bewohnern nur wenige diesem verhängnißvollen Schicksale, und noch wenigere von denen, die es betroffen hatte, wurden späterhin durch Hülfe des Nachgrabens gerettet. Von denen, welchen dieß Glück widerfuhr, verdient der actenmäßig beurkundete Fall einer Dienstmagd aufbewahrt zu werden, die, eine Viertelstunde unter Lauwerz, mit dem fünftehalbjährigen Kinde ihrer Herrschaft am Tage nach dem Bergsturze lebend unter dem Schutte hervorgezogen ward. Der Vater des Kindes war mit den zwei ältesten Söhnen dem andringenden Erdfalle glücklich entronnen; die Mutter aber, die einem kleinern Kinde nachlief, und es, um sich schneller mit ihm zu retten, auf ihren Arm nahm, hatte dadurch zu viel Zeit verloren, und ward vom Erdsturze erreicht und verschüttet.

Die treue Magd Franziska war in's Haus geeilt, um wo möglich auch das vierte Kind aus der Stube zu retten. So wie sie, ihrer eigenen Erzählung nach, in die Stube trat und das Kind ergrief, ward auf einmal alles verfinstert, und es kam ihr vor (das sind ihre eigenen Worte), als

wenn

wenn sie in einen Haspel eingeflochten, bald auf die Füße, bald seitwärts hinabgewirbelt würde. Dadurch verlor sie das Kind von der Hand, konnte nun sich selbst nicht mehr bewegen, und urtheilte aus der fürchterlichen Finsterniß, daß sie tief verschüttet seyn müsse.

Es dauerte nicht lange, als das Kind, das dem Schalle seiner Stimme nach, nicht weit von ihr entfernt seyn konnte, anfieng nach Suppe und nach seinen Eltern zu rufen. Franziska antwortete ihm: der jüngste Tag sey ohne Zweifel gekommen. Niemand lebe mehr auf Erden, der ihnen helfen könnte, und sie würden nun auch sterben müssen. Das Kind fieng an zu weinen und die arme Franziska, die selbst trostlos war, vermocht' es nicht, es zu beruhigen. Jetzt hörte sie, zwar dumpf aber doch bestimmt, die Abendglocke läuten, und erkannte, aus dem ihr wohlbekannten Schalle, daß es die Glocke des benachbarten Dorfes Steinau sey. Daraus schöpfte sie Hoffnung, daß noch Menschen am Leben seyn müßten, und beruhigte nun das Kind durch die Aussicht, daß man ihnen bald zu Hülfe kommen werde. So brachte sie die ganze Nacht hin, und hörte alle Stunden die Glocke schlagen, das Kind hingegen war eingeschlafen und ließ keinen Laut mehr von sich vernehmen.

Sobald es Tag war, fieng der Vater des Kindes an der Stelle, wo er seine ihm nachlaufende Frau zuletzt gesehen hatte, an zu graben. Er fand Füße, grub tiefer — es war die gute Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme, aber beide erstickt. Mit nicht geringer Beruhigung hörte Franziska das Arbeiten und das Wehklagen des Mannes um seine gute Frau. Sie urtheilte, daß, so gut sie die Töne vernehmen könnte, so gut werde man auch ih-

re Stimme hören, und rief also um Hülfe. Sie hatte richtig geurtheilt; man hörte sie, grub dem Schalle nach, und sie ward glücklich unter den Trümmern des Hauses, fast gerade auf dem Kopfe stehend, nur im Gesichte stark gequetscht, hervorgezogen. Bei weiterm Nachgraben fand man auch das Kind, und zwar noch schlafend zwischen Baumzweigen eingeschlossen, und an Händen und Füßen zwar verletzt; aber nicht bedeutend. So wurde Magd und Kind nach vierzehen qualvollen Stunden, die aber letzteres meistens verschlafen hatte, glücklich gerettet, und bald wieder hergestellt.

XXXII. Das Blümchen Vergiß mein nicht.

Ein französischer Schriftsteller erzählt, das Blümchen Vergiß mein nicht verdanke seinen bedeutungsvollen Namen folgendem Vorfalle. „Zwei Liebende, sagt er, lustwandelten, am Vorabende des Tages, der sie auf ewig vereinigen sollte, an den Ufern der Donau. Ein kleines blaues Blümchen, dem steilen Ufer entsprossen, schwankt von den sich schäumenden brechenden Wellen bespühlt. Dem Mädchen gefällt das niedliche Blümchen, und es äußert den Wunsch es zu besitzen. Augenblicklich eilt der Jüngling, den Wunsch der Inniggeliebten zu erfüllen, glitscht aus auf dem feuchten Rasen und stürzt hinab in die Fluthen des reissenden Stromes. Mit der äußersten Anstrengung arbeitet er sich noch einmal aus den finstern Fluthen, wirft der Jammernden das verhängnißvolle Blümchen mit den Worten: Vergiß mein nicht! zu, und verschwindet auf immer.

XXXIII. Eine Kosakensitte.

Die Kosaken sind sehr zum Diebstahle geneigt; wenn aber Einer seinem Kameraden etwas stiehlt, so wird er auf dem Marktplatze an einen Pfahl gebunden. Neben ihn setzt man eine Bouteille Branntwein und legt einen Laib Brod und eine Anzahl starker Stöcke dazu. Wer vorbei geht, hat das Recht, ihm so viele Schläge zu geben, als er will, worauf er dem Verbrecher zur Erfrischung einige Tropfen Branntwein und ein Stückchen Brod reichen kann. So bleibt derselbe, nach der Entscheidung der Richter, eine ganze Nacht und einen ganzen Tag angebunden, und ist er so glücklich, die Schläge zu überleben, so wird er von neuem in die Gesellschaft aufgenommen.

XXXIV. Der Küchenzettel.

Bei dem letzten Friedenskongreß zu Rastadt kam ein Küchenzettel der französischen Deputirten in Umlauf, in welchem es unter andern so lautete: Heute, den und den, speisen wir die Klöster, die Abteien und die Stifter. — Morgen die Bischöfe. — Dienstags die Grafen und die Fürsten. — Mittwochs die Reichsstädte und die Republiken. — Donnerstags die Herzoge und die Könige u. s. w.

XXXV. Der Geograph Büsching, ein Prophet.

In der siebenten Ausgabe der Erdbeschreibung des berühmten Oberkonsistorialraths Anton Friedrich Büsching (Th. 7. S. 763 Hamburg 1790) sagt

der:

derselbe bei Landshut in Baiern: „Nun ist hier die Universität, welche ehedessen zu Ingolstadt gewesen.“ Er erzählte also als geschehen, was erst zehen Jahre später wirklich geschah, aber freilich schon früher in Vorschlag gekommen war.

XXXVI. Die Buchhändler in London.

Wie in Leipzig die Gegend des Neumarkts, so ist in London die Straße Paternoster und einige angrenzende Straßen der lebhafteste Punkt des Bücherverkehrs. Die englischen Monatsjournale erscheinen sämmtlich äußerst regelmäßig am Schlusse jedes Monats, damit ihre Versendung in die Provinzen und nach den Kolonien zusammen geschehen und alle Zeitschriften zugleich umfassen kann. So kommt es denn, daß an jedem letzten Tage eines Monats immer über 2000 Ballots mit mehr als 60,000 Journalheften in der Paternosterstraße gepackt und nach allen Richtungen der kultivirten Erde versandt werden. In dem großen Buchhändlergeschäft von Longman, Hurst und Comp. in London, welches über 60 Commis beschäftigt, sind die Comtoirs nach den Ländern bezeichnet, wohin die Versendungen und die Korrespondenzen gehen. Man findet hier daher Comtoirs für Ostindien, Westindien, Nordamerika, Südamerika, Portugal und Spanien, Frankreich und die Niederlande, Deutschland und den Norden, und an ihren Eingängen auf diese Weise bezeichnet.

XXXVII. Eine schröckliche Erndte.

Der ungeheure Verlust, welchen die Heere der Verbündeten auf dem russischen Feldzuge im Jahr 1812 erlitten, erhellet am besten aus dem Verzeichniß

niß von den todten Menschen und Pferden, die nach dem Rückzuge der Franzosen in Rußland verbrannt worden sind. Dieses Verzeichniß ist damals in der Petersburger Zeitung bekannt gemacht, und dabei zugleich noch bemerkt worden, daß es keineswegs ganz vollständig sey, weil die Statthalter in den Provinzen schon eine große Anzahl von Leichnamen hätten verbrennen lassen, ehe ihnen noch vom Hofe der Befehl, sie zu zählen, wäre zugefertiget worden.

	Menschen.	Pferde.
In dem Gouvernement Minsk sind bis 15 Jan. 1813 verbrannt worden	18,797.	2746.
Ebendaselbst waren noch zu verbrennen	30,106.	27,316.
In dem Gouvernement Moskwa bis 3ten Februar	49,754.	27,859.
In dem Gouvernement Smolensk bis zum 20 Februar	71,735.	51,430.
In dem Gouvernement Wilna	27,203.	9407.
In dem Gouvernement Kaluga	1017.	4384.
Totalsumme	198,612.	123,142.

Achte

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Karl der Große bestraft die Modesucht.

Die Deutschen kleideten sich Jahrhunderte lang einfach und nach alter Sitte, ohne in Versuchung zu kommen, fremde Moden nachzuahmen. So war es bis auf die Zeiten Karls des Großen. Jetzt aber brachten, bei Gelegenheit einiger Heerzüge dieses Kaisers nach Italien, seine Hofleute und Officiere italienische Moden in ihr Vaterland zurück. Sie trugen seidene Kleider, und fütterten sie mit weichlichen und feinen Fellen, welche die Venetianer aus der Levante brachten, anstatt der Lamm- Fischotter- und Katzenfelle, deren sie sich bis dahin bedient hatten. Dem klugen, patriotischen Kaiser mißfiel dieser verschwenderische Luxus. Er gab verschiedene Gesetze dawider, welche sich unter seinen Kapitularien befinden; wovon eines das allzutheure fremde Tuch betrifft, womit man sich bekleidete. Eines Tages im Winter ritt er auf die Jagd, in seinem Schaafpelz, den er so am Halse befestigte, daß er

ihn

ihn gegen alle Winde und Regengüsse wenden konnte. Seine Höflinge mußten ihn in den seidenen, mit leichtem und feinem Pelz gefütterten Kleidern, womit sie bei Hofe erschienen, begleiten. Was von diesen Kleidern in den dichten Gebüschen nicht zerrissen wurde, das ward vom Schnee und Regen verdorben. Da sie nach ihrer Rückkehr nach Hause eilen wollten, sich umzukleiden, erlaubte es ihnen der Kaiser nicht, sondern befahl, daß sie sich mit ihm beim Feuer trockneten. Hierdurch schrumpften die seidenen Kleider und die feinen Pelze so zusammen, daß sie des Nachts, als die Hofleute sich auskleideten, auf allen Seiten Risse bekamen. Den folgenden Morgen befahl er ihnen, mit den nemlichen Kleidern bei Hofe zu erscheinen. Da sie mehr zerlumpten Masken, als hofmäßigen Kleidungen ähnlich sahen, und man in des Kaisers tuchenen, mit Widderfellen gefütterten Mantel keine Aenderung wahrnahm, so verwies ihnen der Kaiser ihre Thorheit, und bewirkte so viel, daß der deutsche und fränkische Adel zum Gebrauch der inländischen Tücher und Felle zurückkehrte.

2. Strenge väterliche Bestrafung.

Eckenbold, Graf von Brabant, der ums Jahr 1220 lebte, lag einst krank zu Bette, als er in dem nächsten Zimmer einen großen Lärm vernahm. Er fragte nach, was es dort gegeben habe? und wurde berichtet, sein Sohn habe einer Jungfrau Gewalt anthun wollen, diese habe sich gewehrt, und daher sey das Gepolter entstanden. Der Graf, ein Mann von schneller Gerechtigkeit, befahl seinen Dienern, seinen Sohn ohne Verzug aufzuhängen; allein dieser Befehl wurde nicht vollzogen, weil ihn die Die-

ner zu hart fanden. Nach einigen Tagen meinte der Sohn, seines Vaters Zorn werde nun verraucht seyn, ließ sich wieder sehen, und trat in das Krankenzimmer. Der Alte hieß ihn näher treten, faßte ihn mit einer Hand bei den Haaren, und stieß mit der andern ihm den Dolch durch die Gurgel, daß er todt vor seinem Bette niedersank. „Besser, sagte er, gar keinen Sohn, als einen zu haben, der nicht tugendhaft ist.“

3. Unedle Rache.

Ein Graf von Bergen bekam Händel mit dem Bischof von Cölln, und es kam, nach damaliger Sitte, zur Fehde, in welcher der Bischof so unglücklich focht, daß er von seinem Gegner gefangen genommen wurde. Er saß sieben Jahre, und mußte sich mit einer starken Summe lösen, was ihn sehr schmerzte. Er dachte deshalb auf Rache, und nahm sie auf eine sehr unedle Art.

Als er seiner Haft entlassen wurde, ersuchte er den Grafen, ihm eine Meile weit das Geleit zu geben. Das that der Graf, zu seinem Unglück, mit einem schwachen Gefolge. Angestelltermaßen gerieth er in einen starken Hinterhalt bischöflicher Reisiger, und wurde hinterlistig gefangen genommen. Umsonst bot er Lösegeld. Der Bischof verdammte ihn zu lebenslänglicher Haft, ließ einen eisernen Korb machen, setzte ihn hinein, und ließ ihn im Sommer mit Honig beschmieren, daß ihn die Fliegen bis auf den Tod peinigen mußten.

4. Eine kaiserliche Mahlzeit.

Als Kaiser Karl der Vierte auf einer seiner Reisen

Reisen, in Gesellschaft vieler Hofleute, in einen Flecken kam, hielt er eine Mahlzeit, von welcher Lehmann in der Speyerschen Chronik S. 784 folgenden Bericht erstattet:

„Als nun der Kaiser ins Schloß umb Mittagszeit eingekehrt, vnnd einen Imbis ihme vnnd den Hoffleuten auffzutragen (dem Amtmann des Fleckens) befohlen, hat der geschwindt diesen Vortheil erfunden, daß er die Säw im Flecken alsbald zusammen auff einen Hauffen treiben, Ohren vnnd Schwäntze abschneiden, solche in die Küchen bringen, bereiten, vnnd auf mancherlei Manier kochen, vnnd zu Tische tragen lassen, damit männigliche als in Eyl wol gesättigt vnnd zufrieden gewesen. Jedoch hats den Kayfern vnnd andere befremdet, woher vnd warumb er sie nur mit Ohren vnnd Schwäntzen abgespeist vnnd solches vom Amptman gefragt, Ich habe in Eyl, sagt derselbe, vnnd mit geringerm Costen Ewer Majestät nicht versehen können, dann sollte ich Säw oder andere Vieh haben lassen abstechen vnnd bereiten, hete sich's zu lang mit dem Imbis verweilet, vnnd were auch großer Vnkosten auffgangen, Jetzo aber haben die Vnterthanen ihre Zahl Vieh wie zuvor, vnnd ein schlechten Verlust an Schwenzen vnnd Ohren. Solche Antwort vnnd geschwinder vortheilhafter Anstallt hat dem Kaiser sehr wohl gefallen."

5. Trauriges Ende großer Herren.

Zu Kaiser Karls des Vierten Zeiten lebte Herzog Heinrich der Eiserne, zu Sagan und Glogau, und war sehr vermögend und hochgeachtet. Dieser fiel in seinem Alter in solche Verachtung, daß ihn etliche seiner Edelleute gefangen nahmen,

mit

mit verdecktem Angesicht umherführten, zum Spott mit Ruthen schlugen, und ihn endlich im Dorfe Jakobskirche in einen Keller unter die Erde gefänglich warfen.

Ladislaus, Herzog zu Liegnitz, wurde im Jahr 1301 von seinem leiblichen Bruder Bolesla gefangen genommen, seiner Herrschaften und seines Einkommens beraubt, und mußte des Jahrs mit fünfzig Gulden Zehrungsgelde vorlieb nehmen. Er verlor vor Schmerz und Gram im Gefängniß seine Vernunft, und lief, als er seiner Haft entkam, arm und unsinnig, als ein Bettler umher, so, daß sich seiner die armen Hirten erbarmten und ihm Speise gaben.

Als Herzog Primislaus aus Böhmen vertrieben wurde, gerieth er in solche Armuth, daß er sich, um sein Leben zu erhalten, im J. 1198 zu Regensburg, wo man damals eben eine Kirche baute, als Tagelöhner an den Baumeister vermiethete, und Steine auf die Mauern zog.

Landgraf Albrecht, genannt der Unartige, in Thüringen, wurde gegen das Ende seines Lebens so arm, daß ihn die Erfurter um Gottes willen aufnahmen und ernährten. Er starb 1314 in der äussersten Verachtung, sogar von den Gassenbuben verhöhnt und verspottet.

6. Gedemüthigter Stolz.

Als sich König Ottokar von Böhmen nach einem unglücklichen Feldzuge, im Jahr 1276, vor Kaiser Rudolph von Habsburg beugen mußte, und scheinbar verhöhnt, Böhmen und Mähren zum Lehn empfangen wollte, zierte er sein Hofgesinde mit stattlichem Schmucke, und sich selbst prächtig mit Gold,

Edelsteinen und kostbarer Kleidung. Der Kaiser Rudolph, welcher sich einem gemeinen Bürger gleich zu tragen pflegte, wurde von den Seinen ermahnt, sich gleichfalls, seiner Würde gemäß, in anständigem Schmucke zu zeigen, worauf er zur Antwort gab: „Der König in Böhmen hat oft meinen grauen Rock ausgelacht und verspottet; jetzt ist die Zeit, daß der graue Rock seiner wieder könnte spotten; aber des Deutschen Lob besteht in guter Rüstung und nicht in Kleidern.“

Der König von Böhmen erschien in Rudolphs Lager auf der Donauinsel, aber Rudolph hatte sein gewöhnliches Kleid angethan, und sich auf eine schlechte Bank gesetzt. Als nun Ottokar in seinem köstlichen Schmucke sich vor Kaiser Rudolph auf die Knee niedergelassen, wurde das Zelt von allen Seiten geöffnet, daß männiglich den Vorgang gesehen, und es entstand ein großes Gelächter unter dem Volke darüber, daß der Mann in Gold und köstlichem Zierrath vor dem schlechten grauen Rock zu Füßen gelegen.

7. Beispiel seltsamen Aberglaubens.

In Basel stürzte sich (es war in der ersten Hälfte des fünfzehenten Jahrhunderts) eine verrückt gewordene Frau um Mitternacht von dem Dache ihres Hauses auf die Straße, und blieb todt. Man dachte billig genug, sie in geweihter Erde zu begraben. Es regnete aber gerade um diese Zeit, im Junius, anhaltend lange, und der hochweise Rath fand, es werde wohl daher kommen, weil man eine Selbstmörderinn auf dem Kirchhofe begraben habe. Er ließ daher die Leiche wieder ausgraben, und befahl

sie

sie in den Rhein zu werfen. „Hierauf hörte es, sagt eine alte Chronik, ein wenig auf zu regnen."

8. Der Herzog Albert der Beherzte von Sachsen

war ein leidenschaftlicher Liebhaber des Spiels. Als er einst auf einmal etliche tausend Gulden verspielt hatte, wagten es einige von seinen Räthen, ihm deswegen Vorstellungen zu machen. „Ich weiß wohl, sagte Albert, daß ihr es gut meinet, aber ihr solltet mich auch alsdann gestraft haben, wenn ich gewann, und nicht jetzo, da ich großen Verlust leide, denn jetzt straf' ich mich mit meinem Verdrusse selbst genug."

Eben diesem Herzoge bot einst ein Jude einen Knopf mit seltsamen Charakteren zum Verkaufe an, und versicherte, daß dieser Knopf für Hauen, Stechen und Schießen gut sey. Albert sagte: „Das will ich erst an dir probiren," zog seinen Degen, stach auf den Juden, und auf den ersten Stich erstach er ihn. „So wär's mir auch ergangen, sprach der Herzog, als der Jude todt zur Erde sank, wenn ich dir getraut hätte."

9. Des Menschen wahrer Werth.

Der Kaiser Maximilian der Erste verband mit hoher Einsicht, Muth und Thätigkeit einen wahrhaft fürstlichen Hochsinn. Als er sich einige Zeit in Bologna aufhielt, kam daselbst ein sehr reicher Bürger zu ihm, und bat den Monarchen, er möchte ihn in den Adelstand erheben. — „Reicher, antwortete der hochherzige Kaiser, kann ich euch wohl machen; aber nicht edel. Nur durch Tugend könnt ihr euch adeln."

10. Aus der Hölle ist keine Erlösung.

Ein Kardinal beklagte sich bei dem Pabste Leo dem Zehenten bitter darüber, daß ihn der Mahler Michel Angelo auf seinem Gemählde, das jüngste Gericht, in die Hölle placirt habe. „Ich bedaure es sehr, entgegnete der heil. Vater; hätte euch der Künstler ins Fegfeuer gethan, so könnt' ich euch daraus erlösen! aber aus der Hölle? so weit reicht meine Macht nicht, wie ihr selbst wißt."

11. Subordination.

Der Herzog Christian zu Sachsen-Weißenfels war ein großer Liebhaber der Jagd. Er hielt sich einen besondern Hundejungen, dem die Pflege der Hunde bestens empfohlen war. Dieser fand sein Aemtchen bald so einträglich, daß er sich einen Amtsgehülfen zuordnete. Der Herzog, der einmal den rechten Mann nicht bei seinen Hunden fand, fragte den eben anwesenden Stellvertreter: „Wer bist du?" — „Ich bin der Hundejunge des Hundejungen," war seine ehrliche Antwort.

12. Türkische Grausamkeit.

Der türkische Kaiser, Mahomed der Zweite, war ein ehrgeitziger und blutgieriger Fürst, ohne Tugend und ohne Religion, aber ein unerschrockener Krieger und ein geschickter Politiker. Er war eines von den außerordentlichen Wesen, welche dazu bestimmt zu seyn scheinen, der Schrecken und die Bewunderung der Welt zu seyn. Nachdem er einen großen Theil des Morgenlandes erobert hatte, hielt er seinen siegreichen Einzug in Konstantinopel, wo

er eine große Beute machte. Hierunter befand sich auch die schöne Irene, ein junges Frauenzimmer, welches von einer der edelsten Familien abstammte. Ihre sanfte Miene, ihre edle Gestalt und ihr bezauberndes Benehmen besiegten den Eroberer, der jetzt zum erstenmal in seinem Leben fühlte, was wahre Liebe sey. Er beschäftigte sich blos mit ihr, und vergaß in ihrem Besitze seine Kriegslust und seine Ruhmbegierde, und sein Herz schien unter dem Einflusse dieser zärtlichen Leidenschaft erweicht zu werden. Sonst war selten ein Tag vergangen, wo er nicht das Todesurtheil dessen unterzeichnete, der ihm Widerstand geleistet oder ihn beleidiget hatte; jetzt war er sanft und mitleidig und verzieh auf Irene's Bitten den Geächteten. Sie war von christlichen Eltern gebohren und durfte ihre Religion bekennen; Mahomed fieng sogar an, sich zu erinnern, daß ihn seine Mutter in früher Jugend in den Lehren des Christenthums unterrichtet hatte. Irene wünschte sich zu ihrem Siege Glück, und hoffte, daß eines Tages die Religion ihrer Voreltern in dem Reiche des Kaisers eingeführt werden dürfte.

Die Armee murrte inzwischen über den Einfluß der schönen Sklavin. Der Großvezier nährte ihren Unwillen und warnte den Sultan, seinen Ruhm und seine Ehre nicht zu vergessen. Der Tieger erwachte von neuem, und war noch grausamer als vorher. Er machte den schröcklichsten Entwurf, den er auch so schnell als möglich ausführte. Er ließ seine Officiere und gemeine Krieger im Lager zusammen kommen, und führte Irene unter sie, der er Befehl gegeben hatte, durch alle Arten von Putz ihre glänzende Schönheit herauszuheben. Dann zeigte er sie voller Stolz seiner bewundernden Armee, und sagte: „Haben eure Augen je einen liebenswürdigern

digern Gegenstand gesehen? Ihm hab' ich die einzige Glückseligkeit zu verdanken, welche ich jemals in der Gesellschaft von Frauenzimmern genossen habe. In diesem Augenblicke bete ich sie an, aber ich bringe diese Anbetung und sie selbst meinem Ruhme zum Opfer."

Bei diesen Worten zog er seinen Säbel, mit der andern Hand faßte er ihr fliegendes Haar, und trennte ihr schönes Haupt auf einen Hieb von dem Körper.

13. Kaiser Karl der Fünfte, als Feind der Protestanten.

An der Spitze der Gegner, welche der Reformation Luthers den Untergang drohten, stund bekanntlich Kaiser Karl der Fünfte. Der Entwurf dieses herrschsüchtigen despotischen Regenten war kein geringerer, als der, wo nicht eine Art von Universalmonarchie zu errichten, doch die deutsche Freiheit umzustürzen, und sich zum unumschränkten Herrn aller Fürsten und Länder Deutschlands zu machen. Hierzu setzte er alle Triebfedern in Bewegung, schlug er jeden geraden und krummen Weg ein. Hiebei stund ihm aber natürlich die protestantische Religion sehr im Wege, sie, die auf Freiheit des Geistes drang; die auf Ausrottung des Sklavensinnes, auf Unterdrückung des Despotismus hinführte; sie, die über die Rechte der Fürsten und Unterthanen, über ihre gegenseitigen Pflichten und Verhältnisse hellere Gedanken zu verbreiten anfieng. Sein Haß gegen die neue Lehre wuchs daher in dem Grade, als er erkannte, daß sie zur Vereitlung seiner liebsten Plane das meiste beitrug. Den Verdruß, welchen ihm die Protestanten in so großem Maaße, und bis zur äus-

ersten Fülle in den letzten Jahren verursacht hatten, konnte er auch in dem Hieronymitenkloster Juste in Spanien nicht vergessen, wohin er sich 1556 nach Niederlegung aller seiner Würden begeben hatte. Sein Ketzerhaß äußerte sich selbst noch in der Nähe des Todes.

Wenige Monate, ehe Karl, von Genuß und Arbeit erschöpft, sein Leben endigte, ward es ruchtbar, wie der lutherische Glaube auch in Spanien Beifall finde. Zwei Dominikaner, aus alten Geschlechtern entsprungen, verbreiteten denselben mit einem kühnen und schwärmerischen Gefühl, und die Weiber gaben ihnen besonders Gehör. Als der Kaiser dieß vernahm, ermahnte er die Inquisitoren und alle Geistlichen zur Wachsamkeit und unerbittlichsten Strenge gegen die einreissende Glaubenspest. Ehe indessen die Untersuchung zum Ziel geführt werden konnte, übermannte ihn gänzlich die tödtliche Schwäche, und sterbend fügte er zu seinem Testamente noch diesen Anhang: „Es ist kundbar, wie ich zur Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen Betrug und Laster der Ketzer vielfache und große Arbeit mit Gefahr meiner ganzen Wohlfahrt bestanden. Schwere Krankheiten haben mich deshalb überfallen, und da ich ihnen jetzt erliege, will ich noch einmal, wie ich schon im Testament gethan, mit meinem geliebten Sohn Philipp, der es weiß, was katholischer Glaube ist, über diesen Gegenstand reden. Ich ermahne, ich warne, ich beschwöre ihn, ja ich befehle ihm nach meinem väterlichen Rechte, daß er, wovon Spaniens ganzes Heil abhängt, mit der äußersten Strenge, ohne Ansehen der Person, das Verbrechen der Ketzerey bestrafe, daß er keinem Gnade angedeihen lasse; daß er den Behörden, den Gerichten, einen festen und freien Gang deshalb ungekränkt erhalte.

halte. So wird er gegen Gott und den katholischen Glauben seine Pflicht leisten, und Gott wird ihn segnen. Mir aber, seinem Vater, hat er noch eine angenehme, die liebste Wohlthat erwiesen."

14. Hutten, Sickingen und die Mönche.

Ritter Ulrich von Hutten hatte durch die scharfe Lauge, die er über die Köpfe der Pfaffen ausgoß, sie fast alle zu seinen unversöhnlichen Feinden gemacht. Besonders waren die Cöllner und die Karthäuser zu Schlettstadt im Elsaß äußerst wider ihn aufgebracht, und suchten alle Gelegenheit zur Rache zu benutzen. Die armen Karthäuser waren fast in Verzweiflung. Ihr Arm reichte nicht weit, und Hutten stand ihnen zu hoch, so daß sie gar nicht wußten, wie sie ihm beikommen sollten. Endlich fand ihre Rachsucht einen sonderbaren Ausweg.

Es cirkulirten damals in Deutschland eine Menge Bildnisse von Hutten, auf welchen er bewaffnet und zugleich mit dem Lorbeerzweig um den Scheitel erschien, zum Andenken an die Ehre, die ihm der Kaiser Maximilian erzeigte, da er ihn zugleich zum Ritter schlug, und mit dem poetischen Lorbeer krönte. Die Karthäuser in Schlettstadt kauften eine Menge von diesen Bildern ein, und machten an gewissen Orten einen Gebrauch davon, zu dem auch ein unbemahltes Papier gut genug gewesen wäre. Hutten's Freund, Ritter Franz von Sickingen, hörte kaum davon, als er auch schon mit einem Haufen Reisiger vor Schlettstadt hielt, um die Frevler zu züchtigen. Er nöthigte die spaßhaften Herren, ihm sofort eine Summe von zweitausend Gulden zu bezahlen, die er unter dem Namen — Geld einkassirte, und unter Scherzen und Lachen auf seine Feste

 brachte.

brachte. Die Karthäuser thaten von nun an, als ob sie gar nichts von Hutten jemals gehört hätten.

15. Der Edelmann und der Mahler.

Hans Holbein mahlte König Heinrich den Achten von England. Ein Graf wollte ihn mahlen sehen: Holbein ließ sich höflich entschuldigen. Der stolze Graf erbrach die Thüre, und Holbein warf ihn die Treppe hinunter. Gleich darauf erschienen beide vor dem Könige: der Graf, um Rache, Holbein, um Schutz zu bitten. Der Lord ward mit nichts zu besänftigen, bis der König endlich mit zorniger Miene zu ihm sagte: „Bei eurem Leben verbiet ich euch, an meinem Mahler euch zu vergreifen. Ihr sollt wissen, daß ich aus sieben Bauern den Augenblick sieben Grafen machen will; aber aus sieben Grafen, wie ihr, würd' ich nicht einen einzigen Holbein machen können."

16. Verjagung der Mönche aus Strasburg.

Als die Stadt Strasburg die Lieben-Frauen-Brüder, wegen ihres ärgerlichen Lebens, verjagt hatte, und von Kaiser Karl dem Fünften deshalb zur Verantwortung gezogen wurde, schickte sie den gelehrten Joh. Sturm, Rector der Universität an den Kaiser. Dieser ließ den Abgeordneten vor sich kommen, und fragte mit sehr ernsthaftem Gesicht: Was die Stadt zu einer solchen Gewaltthätigkeit gegen die unschuldigen Brüder bewogen habe? — „Gnädiger Herr, antwortete Sturm, so lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, und thaten, was recht und billig ist, haben wir sie gerne geduldet, und ihnen nichts Leids gethan. Da sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir

wir uns nicht anders zu helfen, als daß wir sie zum Thor hinausjagten." — Dieß zwang dem ernsten Kaiser ein Lächeln ab, und die Stadt wurde begnadigt.

17. Bedenklichkeit, die Auflagen zu erhöhen.

Als man dem König Alphons von Spanien, bei Gelegenheit eines schweren Krieges, den Vorschlag machte, die Auflagen noch mehr zu erhöhen, so sagte er: „Mich schrecken die Thränen meines Volks mehr, als die Macht meiner Feinde."

18. Verdiente Beschämung.

Friedrich der Weise, der 1525 als Kurfürst von Sachsen starb, bemerkte einst, daß einer der Edelleute, welche an seinem Hofe angestellt waren, ohne dringende Noth durch das Korn ritt. Er verbot bei der Tafel ihm Brod vorzulegen. Der Edelmann bezeugte darüber sein Befremden. Jetzt fand der Kurfürst Zeit und Umstände günstig, dem Leichtsinnigen einen passenden Verweis zu geben. „Seht Ihr nun, sagte er, welch' herrliche Sache es um das liebe Brod ist? Ein andermal reitet das Getreide nicht wieder nieder, sonst seyd ihr nicht werth, das liebe Brod zu essen."

19. Päbstliche Eigenheiten.

Pabst Urban der Achte war dem Schnupftaback so feind, daß er alle diejenigen in den Bann that, welche Taback in der Kirche nehmen würden. Er selbst vertrieb sich in Nebenstunden die Zeit damit, Bouquette zu machen, die er nachher an die römischen Damen verschenkte. — Clemens der Zwölfte aber kannte kein größeres Vergnügen in

seinen

seinen Erholungsstunden, als Makaroni zu fabriciren. Dieses Geschäft trieb er sehr ernsthaft, und mit aller möglichen Laune. Dabei war er sehr friedfertig, wenigstens kein Gregor der Siebente, der seinen Vorfahren Alexander den Zweiten selbst derb abprügelte.

20. Frommer fürstlicher Sinn.

Unter den löblichen Eigenschaften, durch welche sich Kaiser Ferdinand der Erste auszeichnete, gehört besonders sein demüthiger frommer Sinn. Als er im Jahr 1564 das herannahende Ende seines Lebens fühlte, und auf dem Krankenbette darnieder lag, so verlangte er von seinem Beichtvater Cithardus, er solle ihn, wenn seine Sterbestunde komme, durchaus mit allen Ehrentiteln verschonen, weil mit dieser Stunde alle Majestät ein Ende nehme. „Nennet mich, sprach der kranke Kaiser, blos noch bei meinem Taufnamen. Saget zu mir: Ferdinand, mein Bruder, streite wie ein frommer Ritter Christi, sey deinem Herrn bis in den Tod getreu.“ Der Beichtvater befolgte diesen Befehl in Gegenwart aller andern Diener des Kaisers. — Eben dieser Monarch hatte eine eigene Gebetsformel, deren er sich oft bediente, indem er zu Gott betete. „Gieb mir Weisheit, heißt es unter andern darinn, wohl und recht zu richten und zu regieren, auf daß ich die Gerechtigkeit nach deinem göttlichen Willen übe, verrichte, handle und verwalte. Gegen dich, o Herr, gieb mir ein recht gottesfürchtig, demüthig Herz, gegen mich ein nüchternes, und ein mildes gegen meine Unterthanen und die Armen.“

21. Der Ritterschlag.

Als Heinrich der Vierte, auf Bitten eines Anverwandten, einem Hofkavalier, dem er nicht günstig war, den Ritterschlag ertheilte, und ihm nach der Ordensregel die Kette umhieng, sagte dieser nach den gewöhnlichen Formeln: „Herr, ich bin es nicht werth!“ Dieses mußte er einigemal wiederholen. „Das weiß ich längst, sagte lächelnd der König; ich hab' es auch nur auf Bitten meines Vetters gethan.“

22. Die Geburt König Heinrichs des Vierten.

Als Johanna von Albret im Begriff stand, ihrem Gemahle in den picardischen Krieg zu folgen, sagte ihr Vater, der König von Navarra zu ihr: wenn sie schwanger werde, so solle sie die Frucht ihres Herzens zu ihm bringen, um in seinem Hause niederzukommen; er selbst wolle das Kind auferziehen, möchte es ein Sohn oder eine Tochter seyn.

Im neunten Monate ihrer Schwangerschaft begab sie sich von Compiegne weg, reiste durch ganz Frankreich bis nach den Pyrenäen und langte nach vierzehn Tagen zu Pau im Bearnschen an. Sie war neugierig das Testament ihres Vaters zu sehen, das sich in einer großen goldenen Kapsel befand, woran eine goldene Kette war, die man 25 bis 30 mal um den Hals winden konnte. Sie bat um die Kette. „Sie ist dein, sagte er, sobald du mir dein Kind gezeigt haben wirst, und damit du mir nicht einen Schwächling oder einen Murrkopf zur Welt bringst, versprech' ich dir alles zusammen, wenn du mir während des Gebährens ein bearnsches Lied singst.“ Den dreizehenten December 1553, um ein

Uhr

Uhr des Morgens fiengen die Wehen der Prinzessinn an; ihr Vater erhielt Nachricht davon und begab sich zu ihr in's Zimmer. Als sie ihn kommen hörte, sang sie das Lied: „Heilige Jungfrau, am Ende der Brücke! steh' mir bei zu dieser Stund! ꝛc.“ Als sie entbunden war, hieng ihr der Vater die goldene Kette um den Hals, gab ihr auch die goldene Kapsel, worinn sich sein Testament befand, und sagte: „Das ist dein, meine Tochter, aber das ist mein,“ indem er das Kind in seinen weiten Schlafrock nahm und ohne zu warten, bis man alles gehörig zubereitet hatte, es in sein Zimmer trug.

Der kleine Prinz wurde so genährt und auferzogen, daß man ihn zur Arbeit und zu Beschwerden tüchtig machte. Oft bekam er blos grobes Brod zu essen. Der gute König, sein Großvater, befahl es so, denn er wollte nicht, daß sein Enkel verweichlicht und verzogen werde, sondern daß er sich von frühester Jugend an in die Umstände und Noth schicken lerne. Oft hat man ihn, nach Landessitte, unter andern Kindern aus dem Schlosse und dem Dorfe Coarazze barfuß und mit bloßem Haupte sowohl im Winter als im Sommer gesehen. Und dieser Prinz ward nachher der berühmte Heinrich der Vierte, König von Frankreich.

23. Aufrichtiges Geständniß.

Als Herzog Bogislav von Pommern vom Reichstage zu Worms in seine Staaten zurück gieng, hörte er in Wittenberg Luthern predigen, und weil ihm dieser sowohl gefiel, sagte er zu ihm: „Herr Pater, ich möcht' euch wohl einmal beichten.“ Da nun Luther darauf antwortete: Ja wohl, Ew. fürstl. Gnade ist ein großer Herr, wird auch ohne Zwei-

sel ein großer Sünder seyn," so betheuerte der Herzog mit seinem gewöhnlichen Schwure, ja das sey gewiß wahr.

24. Freude zur Unzeit.

Der Pabst Clemens der Siebente (Julius aus dem Hause der Medicäer), welchen niedriger Geitz und eine meist inconsequente Politik den Römern verhaßt gemacht hatte, war ein ungemeiner Liebhaber von Melonen, und aß sie in solcher Menge, daß seine Gesundheit endlich darunter zu leiden anfieng. Er ließ einen damals in großem Rufe stehenden Arzt, Namens Matthäus Curtius, holen, der ihn aber nach wenigen Tagen an den Rand des Grabes brachte. Auf das sich hierauf fälschlich verbreitete Gerücht von dem Tode des Pabstes, ließen die Römer das Portrait dieses Aesculaps in Kupfer stechen, mit der Unterschrift: Ecce agnus Dei, qui tollit peccata mundi. (Siehe, das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt.) Der Pabst ward aber wieder gesund, und nahm die voreiligen Spötter beim Kopfe.

25. Wahrheit zur Unzeit.

Beaune ist wegen seines burgundischen Weines berühmt. Heinrich der Vierte hielt sich deshalb einst, als er durch diesen Orte reisete, eine Weile daselbst auf, und wurde von seinen getreuen Unterthanen aufs beste bewirthet. „Euer Burgunder ist herrlich, unvergleichlich," sagte der König. „O Sire, riefen sie von diesem Lobe begeistert aus; den finden Sie herrlich, unvergleichlich? Wir haben noch weit bessern als diesen." — „Habt ihr ihn

wirk-

wirklich? sprach der König; nun, so könnt ihr auch mehr dafür bezahlen!“ Die Abgabe davon wurde aufs Doppelte erhöht.

26. Grausame Wiedervergeltung.

Die Franzosen hatten im Jahr 1562 in Florida eine kleine Kolonie errichtet. Die Spanier, eifersüchtig über diese der Nachbarschaft wegen ihnen lästige Pflanzung, überfielen die Kolonie und machten alle Franzosen ohne Ausnahme nieder. Peter Melaney, der Befehlshaber der Spanier, ließ noch überdieß ein Denkmal an dem Orte errichten mit der Aufschrift: „Dieß hab' ich ihnen gethan, nicht weil sie Franzosen, sondern weil sie Lutheraner waren.“

Als ein Edelmann in Bretagne, Dominik von Gourgues, diese Schandthat erfuhr und hörte, daß sie ungerächt geblieben sey, ergrimmte er, und faßte den Entschluß, persönlich die Schmach seiner Brüder in dem Blute der Spanier auszuwaschen. Er verkauft alle seine Güter, rüstet drei kleine Schiffe aus, bemannt sie mit hundert bewaffneten Männern und achtzig Matrosen, erreicht Florida, landet, greift die Spanier an, und in Kurzem nimmt er ihnen drei Forts weg, die er zerstört. Von vierhundert Spaniern, welche dieses Land besetzt hielten, entkam nicht ein einziger; die nicht todt auf dem Platze blieben, wurden gefangen.

Nachdem die ganze Kolonie in Gourgues Gewalt war, und ihm nichts mehr zu thun übrig blieb, ließ er sich die gefangenen Spanier vorführen, warf ihnen ihre Grausamkeit, die sie vor vier Jahren an den Franzosen verübt hatten, vor, und ließ sie alle an eben die Bäume aufknüpfen, an welche die Franzosen gehangen worden waren. Die Innschrift des

Me-

Melaney ließ er vertilgen, und an ihre Stelle die Worte setzen: „Dieß hab' ich ihnen gethan, nicht weil sie Spanier, sondern weil sie Verräther, Räuber, Mörder waren.“ Er kehrte nach Frankreich zurück, allein hier zog ihm diese, ohne Befehl und Wissen des Hofes unternommene Expedition eine Verantwortung zu. Frankreich stund gerade in Friedensunterhandlungen mit Spanien; Gourgues wurde das Versöhnopfer, und sollte auf dem Schaffote bluten. Er entfloh aber, lebte einige Zeit versteckt zu Rouen, und starb zu Tours 1583.

27. Königliche Badereise.

Als Friedrich August der Erste, König von Polen und Kurfürst von Sachsen 1705 zur Badelust nach Karlsbad reisete, wurden dazu von Dresden aus dorthin kommandirt: 1) Von der Garde: 1 Oberster, 1 Major, 1 Quartiermeister, 1 Adjutant, 1 Regiments-Feldscherer, 6 Hautboisten, 1 Profos, 4 Kapitains, 12 Lieutenants, 4 Feldwebel, 8 Sergeanten, 40 Korporals, 12 Tambours, 72 Grenadiers und 288 Mousquetiers. — 2) Vom Wrangelschen Dragoner-Regimente: 1 Obristlieutenant, 2 Kapitains, 2 Lieutenants, 2 Kornets, 2 Wachtmeister, 4 Korporals, 2 Spielleute, 120 Gemeine. — 3) Von der Chevalier-Garde: 1 Lieutenant, 1 Korporal, 4 Brigadiers, 4 Sousbrigadiers, 20 Chavaliers-Gardes. — 4) Von der Schweizer-Garde: ein Kapitain-Lieutenant und 30 Gemeine. — Thut in Summa 668 Köpfe. Die Officiers erhielten doppeltes Traktament, die Gemeinen Brod- und Löhnungs-Zuschuß.

Sprachen nun um dieselbe Zeit und auf dieselbe Art vielleicht auch andere Monarchen in Karlsbad

bad ein, so mußte die Stadt in der That ein martialisches Ansehen erhalten. Die Truppen konnten in Bürgerhäusern nicht untergebracht werden, sondern mußten kampiren. Von Dresden wurden deshalb alle erforderlichen Lagergeräthschaften nach Karlsbad gesandt. Wenn Monarchen jetzt Bäder besuchen, mit welcher Einfachheit erscheinen sie nicht! Wer hätte es übrigens jenem prunkliebenden August 1705, als er mit solchem Pomp ins Karlsbad reisete, sagen sollen, daß er schon 1706 durch den Altranstädter Frieden entthront seyn würde!

28. Des blinden Dichters Heurath.

Milton verlor fast zu gleicher Zeit seine Gattin und sein Gesicht; indeß verheurathete er sich bald darauf wieder. Einer seiner Freunde wunderte sich, daß sich, bei seiner Blindheit, ein Frauenzimmer habe entschließen können, ihn zu ehelichen. „Sie sind in einem großen Irrthume, versetzte Milton, ich müßte nur auch noch taub seyn, so wäre ich gewiß eine der besten Parthien in ganz England.“

29. Dichterstolz.

Als die Rede davon war, daß der Ehekontract zwischen Scarron und dem Fräulein von Aubigné (der nachmals so berühmten Frau von Maintenon) aufgesetzt werden sollte, sagte er: „Ich bin es zufrieden, daß mir meine Braut ein paar schelmische Augen, den schlankesten Wuchs, ein paar wunderschöne Hände und vielen Geist zubringt.“ Der Notar fragte: „Was setzen Sie ihr dagegen zum Heurathgut aus?“ — „Die Unsterblichkeit! antwortete der ungestalte Dichter. Der Name der Gemah-

lin

lin eines Königs stirbt mit ihm; der Name von Scarröns Gattin wird unsterblich seyn."

30. Beschämung.

Ludwig der Vierzehente von Frankreich fragte einst, als durch Bougainville's Tod eine Stelle bei der Akademie erledigt worden war, ob sich Thomas um dieselbe gemeldet habe? „Nein, Sire, antwortete Bissy; er bewirbt sich wohl nicht um dieselbe, denn er war nicht bei mir." — „Er glaubte wohl nicht, sagte der König, daß Sie Mitglied wären."

31. Der christliche Bandit.

In Neapel fragten die Richter einen, beim Meuchelmord ergriffenen Banditen: Ob er auch die Fasten beobachtet habe? Unwillig antwortete er: „Haltet ihr mich denn nicht für einen Christen?"

32. Das Aeussere entspricht nicht dem Innern.

Der gelehrte Hermann Conring (der seiner Braut die Wahl ließ, ob er sie als Doctor der Gottesgelahrtheit, der Rechtswissenschaft oder der Arzneikunde zum Altar führen sollte) ward einst zu einem kranken Edelmann ans Land berufen, und ein vierspänniger Reisewagen, der ihm von dem Edelmanne zugeschickt wurde, kam vor seine Thür. Das kleine bucklige Männchen (denn so übel war der berühmte Vielwisser gestaltet) schlüpfte hurtig hinein, und wunderte sich fünf Minuten lang höchlich, daß sich das Fuhrwerk nicht von der Stelle bewege. „Nun, woran fehlts?" rief er endlich mit feiner Stimme aus dem Wagen heraus. — „Woran soll's

soll's fehlen? brummte der Kutscher, an dem Herrn fehlt's, den ich abholen soll." — „Was will er denn, versetzte Conring, ich sitze ja längst im Wagen." — „Ei der Tausend, rief der Kutscher, Er ist also der Herr, auf den ich warte? Nun, bei meiner Treu! Seinetwegen wär's nicht nothwendig gewesen, meine vier Hengste anzuspannen; Ihn hätt' ich auf den Armen forttragen können."

Etwas Aehnliches begegnete dem vor wenig Jahren verstorbenen Professor N., der von Natur sehr klein war. Als er einst, um im großen Kollegium eine Vorlesung zu halten, ausgieng, verlor er seine Hefte. Eine Bauerfrau, welche sahe, daß ihm ein Papier aus der Tasche fiel, rief ihm zu: „Kleiner, er hat sein Schreibbuch verloren."

33. Treffende Antwort.

König Jakob der Zweite von England besuchte einst den Dichter Milton aus bloßer Neugierde. Im Lauf des ziemlich einsylbigen Gesprächs fragte der König den blinden Dichter: ob er den Verlust des Augenlichts nicht für ein göttliches Strafgericht halte, deshalb über ihn ergangen, weil er vormals gegen Karl den Ersten, seinen Vater, geschrieben habe? „Wenn Ihro Hoheit, erwiederte der biedere Barde, die Unfälle, die uns hienieden betreffen, als Merkmale des göttlichen Zorns zu deuten belieben, was soll man da von dem traurigen Schicksale Ihres Vaters denken? Da muß Gottes Mißfallen an ihm weit größer gewesen seyn, als es jetzt an mir ist. Ich habe nur meine Augen, er aber seinen Kopf verloren."

34. Würdigung der Kleiderpracht.

König Karl der Zwölfte von Schweden liebte nichts weniger als die Kleiderpracht. Auf vieles Zureden seiner Hofleute ließ er sich ein mit Gold besetztes Kleid machen, zog es in ihrer Gegenwart an, und fragte: „Bin ich nun mehr, als ein König von Schweden?“ — Sie antworteten: „Ew. Majestät sind schon so groß an Macht und Ruhm, daß Sie nicht größer werden können.“ — „Wenn das ist, sagte der König, was soll mir denn der Bettel?“ — Er zog das Kleid aus, und schenkte es seinem Kammerdiener.

35. Das Feuerwerk.

Die Nachricht von der für die Franzosen so unglücklichen Schlacht bei Höchstädt im Jahr 1704 kam eben zu Paris an, als dem Geburtstage der Herzogin von Bourbon zu Ehren ein Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Weil aber Regenwetter einfiel, wurde dieß auf den folgenden Tag verschoben, und zugleich befohlen, eine Bedachung über das Feuerwerk zu machen. Der Kardinal Richelieu, damals allmächtiger Minister, der nichts von diesem Befehl wußte, fragte einen Arbeiter: was dieß zu bedeuten habe? Dieser kannte den Kardinal nicht, und antwortete lachend: „Wir packen das Freudenfeuer ein, um es nach Wien zu schicken, weil wir es hier nicht mehr nöthig haben.“ Als aber der Mensch noch an demselben Tage verschwand, und nie wieder gesehen wurde, merkten seine Kameraden erst, daß es Richelieu war, mit dem er gesprochen hatte.

36. Namensunterschrift.

Prinz Eugen, der Sieger bei Höchstädt, pflegte seinen Namen in drei Sprachen zu unterschreiben: Eugnis von Savoye. Kaiser Karl der Sechste fragte ihn, warum er das thäte? Eugen erwiederte: „Ich habe Welschland mein Leben, Frankreich meinen Ruhm, und Deutschland mein Glück zu danken.“ — Eine Dame fragte ihn ebenfalls über die Ursache dieser Unterschrift. Eugen sagte: „Ich will zeigen, daß ich ein dreifaches Herz habe. Das Herz eines Italiäners gegen meine Feinde, das Herz eines Franzosen gegen meinen Monarchen, und das Herz eines Deutschen gegen meine Freunde.“

37. Barbarische Bestrafung.

Während der Regierung der Kaiserin Elisabeth von Rußland, um die Mitte des achtzehenten Jahrhunderts, zeichnete sich die Gräfin Lapuchin als die größte Zierde dieses Hofes aus. Unglücklicher Weise aber kam sie durch ihre Vertraulichkeit mit einem fremden Gesandten in den Verdacht, daß sie an einem Komplott gegen die Regierung Theil nehme. Ohne Ueberführung, ja sogar ohne Untersuchung und ohne alles rechtliche Verfahren wurde sie zur Strafe der Knute verurtheilt. Sie wurde nach dem Richtplatze abgeholt, ohne daß ihr das Urtheil vorher wäre kund gemacht worden; sie wußte gar nicht, was ihrer wartete, und was das ganze Verfahren bedeuten sollte. In einer leichten, reitzenden Kleidung erschien sie an dem Orte, wohin sie berufen ward. So groß auch ihre Unbedachtsamkeit gewesen seyn mochte, eines wirklichen Verbrechens war sie sich nicht bewußt; ihre Jugend, ihre Schön-

heit

heit und Liebenswürdigkeit, ihre Lebhaftigkeit und ihr Verstand — alles sprach für sie, aber vergebens! Wie erstaunte die Unglückliche, als sie den Händen der Büttel übergeben wurde! Mit Entsetzen sah sie diese Menschen an, und schien noch zu zweifeln, ob die schauerlichen Anstalten um ihretwillen gemacht würden. Als man ihr aber das Tuch abnahm, welches ihren Busen bedeckte, empörte sich ihre weibliche Sittsamkeit; sie erblaßte und brach in Thränen aus. Einer von den Knechten zog sie bis aufs Hemde nackt aus, und auch das Hemde wurde ihr bis zum Gürtel herabgestreift. Jetzt faßte sie der Büttel bei beiden Händen, warf sie auf seinen Rücken, und hob sie einige Zolle von der Erde empor; der andere packte ihren zarten Körper mit Ungestümm an, und legte sie zurecht, um die Strafe zu vollziehen. Darauf ergrief er die Knute (eine Art von lederner Peitsche), trat einige Schritte zurück, holte aus, und riß ihr mit dem ersten Streich einen Streif ihrer weißen Haut vom Halse ab, und wiederholte diese Streiche so lange, bis alle Haut in schmalen Streifen abgehauen, und ihr schöner Rücken ganz zerfleischt war. Dann wurde der Unglücklichen die Zunge abgeschnitten, und die unersättliche Rache damit vollendet, daß sie nach Siberien verwiesen wurde.

38. Der königliche Virtuos.

In dem Gasthofe zu Amsterdam, wo König Friedrich der Zweite von Preußen mit dem Obersten Balbi im strengsten Incognito 1752 abgetreten war, wünschte er eine holländische Pastete zu essen, deren Geschmack man ihm als etwas Außerordentliches gerühmt hatte. Er gab dem Obersten Balbi den

den Auftrag, bei der Wirthin eine zu bestellen. Als der Oberste der Wirthin, die wahrscheinlich ihre Fremden, wegen ihrer schlechten Kleidung, eben nicht für Kapitalisten halten mochte, diesen Auftrag gab, betrachtete sie ihn erst von oben bis unten, und sagte auf gut holländisch: „Es ist ganz gut, daß Sie eine Pastete essen wollen: aber können Sie selbige auch bezahlen? Wissen Sie wohl, daß eine solche Pastete dreissig Gulden kostet?"

Balbi antwortete, daß der Fremde so etwas wohl bezahlen könnte, indem er ein Virtuose sey, der in einigen Stunden viel Geld gewänne, wenn er sich hören ließe. Sie ließ sich von Balbi erklären, was ein Virtuose sey, und sagte: „Ey, so muß ich ihn auch hören!" Darauf lief sie vor Balbi in das Zimmer des Königs, und sagte mit vieler Höflichkeit: „Mein Herr, da Sie so schön pfeifen können, wollten Sie mir wohl auch etwas vorpfeifen?"

Der König wußte Anfangs nicht, was die Frau wollte; als ihm aber Balbi die Veranlassung der Rede französisch mitgetheilt hatte, lächelte er, ergriff seine Flöte, und spielte so meisterhaft, daß die Frau voll Verwunderung da stand. Als er endlich, zu ihrem großen Mißvergnügen aufhörte, rief sie aus: „Gut, mein Herr, Sie können schön pfeifen, und wohl einige Batzen verdienen; auch will ich Ihnen eine Pastete machen."

39. Nationalstolz.

Als der Bruder des berühmten Seefahrers, Lord Anson, auf seiner Reise in der Levante, mit einem alten griechischen Steuermann nach Tenedos überfuhr, rief letzterer beim Anblick dieser Insel freudig aus: „Ja, da war es, wo unsere Flotte lag."

lag." — „Von welcher Flotte redet ihr denn?" — „Ey, von der griechischen vor Troja."

40. Viel in wenig Worten.

Ein Höfling bat den Kardinal Mazarin, seine Noth nur in drei Worten vorstellen zu dürfen. „Wohl, versetzte er, aber nur in drei Worten!" (Es war im Winter). „Frost und Hunger." — „Holz und Brod!" antwortete der Kardinal, und der lakonische Bittsteller erhielt eine Pension.

41. Besonnenheit in der Gefahr.

Im siebenjährigen Kriege zog die französische Armee, von der hannövrischen gedrängt, sich einst schnell zurück, und der Feind folgte ihr in drei Kolonnen dicht auf dem Fuße nach. Ein äußerst dichter Nebel fiel ein, und die Armeen kamen sich bis auf eine Viertelstunde nahe. Ein französischer Dragoner, der seitwärts in ein Dorf geritten war, und sich verspätet hatte, wollte nun seinem Regimente nach, als er plötzlich auf beiden Seiten den englischen Marsch schlagen hörte, und dadurch aufs gewisseste überzeugt ward, daß er sich mitten unter den Feinden befinde. Noch schützte ihn der Nebel, der ihn kaum einige Schritte weit sehen ließ, und er eilte, so viel er konnte, um sich zu retten. Indem er dieß that, sah er einen hannövrischen Officier, der zwischen seinen Kolonnen ganz sicher zu seyn glaubte, daher gesprengt kommen. Der Franzose rief aufs unvermutheste ihn an: „Pardon gebeten, oder ich schieße dich vom Pferde!"

Betäubt durch einen so unvermutheten Angriff, und in der Meinung, daß er wirklich unter die

 Feinde

Feinde gerathen seyn müsse, wählte dieser das erstere, und ergab sich. Aber kaum hatte er dieses gethan, als er abermals den Marsch seiner Landsleute hörte, und von neuem überzeugt ward, daß er noch völlig sich zwischen dem Heer der Freunde befinde. „Was willst du denn, sprach er zu seinem Ueberwinder, sind wir nicht in den englischen Kolonnen? Wie kannst du mich hier anzugreifen wagen?" — „Ich weiß gar wohl, erwiederte dieser, wohin ich mich verirrt habe, und wo ich gern wieder herauszukommen wünschte. Doch jetzt ist mein Fall zweierlei: entweder ich werde entdeckt, und dann bin ich dein Gefangener, oder ich komme glücklich aus euren Kolonnen heraus, und dann bleibst du der Meinige."

Vergebens bot der Engländer, durch das Schimpfliche in dieser Ueberraschung gekränkt, Uhr und Börse, was er nur bei sich hatte, ihm zum Lösegelde an. Der Franzose blieb bei seinem Entschlusse, und das Glück wollte ihm so wohl, daß ihm dessen Durchsetzung gelang.

42. Der Pfarrer und der Dieb.

Ein Pfarrer in der Gegend von Paris hörte in der Nacht vor Pfingsten einen Dieb an seinem Kammerfenster. Er springt auf, nimmt eine geladene Pistole und stellt sich an's Fenster, um den Räuber zu empfangen. Jener stößt die Laden ein, und Beide bekommen einander zu Gesicht. „Wer da?" ruft der Priester. „Apostolus Domini (ein Apostel des Herrn)" antwortete der Böswicht mit grober Stimme. „Accipe spiritum sanctum (nimm hin den heiligen Geist)" versetzte der Pfarrer, und drückte seine Pistole auf ihn los.

43. Der Sackpfeifer und der Wolf.

Ein Sackpfeifer gieng einst betrunken aus Spandau fort, und fiel in eine Höhle, die man zum Wolfsfange angelegt hatte. Es war jetzt auch wirklich ein Wolf darinn, der sich nicht wenig über die Ankunft des Musikers verwunderte, und ihm sein Erstaunen bald durch grimmiges Zähnefletschen zu erkennen gab. Der berauschte Sackpfeifer blieb ganz ruhig, nahm in der Lustigkeit sein liebliches Instrument zur Hand, und spielte dem Wolf etwas vor, der mit seiner Stimme aus allen Kräften accompagnirte. Nach einiger Zeit schritt der Musiker auch zur Vokalmusik, und sang bald adagio, bald presto, bald lamento; der Wolf intonirte fleißig. Endlich hörten benachbarte Jäger diesen Lärmen, und befreiten den Sackpfeifer von seinem grimmigen Gehülfen. Orpheus beneidest du nicht den märkischen Virtuosen?

44. König Friedrich und Voltaire.

Als sich Voltaire am Hofe König Friedrichs des Zweiten von Preußen aufhielt, fand sich auch ein Engländer in Berlin ein, der ein so außerordentliches Gedächtniß hatte, daß er alles, was man ihm vorlas oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, wieder hersagen konnte, ohne ein Wort oder einen Ausdruck davon zu vergessen. Der König ließ diesen Mann zu sich kommen, stellte ihn auf die Probe, und erstaunte über sein außerordentliches Gedächtniß. Gleich darauf ließ Voltaire dem Könige sagen, er wünschte ihm eines von seinen neuesten Gedichten vorzulesen. Der König bewilligte dieß, beschloß aber auch zugleich, Voltai-

ren in Verlegenheit zu setzen. Er ließ daher den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, genau auf dasjenige Achtung zu geben, was Voltaire ablesen würde.

Voltaire fand sich zur bestimmten Stunde ein, und las sein Gedicht mit allem Pathos vor, um den König zum Vortheil desselben zu gewinnen; dieser aber that, als wenn er ganz kalt dabei bliebe, und sagte, als Voltaire seine Vorlesung beendigt, und ihn um seine Meinung über das Gedicht gebeten hatte: er habe bemerkt, daß der Herr von Voltaire sich seit einiger Zeit fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgebe; eine solche Dreistigkeit habe er von ihm nicht erwartet, und er sey deshalb gar nicht mit ihm zufrieden.

Voltaire erschrack über diesen Vorwurf und betheuerte bei allem, was heilig sey, er verdiene ihn nicht, und der König thue ihm Unrecht. „Ey, sagte Friedrich, ich will Sie gleich überführen, daß ich Recht habe. Die Verse, die Sie eben jetzt vorgelesen haben, gehören einem Engländer an, der sie verfertiget hat.“ Voltaire gerieth in Eifer, vertheidigte sich noch lebhafter, und schwur, daß die Arbeit, die er vorzeige, sein Eigenthum sey. „Nun so kommen Sie vor, rief der König dem Engländer hinter dem Schirme zu, und sagen Sie dem Herrn von Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will.“ Mit Ernst und Würde trat der Engländer hervor, und wiederholte Voltaire's Gedicht, ohne auch nur ein Wort auszulassen. „Nun, sagte der König, hab' ich nicht Recht?“ — „Himmel, rief Voltaire, hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich mein Gedicht zueignet? Hier geht eine Zauberei vor, die mich zur Verzweiflung bringt.“ Der König lachte

über

über diesen Auftritt, und entließ den Engländer mit einer Belohnung.

45. Eine angenehme Entdeckung.

Eine alte Jungfer in London, die ziemlich reich, aber auch nicht wenig geitzig war, hatte in den letzten Jahren ihres Lebens ihre ganze Zuneigung einer Katze geschenkt, die sie Puß nannte, und die in dem Zimmer ihrer Gebieterin eine Schlafstube hatte, welche in dem Tafelwerke über einem Schranke angebracht war. Ihre Gebieterin sorgte dafür, die Ueberreste der Mahlzeit ihrer guten Freundin in einem besondern Schubkästchen einzuschließen. Unter diesem Schubkästchen gab es noch ein anderes geheimes Schubkästchen, das die Katze von ihrer Gebieterin oft öffnen gesehen hatte.

Als die alte Jungfer todt war, zogen die Erben in ihr Haus, und die Katze wurde vernachläßiget; sie hatte oft Hunger, und dann kratzte sie an dem Schubkästchen, worinn sich sonst ihr Futter befand. Man öffnete es, und da das Fleisch lange darinn gelegen hatte, so lüftete man das Schubkästchen. Die Katze kratzte nunmehr noch begieriger an dem Schubkästchen darunter! Man glaubte, es wäre auch noch ein Vorrath von Lebensmitteln darinn; man wollte es aufmachen, allein man konnte nicht. Als es endlich aufgebrochen wurde, fand man darinn zwanzig Säcke mit Geld, jeden mit tausend Pfund Sterling. Die Erkenntlichkeit gegen Puß beschränkte sich nicht darauf, daß man ihm sein Schlafzimmer wieder einräumte, und einen guten Tisch gab, sondern man setzte ihm auch noch einen Jahrgehalt von zwölf Pfund Sterling aus.

46. Die Minister — im Bette.

Der große William Pitt hatte mit dem ersten Lord der Schatzkammer, dem Herzog von Newcastle, manchen lebhaften Streit. Pitt behauptete das Ministerium durch seinen Geist, Newcastle imponirte durch seinen Rang; Pitt machte die Plane, Newcastle hatte die Sorge für das dazu nöthige Geld u. s. w. — So war denn auch einmal die Frage: ob eine Eskadre zu Beobachtung der französischen Küste abzusenden sey? Pitt war bestimmt dafür, Newcastle wollte eben so hartnäckig das Gegentheil. In dieser Stimmung machte letzterer dem erstern einen Besuch. Pitt hatte das Podagra, lag zu Bette und litt kein Feuer im Kamin. Newcastle war äußerst frostig, fand die Kälte unerträglich, und fieng das Gespräch mit einer Beschwerde darüber an. Bald ward er das Bette von Milady gewahr. „Ey, sagte er, mit Ihrer Erlaubniß! die Kälte ist doch gar zu groß.“ Und so nahm er ohne weiters Besitz davon. — Jetzt denke man sich die beiden Staatsmänner, bis an das Kinn in die Federn versteckt und in dem hitzigsten Streite über den bewußten Gegenstand. „Es geht nicht! schrie der Herzog, eine Flotte in dieser Jahreszeit, wo denken Sie hin?“ — „Aber sie soll und muß auslaufen! erwiederte Pitt; ich habe Ihnen ja die Ursache gesagt, es kann nicht anders seyn, es soll und muß geschehen.“ So vertheidigte jeder seine Meinung und gestikulirte mit Händen und Füssen dazu. Indessen (um es beiläufig zu sagen) Pitt behielt die Oberhand, die Flotte lief aus, und der Admiral trug einen vollständigen Sieg davon.

Ende des vierten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel, / Migne, Jacques Paul / Montfaucon, Bernard de

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 4

Ulm (1822)

H.misc. 18 q-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737494-7